

GEOFFREY T. BULL

HINTER
eisernen Toren



starkundmutig

Hinter eisernen Toren

Geoffrey T. Bull

Band 3 der Jugendbuchreihe »starkundmutig«

gebunden, 352 Seiten

Artikel-Nr.: 256632

ISBN / EAN: 978-3-86699-632-8

Als Missionar ins Innere Tibets, dem »Dach der Welt« – das war der Plan. Doch es kommt anders ... Inmitten stürmischer Zeiten wird Geoffrey T. Bull (1921 – 1999) Zeuge der letzten Tage tibetanischer Unabhängigkeit. Nachdem er bei seinem Aufenthalt im Grenzgebiet von China und Tibet enge Freundschaft mit den Tibetanern hat schließen können, erlebt er nun die rotchinesische Eroberung des »Daches der Welt«. Von den Kommunisten gefangen genommen, kommt er – als Brite unter Spionageverdacht gestellt – auf unbestimmte Zeit in Haft. ...

Wenn Sie ein "echtes" Buch bevorzugen oder diesen Artikel verschenken möchten, können Sie diesen Download-Artikel ggf. auch käuflich erwerben, solange verfügbar.

Besuchen Sie für weitere Informationen bitte folgende Seite: www.clv.de



Christliche Literatur-Verbreitung e. V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

GEOFFREY T. BULL

HINTER
eisernen Toren

starkundmutig

1. Auflage 2020 (CLV)

Die Originalausgabe erschien 1955 unter dem Titel *When Iron Gates Yield* im Verlag Hodder & Stoughton, London, die deutschsprachige Ausgabe 1956 unter dem Titel *Am Tor der Gelben Götter* im R. Brockhaus Verlag, Wuppertal.

© der überarbeiteten Ausgabe 2020
by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld
www.clv.de

Übersetzung: Ulrich Wever und Horst Kanitz
Satz: Anne Caspari, Marienheide
Umschlag: Lucian Binder, Marienheide
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Artikel-Nr. 256632
ISBN 978-3-86699-632-8

INHALTSVERZEICHNIS

KRIEG AUF DER HOCHEBENE _____ 10

Einsame Sendung _____ 10

Po feiert den ersten Mond _____ 24

Zusammenstoß der Mächte _____ 38

Konflikt in Batang _____ 52

Tal der Entscheidung _____ 76

Ins Innere Tibets _____ 90

Gast beim Neunten General _____ 104

Gesandter für das Lama-Königtum _____ 116

Die rote Eroberung _____ 128

KRIEG GEGEN DIE SEELE _____ 142

In Haft _____ 142

Gefangener in Batang _____ 156

Im tibetanischen Burgverlies _____ 178

Unter Bewachung durch Xikang _____ 202

Zum Volksgerichtshof _____ 220

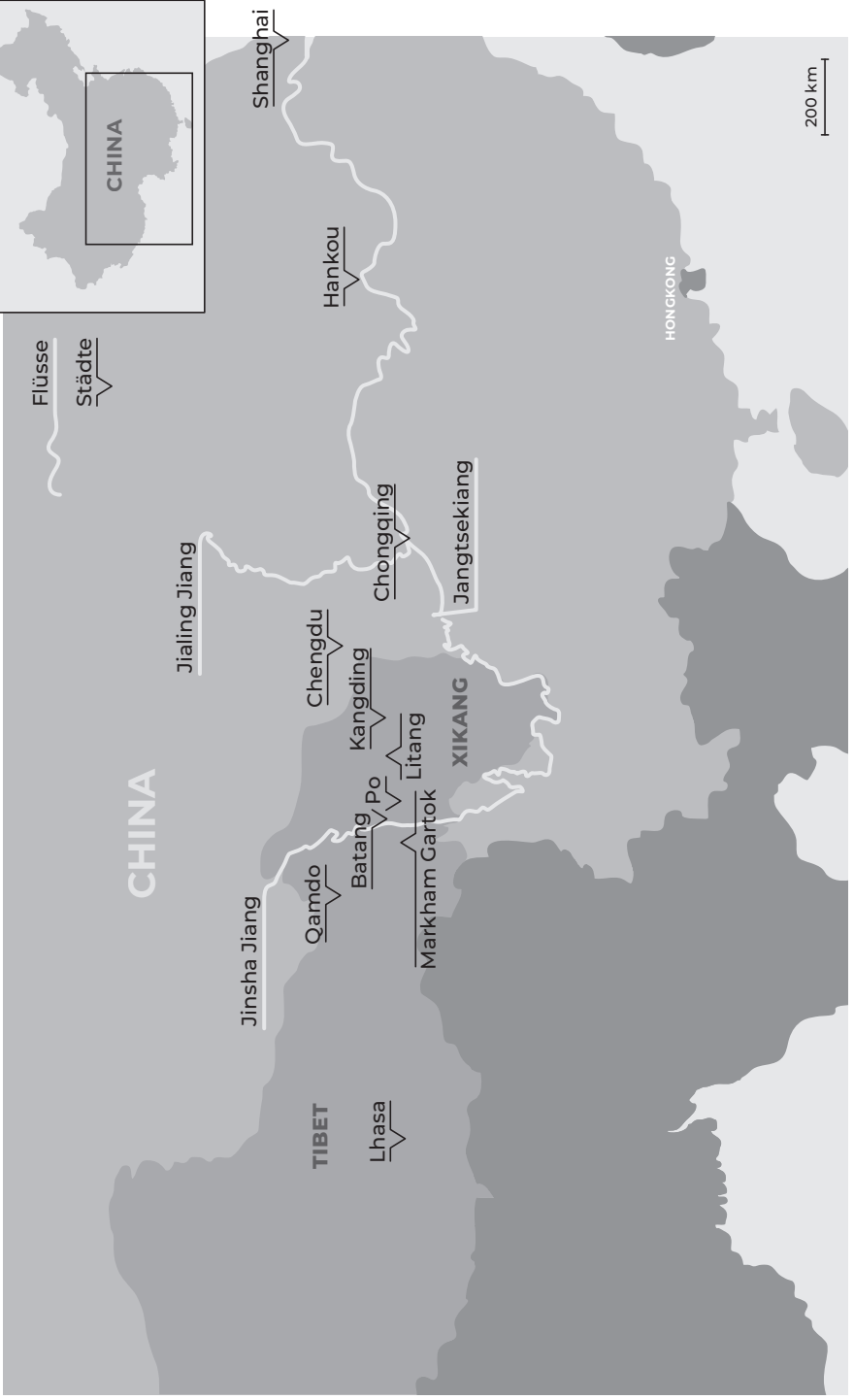
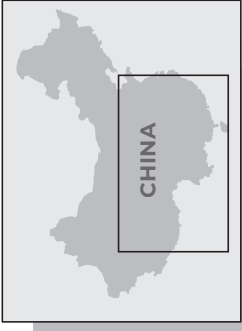
Am Leben verzweifelt _____ 234

Im Gefängnis für Gegenrevolutionäre _____ 262

In der Schlangengrube _____ 280

Zwangsjackenbehandlung für Gesunde _____ 306

Wenn eiserne Tore nachgeben _____ 334



Vorwort des Verlags

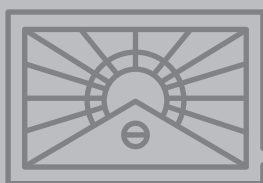
Als der kommunistische Führer Mao Tse-tung am 1. Oktober 1949 die Volksrepublik China ausruft, befindet sich Geoffrey T. Bull bereits seit über zwei Jahren in dem Land, das zu jener Zeit schwere Unruhen durchleiden muss. Chinas bisherige Nationalregierung der Kuomintang muss sich nach Taiwan zurückziehen, während die Volksbefreiungsarmee der Kommunisten mehr und mehr den Sieg davonträgt.

Den englischen Missionar zieht es dorthin, wo er sich von Gott hinberufen spürt: nach Tibet. Das »Dach der Welt«, das bisher zwar mit China verbunden, aber de facto unabhängig war, wird nun von den kommunistischen Truppen eingenommen. Im Mai 1951 wird zwischen Vertretern der tibetischen und chinesischen Regierung ein Abkommen zur »friedlichen Befreiung Tibets« unterzeichnet.

Bull, der sich während dieses Umbruchs mitten in Tibet befindet, wird als Ausländer unter Spionage-Vorwurf verhaftet und erfährt im Gefängnis die Methoden der berüchtigten »Gehirnwäsche«. Doch er weiß sich geborgen in der Hand Gottes und erlebt, wie aus seinem Gottvertrauen große Kraft strömt und allein sein Glaube an Jesus Christus ihn bewahrt hält.

ERSTER TEIL
**KRIEG AUF DER
HOCHEBENE**

**EINSAME
SENDUNG**



*»Doch ich muss heute und morgen und
am folgenden Tag weiterziehen.«*

LUKAS 13,33

Grau lag der Himmel über dem Tal, dessen weit ausgestreckte, mit Fichten bestandene Arme hoch aufragten, als wollten ihre Höhen – zerklüfteten, felsigen Fingern gleich – nach Wolken und Nebel greifen. Ungemütlich, in bizarren Formen, aber erhaben in seiner Einsamkeit, dehnte sich das Land. Nur weit in der Ferne sah man einen Pfad sich durch dunkle Wälder winden und schließlich über einen grasigen Bergrücken in Richtung Westen führen. Diesem Pfad galt mein Blick.

Wie angewurzelt stand ich da und sah einer Reitergruppe nach, die sich langsam auf jenen weltabgelegenen Pass zubewegte. Schwächer und schwächer wurde der Klang der Pferdehufe. Bald erreichten die scheidenden Reiter eine tiefe Bergschlucht und entschwanden meinen Blicken. Doch lange, lange noch blieb ich jener Richtung zugewandt. Ich hatte Abschied genommen von meinem Mitarbeiter George und dessen Begleitern und stand nun einsam und allein in diesem äußersten Land der Welt. Noch einmal sah ich über Klüfte und Höhen, sah zu dem mächtigen Talkessel hin, hinter dem der beinahe legendäre »Fluss des Goldenen Sandes«¹ nach Westen strömte. Hinter ihm lag das geheimnisvolle Land Tibet.

1 *Jinsha Jiang* oder »Fluss des Goldenen Sandes«: Oberer Nebenfluss des Jangtsekiang.

Eine seltsame Leere und Verlassenheit überkam mich. Mein nächster europäischer Nachbar war 21 Tagereisen von mir entfernt, und der Weg zu ihm führte durch hoch gelegenes Nomaden- und Banditengebiet. Meine einzigen Genossen waren Menschen des tibetanischen Volkes, zu denen ich als Missionar gesandt war. Ich hätte einen tatkräftigen Mitarbeiter in unmittelbarer Nähe gut gebrauchen können, aber wir waren beide zu der Überzeugung gekommen, dass wir diese satanische Festung mit Gottes Hilfe wohl in gemeinsamer Arbeit erobern, aber von getrennten Wirkungskreisen aus angreifen und berennen mussten.

Endlich unterbrach die Stimme Pangda Dopgyays, des »Herrschers des Tales«, mein schweigendes Nachdenken.

»Wollen Sie den Grauen reiten?«, fragte er und rief mich damit in die raue Wirklichkeit zurück.

Diese Frage war wohl ein Scherz, denn dass ausgerechnet ich dieses schneidige, überaus feurige Tier übernehmen würde, daran war nicht zu denken. Es hätte Selbstmord für mich bedeutet, oder zumindest hätte meine Ungeschicklichkeit mich vor den Tibetanern unmöglich gemacht. Mein Freund George hatte dieses temperamentvolle Pferd zurückgelassen, und außer diesem Tier stand nur noch Bundis Streitross zur Verfügung. Bundi, ein großer, stämmiger und gutmütiger Bursche, war der Hauptmann der örtlichen Miliz und sehr stolz auf sein Schlachtross.

»Sie können gern mein Pferd reiten, wenn Sie wollen!«, sagte er mit einem verschmitzten Augenzwinkern.

Das hieß, einen Löwen gegen einen Tiger einzutauschen, während alles, was ich meistern konnte, eine Katze war! Aber was half es! Es gab im Augenblick keine andere Möglichkeit für mich,

als die Blamage einzustecken, in der Hoffnung, dass ich eines Tages doch noch Gelegenheit finden würde, mir die Hochachtung meiner tibetanischen Freunde zurückzugewinnen. So kletterte ich auf das Schlachtross, während ein junger Bursche die Zügel ergriff und mich langsam zurück ins Dorf führte.

Dieser Ritt war nicht angenehm. Es war Januar, und die Felder waren hart gefroren. Scharf schnitt uns die eisige Winterluft ins Gesicht. Der Junge und ich stolperten langsam vorwärts. Keiner sprach ein Wort.

Ich dachte zurück. Fast drei Jahre waren vergangen, seit George und ich in Shanghai gelandet waren. Das große Menschengewühl dieser Weltstadt hatte uns erschreckt, und besonders ein Bild war es, das uns vor allen anderen bewegt hatte und nicht aufhörte, uns zu verfolgen: kleine Kinder, die, in schmutzige Lumpen gewickelt, auf der Straße lagen und sich selbst überlassen waren.

Und dann war da jener letzte Abend, den ich niemals wieder vergessen werde. Wir stiegen an Bord des großen Flussdampfers. Ein schwaches Licht war tapfer bemüht, die überfüllte kleine Kabine zu erleuchten. Vier Kojen waren zu erkennen, vier Missionare und ein riesiger Berg Gepäck – das Ganze in einem Raum von der Größe eines Kohlenlochs.

Von draußen drangen flackernde Lichter zu uns herein und die unheimlich wirkenden Rufe der Kulis, die mit langen Bambusstangen ihre Fracht, riesengroße Ballen, auf das Schiff dirigierten. Dazu ein unbeschreibliches Durcheinander von Menschen, Tieren und Dingen und ein kaum auszuhaltender Gestank! Und immer noch wurde die Menschenmasse zwischen den Decks dichter zusammengepfercht. Sie bot einen traurigen Anblick.

In der Enge unseres Kabinenlochs waren wir still geworden zum Gebet. Würden wir unseren Kurs halten können, unseren Auftrag erfüllen? Ganz China lag vor uns und im fernen Westen Tibet, das Land unserer Berufung! Würden wir Christus treu bleiben und die Schlacht gewinnen?

Trotz unserer Gebete blieben wir erwartungsvoll beklommen. Aber da drang eine wunderbare Stimme in diese dumpfe Beklommenheit. Es war Con Baehr, der jetzt zu singen begann. Lange, lange noch sollte der Klang dieser Stimme auf meinem Weg der Tränen, von dem ich da noch nichts ahnte, mit mir gehen, besonders dieses eine Lied:

*»Deiner Dornenkrone bringe
ich Preis und Ehre dar,
dass meine Seele ewig singe:
Führ mich nach Golgatha!
Der Kelch, den du für mich genossen,
das Blut, das du für mich vergossen,
das Leben, das für mich entsprossen,
führt mich nach Golgatha.«*

Gemeinsam mit George Patterson war ich nach einer kurzen Zeit des Sprachstudiums in Zentralchina endlich in Kangding, der damaligen Hauptstadt der Provinz Xikang, angekommen. Dort blieben wir eineinhalb Jahre zusammen, lernten Tibetisch und knüpften wertvolle Verbindungen zu den zahlreichen Tibetanern, die in jenem Distrikt lebten. Auch die Pangda-Brüder hatten wir dort getroffen, mächtige tibetanische Fürsten und begeisterte Nationalisten. Auf ihre Einladung hin waren wir

fünf- bis sechshundert Kilometer westwärts über die tibetani-
sche Hochebene nach Po² gezogen, wo sich ihre Bergfestung be-
fand, nicht weit vom Fluss des Goldenen Sandes entfernt.

Der »Große Fluss«, wie er von den Tibetanern genannt wird,
ist in Wirklichkeit einer der oberen Nebenflüsse des Jangtse³. Zu
jener Zeit, es war 1949/50, bildete er die politische und militäri-
sche Grenze zwischen dem Gebiet von Tibet, das von der *Kuo-
mintang*⁴ kontrolliert wurde, und jenem anderen Teil des Landes,
der der *Lhasa-Regierung* unterstand. Lhasa hatte seine eigene Ar-
mee und Verwaltung und hielt sich China gegenüber möglichst
unabhängig. Während der Kommunismus im eigentlichen Chi-
na an Boden gewann, trat diese Unabhängigkeit immer deutli-
cher hervor, und die Tibetaner aus dem Xikang-Gebiet sehnten
sich ebenfalls danach, das kommunistische Joch, das zum Teil
ohnehin nur noch dem Namen nach bestand, ganz abzuwerfen.
Von diesem Grenzgebiet aus hofften George und ich in das Herz
des eigentlichen Tibets vorzustoßen.⁵

Wie lange lag es nun schon zurück, dass wir Shanghai verlas-
sen hatten! Drei Jahre! Und während dieser drei Jahre hatten wir
Gottes wunderbare Führungen gemeinsam erlebt. Wir hatten

2 Po: Heute vermutlich *Bomixiang*.

3 *Jangtsekiang* oder *Chang Jiang*: Mit 6380 Kilometern der längste Fluss Asiens und dritt-
längster Fluss der Welt.

4 *Kuomintang* (»Nationale Volkspartei Chinas«): Mächtigste Partei Chinas von 1928 bis
1949, gegründet von Sun Yat-sen und ab 1925 geführt von Chiang Kai-shek; nach dem
gegen die Kommunistische Partei Chinas verlorenen Bürgerkrieg 1949 nur noch auf
Taiwan.

5 Der tibetische Kulturraum ist zu jener Zeit unterteilt: Das eigentliche, innere Tibet un-
tersteht der Regierung in Lhasa; einige »Außengebiete« unterstehen China (u. a. in der
Provinz Xikang), Indien, Nepal und Bhutan.

erfahren, wie er alle Schranken, die sich immer wieder vor uns aufbauten, überwand, wie er aus jeder Not half und seine Verheißungen Tag für Tag aufs Neue erfüllte. In dem Bewusstsein, von ihm gesandt und von ihm beauftragt zu sein, waren wir gerade zu diesem kritischen Zeitpunkt durch ganz China gereist, Hunderte von Kilometern tief in das von Tibetanern bewohnte Land. Ja, gerade auch im Umgang mit den Behörden hatte er uns viel Verständnis und Entgegenkommen geschenkt. Und nun war George auf dem Weg nach Indien. Die Lhasa-Regierung hatte genehmigt, dass er mitten durch Südosttibet ziehen könnte – eine Antwort auf nie ermüdendes Flehen und Beten.

Geduldig trottete mein Pferd voran. Nur noch einen Steinwurf weit und wir würden im Dorf sein. Die gedrückten, festungsähnlichen Häuser, die an den Ufern des Mühlbaches standen, sahen ungepflegt und schmutzig aus. Grau hoben sie sich von dem Hintergrund lichter Berghänge ab. Von den Vorsprüngen der flachen Dächer flatterte hier und da ein Gebetsfähnchen, als erhöbe es sich gegen einen unsichtbaren Feind. Zwischen zerfallenen Steinmauern lagen zerhackte Stücke Brennholz wahllos auf den kotübersäten Höfen, und die Hunde liefen bei unserem Einzug bellend herbei und fletschten ihre Zähne.

Wir ritten die Hauptstraße entlang, die sich zwischen den einzelnen Häusern mehr zufällig als beabsichtigt gebildet hatte, und kamen an die Holzbrücke, die über den Mühlbach führte. Am Rand des Wassers lag ein großer schwarzer Stein, auf dem die kräftigen Arme der Hausfrauen ihre zerlumpte Kleider sauber stampften und schlugen. Lustige kleine Schelme, mit dreckigen Gesichtern und ärmlich in Schaffelle gekleidet, sahen von ihrem Spiel zwischen den Abfallhaufen auf. Ihre Lieblingsbe-

schäftigung war, mit Steinen zu werfen, wobei sie mit untrüglicher Sicherheit jedes ins Auge gefasste Ziel erreichten.

Nun führte die Straße höher hinauf. Sie wurde zu einem Weg, der zu dem großen weißen Herrensitz des Pangda Dopgyay und seiner Familie führte. Als Fürst hoher Herkunft und Herr seines Rittergutes herrschte er von dieser Burg aus weit über das Land.

Pangda Dopgyay galt als einer der mächtigsten Fürsten. Seine Lehensherrschaft erstreckte sich auf fast alle Bewohner, auf das weit ausgedehnte Nomadenland, auf die urbaren Täler und auf das Wegerecht. Das dreistöckige Gebäude aus weiß gekalkten Mauern mit geordneten Reihen hoher trapezförmiger Fenster, die etwa sieben Meter über dem Boden begannen, beherrschte den Hof, in den wir nun eintraten. Zahlreiche Jagdhunde verkrochen sich vor der drohenden Peitsche, während der zahme Hirsch, ein riesiges Tier mit einem Prachtgeweih, uns vom Eingang seines Stalles aus königlich herablassend nachsah.

Ich überquerte den Hof, und nachdem ich auf das sonnengebrannte Tondach geklettert war, das den Eingang zu den halb unterirdischen Schuppen unseres Hausherrn bedeckte, stand ich vor dem Eingang unserer kleinen Blockhütte. Ga Ga, meinem Diener, gelang es endlich, das ausländische Vorhängeschloss zu öffnen, und ich trat in unser vorübergehendes Heim.

In der offenen Feuerstelle glommen noch die Holzscheite. Ein grauer, rußiger Rauch stieg auf und suchte sich langsam seinen Weg durch die dafür vorgesehene Öffnung im Dach. Wie viel von dem Rauch und Ruß überhaupt den Weg durch jene kleine quadratische Öffnung in dem mit Lehm verschmierten Putzwerk hinaus ins Freie fand, blieb immer eine ungeklärte Frage. Die ehemals weißen Blätter der Bücher auf den primitiven Regalen,

die nur mangelhaft an den horizontal laufenden Fichtenstämmen befestigt waren, hatten längst eine schmutzig-gelbe Farbe angenommen, und die Stämme oberhalb der Feuerstelle waren dick verkrustet mit Ruß und Teer.

Der Qualm dieser Hütte biss schmerzhaft in die Augen, während ich auf das einzige etwa dreißig mal dreißig Zentimeter große Fenster zuging und die Lade aufriss, die nicht nur zum Verschließen des Fensters, sondern auch als Unterlage zum Zerschneiden von Yakfleisch⁶ diente. Sogleich zog der Rauch in Fetzen davon, und die Luft im Raum wurde besser.

Deutlich sah man nun die zusammengesetzten Möbelstücke. Vor der Tür waren einige mit Yakhaut bespannte Kisten aufgestellt, die uns als Vorratskammer dienten. Links davon stand eine weitere Kiste als Medizinschrank. Daneben hing altes Sattelzeug. Dort, wo sich die Feuerstelle befand, lagen angeschwärzte Töpfe und Bratpfannen über den Boden verstreut. Alles war noch genauso, wie wir es verlassen hatten – und doch war etwas anders geworden. Ich sah auf die zwei niedrigen, aus groben Planken gezimmerten und mit Teppichen bedeckten Schlafstellen und wusste, was anders geworden war: Noch vor einer Stunde war George bei mir – jetzt war ich allein.

Und was für eine Welt war das, in der ich stand! Von Osten her überrannten die revolutionären Horden Rotchinas alles, was vor ihnen lag. Im Westen ächzte unter dem Druck der Hand des Allmächtigen das rostige, lang verriegelte Tor Tibets in seinen Angeln. Ganz Zentralasien atmete eine Luft satanischer Macht, voll

6 *Yak*: Indisch-tibetanisches Hausrind.

von Aberglauben und Intrigen. Und Gott hatte mich dazu bestimmt, allein zu stehen an dieser Schwelle der Krisen.

Aber da half kein Trauern und Träumen – die Arbeit musste beginnen! So sagte ich denn eines Morgens zu Ga Ga: »Sattlen den Grauen! Es wäre doch gelacht, wenn ich mit dem nicht fertigwürde!«

Ich wusste nur zu gut, wie sehr meine Aufnahme bei den Tibetern von meinen Reitkünsten abhing. Und niemand war von diesem rauen Bergvolk so verachtet wie jemand, der sich darin feige zeigte. Obwohl ich im Gewühl des Londoner Stadtverkehrs aufgezogen worden war, erreichte ich doch das Unmögliche, wobei sich wieder einmal zeigte, dass mehr als durch allen anderen Kraftaufwand durch die Kraft des Gebets erreicht werden kann. Und so sah ich die endlich doch erreichte Zähmung des Grauen als Ja Gottes zu meinem Weg und Auftrag an.

Im Dorf war man jetzt eifrig mit den Vorbereitungen zu den Neujahrsfestlichkeiten beschäftigt. Gerstenbier wurde gebraut und große Mengen Mais geröstet. Billige chinesische Seide in den schreiendsten Farben wurde für die Festtage zum Kauf angeboten. Viele der ärmeren Leute kamen zu mir, um mich zu fragen, ob ich ihnen für diese große Feier nicht ein Hemd leihen könne.

Nach einem meiner Übungsritte suchte ich unseren Hausherrn auf. Ich hatte das Pferd angebunden und ging an den stehenden Jauchepfützen vorbei in dessen höhlenähnliche Wohnung aus Lehm und Stein. In dem durchräucherten Verlies wurde ich nun von Pa Shamba lächelnd und mit einer Tasse Buttertee empfangen. Sein von den Jahren gekennzeichnetes Gesicht faltete sich vor Freude, als er mich bat, auf ein paar Schaffellen Platz zu nehmen.

Wir hatten erst wenige Worte gewechselt, als sich eine alte Tibetanerin zu uns gesellte. Ihr Gesicht war runzlig wie ein Apfel aus dem vergangenen Sommer. Ihr Haar glänzte stahlgrau und war aufgrund irgendeines buddhistischen Gelöbnisses kurz geschnitten wie das Haar eines Ordensschülers. Bald kam auch Pa Shambas Tochter noch zu uns. Sie war der Sklave der Familie, sah immer verrußt und ungepflegt aus, war jedoch stets voller Freude. Wir schlürften nun gemeinsam die fettige, aber recht erfrischende Flüssigkeit.

Plötzlich drehte sich der Alte nach mir um und murmelte in vertraulichem Ton: »Ich möchte gern eine Frage an Sie richten, die ich den Lama-Burschen nicht so ohne Weiteres stellen kann. Würden Sie mir wohl antworten?« Doch ohne meine Entgegnung abzuwarten, fuhr er mit steigendem Ernst fort zu sprechen und brachte schließlich zu meinem nicht geringen Erstaunen die Frage heraus: »Wie groß ist eines Menschen Seele?«

Ich sah in das Feuer und dann in das pergamentene Gesicht meines Gegenübers.

»Eine Seele«, antwortete ich ruhig, »wird gemessen wie der Wind, nicht nach ihrer Länge oder Breite oder nach ihrer Höhe, sondern nach ihrer Kraft. Nur dadurch, dass eine Seele mit dem ewigen Geist des lebendigen und wahren Gottes in Verbindung kommt, kann sie wachsen und jedes Ausmaß annehmen.«

Ich schwieg. Ein anderer Satz fiel mir ein, über den ich schon viel hatte nachdenken müssen: »Die Hölle ist keine Ausdehnung, sie besteht aus kleinen verdorbenen Seelen.« Und ich stellte mir vor, dass der Feuersee, wenn wir ihn materiell betrachten, nicht größer ist als ein Stecknadelkopf, und doch wird er in der Lage

sein, all die Millionen Seelen aufzunehmen, die zusammengeschrumpft sind in der Entfremdung von ihrem Schöpfer und Erlöser.

Ich sprach auch diese Gedanken aus. Der Alte wurde nachdenklich, und wir brachen das Gespräch ab. Ich überlegte mir, wie viel von meinen Worten Pa Shamba wohl verstanden haben mochte und wie groß meine eigene Seele wohl sein könnte.

Aber nicht nur durch Reitübungen und tiefsinnige Gespräche, auch in anderer Hinsicht stellten die ersten Tage, die ich allein war, große Anforderungen an mich. Ein Holzhacker kam zu mir, dessen Kniescheibe durch einen Axthieb von oben bis unten gespalten war. Ein anderer kam mit einer syphilitischen Wunde und bat um Behandlung. Ein Brustgeschwür, das George unmittelbar vor seiner Abreise erfolgreich gestochen hatte, musste neu verbunden werden. Bei meinen sehr geringen medizinischen Kenntnissen konnte ich mich gar nicht auf meine eigene Kraft verlassen, sondern war ganz auf Gott gestellt. Und Gott half mir durch. Ein paar Stiche zum Zusammenziehen einer Wunde, ein paar Tabletten oder Umschläge wirkten Wunder, und diese Erfolge brachten mir Achtung und Zutrauen von unermesslichem Wert.

Und noch etwas half mir bei meinem Dienst.

Abends war der enge Raum unserer Blockhütte manchmal gedrängt voll von Menschen. Sie hockten oder knieten auf dem Fußboden, andere saßen mit überkreuzten Beinen und pafften aus langen Pfeifen, wieder andere machten es sich, so gut es ging, auf Kisten oder meinem armseligen Bett bequem – alle aber waren wie verzaubert und lauschten bei dem unruhig flackernden Schein der Butterlampe dem »Wunder aller Wunder«: einem

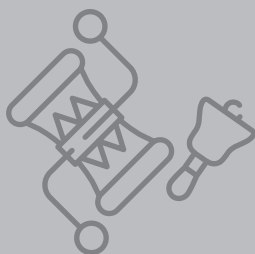
Grammofon. Sie ließen Ga Ga kaum Zeit, die Platten zu wechseln oder eine neue Nadel einzusetzen!

Unser Programm bestand aus einer Auswahl geistlicher Lieder amerikanischer Herkunft und Lhasa-Duetten, die uns Pangda Dopygyay freundlicherweise zur Verfügung gestellt hatte. Von Zeit zu Zeit, wenn die fremden Worte und Melodien erklangen, konnte ich den Leuten in ihrer Sprache die Bedeutung erklären, was mich ihnen ein gutes Stück näherbrachte. Diese Abende waren Stunden des wachsenden inneren Kontaktes mit diesen Menschen.

Es war ein eigenartiges Gefühl, diese Bauern und Nomaden so dasitzen zu sehen mit ihrem wilden, zerzausten Haar, ihren harten, von Wind und Wetter gezeichneten Gesichtern, aus denen ein starker, trotziger Wille sprach. Dazu die groben Kleider aus schweren, fettigen Schaffellen oder selbstgewebtem Tweed, zu allem die seltsame Atmosphäre dieses gespenstisch erleuchteten Raumes – das alles stand wie in unüberbrückbarem Gegensatz zu der Herzlichkeit und Offenheit, mit der man mir als Fremden begegnete, vor allem auch zu den frischen, rotbackigen Gesichtern und den zutraulich strahlenden Augen der Kinder.

An solchen Abenden habe ich dieses Volk in ganz besonderem Maße lieb gewonnen.

PO FEIERT DEN ERSTEN MOND



*»Und es geschah bei der Rückkehr des Jahres,
zur Zeit, wenn die Könige ausziehen ...«*

2. SAMUEL 11,1

Wenige Tage vor Beginn der großen Festlichkeiten traten kaum noch Besucher in unsere Hütte, und Ga Ga und ich zogen uns abends früh zurück. Draußen waren es vermutlich nur wenige Grad über null, aber trotzdem wagten wir nicht, unser Feuer stark zu schüren. Vor Wochen hatte sich nämlich beinahe ein Brand entwickelt. So deckten wir uns gut mit Fellen zu, warfen noch einen Blick auf die Butterlampe, die gerade im Begriff war auszubrennen, und wünschten uns Gute Nacht.

Plötzlich horchten wir auf. Vom Hof her klangen lebhaftere Schritte. Wer konnte das wohl zu dieser Stunde noch sein? Vorstellungen von sterbenden Menschen, von Unglücksfällen oder – was für mich am schlimmsten war – von einer komplizierten Geburt schossen mir durch den Kopf und machten mich hellwach.

Schon wurde auch an die Tür geschlagen. Dumpf dröhnend hallte es durch den Raum. Dann folgte ein unverständlicher tibetanischer Ruf.

Ga Ga sprang auf und öffnete vorsichtig.

Aber ein eisiger Windstoß riss ihm die Tür aus der Hand, und eine kleine, behände Gestalt huschte ins Innere der Hütte.

Es war Aku, der nepalesische Diener Pangda Raggas, und erleichtert aufatmend hieß ihn Ga Ga willkommen.

Dieser Nepalese war viel kleiner als die Tibetaner, sein Gesicht war ausdrucksvoller und seine Bewegungen flink und bestimmt.

»Kommen Sie schnell«, sagte er, als er zu mir vorgedrungen war, »meine Herrschaft wünscht Sie zu sehen!«

Wenige Augenblicke später suchten wir uns im gelblich flackernden Licht einer Fackel den Weg zum weißen Haus, das jetzt in der Nacht in einen großen, fremdartigen Schatten verwandelt und kaum zu erkennen war. Die grün schimmernden Augen der tibetanischen Jagdhunde, die Aku auf seinem Gang begleitet hatten, verfolgten uns durch das Dunkel, verschwanden aber sofort, wenn man einen brennenden Fackelspan nach ihnen warf.

Wir traten durch mehrere massive Holztore ins Innere des Hauses. Felle von Leoparden, Tigern, Wölfen und Füchsen hingen von eisernen Stangen herab, und zahlreiche Säcke und Stoffballen lagen im Hintergrund über den großen hölzernen Stufen.

Aku und ich stiegen hinauf in den großen oberen Raum, der von drei dicken, hölzernen Säulen getragen wurde. Fast die ganze Südseite bestand aus hohen Gitterfenstern, die den Blick über einen geschützten und überdachten Hof freigaben. Die Wandseite unterhalb dieser Fenster war ausgefüllt von einer langen, niedrigen Couch, die mit schweren, in den wunderbarsten Farben durchwirkten Teppichen belegt war. Dieser Couch gegenüber stand ein lang gestreckter roter Tisch und darauf eine kleine Lampe, deren brennender Docht aus einem Krug Pflanzenöl gespeist wurde. Hier war gewöhnlich Pangda Dopgyays Platz, hier fällt er seine Schiedssprüche, spielte mit den Kindern oder schlürfte starken Tee.

Da jetzt dieser Raum leer war, gingen wir weiter und kamen über eine Art Diele in das Zimmer von Pangda Rapga, Dopgyays Bruder. Hier trafen wir beide an, und sie befanden sich in besserer Stimmung. Obwohl ganz verschieden in der Art ihrer Temperamente und manchmal auch Meinungen, waren sie sich doch immer einig, wenn es um das Wohl ihres tibetanischen Volkes ging. Dopgyay, humorvoll, heiter, aufrichtig und schalkhaft, hatte eine fast erschreckende Fähigkeit, Menschen zu durchschauen und zu verstehen. Trotz seines feudalen Herrensitzes und sagenhaften Reichtums stand er in engster Berührung mit allen Schichten des Volkes. Gleichzeitig war er ein begabter militärischer Führer, der sich dann am wohlsten fühlte, wenn er auf dem Rücken seines ungeheuren Maultiers mit einer Schar bewährter Krieger in die Berge reiten konnte.

Rapga war etwas schwerfällig und wunderlich, ein Philosoph mit scharfsinnigem Urteilsvermögen. Ich spürte, dass er bei kritischen Entscheidungen an seinen Prinzipien festhalten würde, während Dopgyay sich leichter den Umständen anpasste. Rapga lebte auch mehr zurückgezogen und gab sich in erster Linie seinen Studien hin. Während der letzten fünfzehn Jahre hatte er sich ein ausgezeichnetes Verständnis des klassischen Englisch angeeignet, und in seiner Kenntnis der buddhistischen Lehre und der tibetanischen klassischen Sprache übertraf er die örtlichen Lamas bei Weitem. Obwohl er hier vom Westen fast gänzlich isoliert war, wollte er sich ein ausführliches Werk über Marx' dialektischen Materialismus⁷ besorgen, um es gründlich studieren zu können. Verschie-

7 *Dialektischer Materialismus*: Von Karl Marx (1818–1883) und Friedrich Engels (1820–1895) begründete Lehre, welche die Welt auf materieller Grundlage zu erklären versucht; oft als philosophische Grundlage des Marxismus betrachtet.

dene andere politische Systeme hatte er bereits kennengelernt und war zu einem eigenen Urteil gekommen. Auch war er, obwohl er sich hoch auf dem fast unzugänglichen »Dach der Welt« befand, erstaunlich gut im Bilde über internationale Angelegenheiten, die die Menschheit beschäftigen.

Als die beiden Männer noch keine dreißig Jahre alt waren, hatten sie eine etwas vorzeitige Rebellion gegen die Tyrannei der Lhasa-Regierung angezettelt, die ihnen viele Jahre der Verbannung eingebracht hatte. Aber selbst unter den widrigsten Umständen hatten sie ihr Äußerstes getan, um von der korrupten Kuomintang-Regierung eine faire Behandlung und ein gewisses Maß an Unabhängigkeit für die bedrückten Tibetaner zu erwirken. Nun hatten sie schon die Vierzig überschritten, und ihre Hoffnung war, dass die rückständigen und kurzsichtigen Lehensherren in der verbotenen Hauptstadt sich mit ihnen im Widerstand gegen die größte Bedrohung, die sie je erlebt hatten, gegen die kommunistisch inspirierten Armeen Neu-Chinas, zusammenschließen würden. Es war freilich eine Hoffnung wider alle Vernunft, auch wenn sie die anerkannten und gefeierten Führer von fast zwei Dritteln des gesamten Volkes waren und auf Unterstützung ihres dritten Bruders, der eine hohe Stellung in Lhasa innehatte, rechnen durften.

Doch heute Abend schien die Schwere der Zeitumstände vergessen zu sein. Das neue Jahr war im Anbruch, und ein Bote, der, wie aus der allgemeinen Stimmung zu erkennen war, nichts Schlechtes gebracht zu haben schien, war eben über den Großen Fluss von Qamdo gekommen.

»Gieß Abu Guzang etwas gebutterten Tee ein!«, befahl Rapga, indem er meinen tibetanischen Namen gebrauchte.

Während Aku dem Befehl nachkam, überreichte er mir einen Brief.

»Für Sie!«, sagte er.

Ich warf einen Blick auf das verwischte Bleistiftgekritzeln und erkannte zu meiner freudigen Überraschung, dass dieser Brief von George kam. Hastig überflog ich die Zeilen.

George war gut in Markham Gartok, der Hauptgarnisonstadt Südosttibets, angekommen. Der Neunte General der tibetischen Armee, Fürst von Dege, der als Offizier der Lhasa-Regierung über das ganze Gebiet vom Goldenen-Sand-Strom bis zur indischen Grenze herrschte, hatte ihn warm empfangen und unterhielt ihn königlich. Der General, bekannt als der Dege Sey⁸, war sehr daran interessiert, durch uns mit neuen Formen der Erziehung und auch im Gesundheitswesen mit neuen Möglichkeiten bekannt zu werden, und erwartete freudig meinen Besuch in den nächsten Monaten. Dann bat mich George, ob ich vielleicht eine Sendung Medizin, für allgemeinere Verwendungszwecke gedacht, zusammenstellen und für den General ein Neues Testament in Englisch schicken könne.

Außer diesem Brief wurde mir noch ein Päckchen überreicht: ein Kochbuch mit westlichen Gerichten! Und dann zog Rapga aus seinem Briefstoß noch einen rosafarbenen Umschlag hervor, der das Siegel des Fürsten von Dege trug und mit dem Siegel der Lhasa-Regierung verschlossen war.

Ich öffnete ihn sorgfältig. Zu meiner großen Freude fand ich darin ein Schreiben, das mir die Erlaubnis gab, die Grenze, näm-

8 *Dege Sey*: »Prinz von Dege«.

lich den Goldenen-Sand-Strom, zu überschreiten und vier oder fünf Tagereisen westlich in das tibetisch regierte Gebiet nach Markham Gartok vorzustößen. Ebenso könne ich, wenn ich wolle, meine Reise durch Südosttibet nach Indien fortsetzen.

Dieser Brief war von ungeheurer Bedeutung und eine Antwort Gottes auf lang anhaltendes Gebet. Er ermöglichte es uns, als christliche Missionare ein Gebiet Tibets zu durchreisen, das zu seinem größten Teil noch nie von Angehörigen der westlichen Welt betreten worden war. Welch ein Tag froher Botschaft!

Schon am Neujahrsabend – nach westlichem Kalender Mitte Februar – ging ein Bote nach Tibet, und das bedeutete für mich, so schnell wie möglich die von George gewünschte Medizin-sendung zusammenzustellen.

»Tu noch Butter in die Lampe!«, sagte ich zu Ga Ga. »Wir haben bestimmt die ganze Nacht zu tun!«

Ich suchte nun eine Auswahl der hier am meisten gebrauchten Medizinarten heraus, stellte dann meine Schreibmaschine zurecht und begann, Verwendungszweck und Wirkungsweise der einzelnen Flüssigkeiten und Tabletten, Pillen und Salben aufzuschreiben. Endlich, nach mühevoller, sorgfältiger Arbeit hatte ich die umständlich und ausführlich geschilderten Gebrauchsanweisungen einigermaßen einfach und verständlich fertig. Es begann allerdings auch schon zu dämmern. Ga Ga erklärte mir ganz fröhlich, dass er sich nun nicht mehr hinlegen, sondern gemeinsam mit seinen Freunden den Neujahrmorgen begrüßen werde.

Das erste große Ereignis des Tages war der alljährliche Wettlauf über äußerst steile Berghänge zu einer alten Festung, die von einem Bergvorsprung aus das gesamte Tal beherrschte. Die Zu-

schaer folgten den Läufern mit großer Spannung, aber nachdem ihr Lehensherr die aus Schnupftabak und Tee bestehenden Preise verteilt hatte, zerstreute sich die Menge, um den Hochzeitsfeierlichkeiten der jungen Paare im Dorf beizuwohnen. Gegen Mittag ging auch ich dorthin. Die eigenartigen Zeremonien interessierten mich.

Das Seltsamste an diesen Hochzeitsbräuchen im Po-Tal bestand wohl darin, dass die Eltern der beiden Brautleute nicht daran teilnehmen durften. Der Bräutigam saß mit seinen engsten Freunden auf der einen Seite des großen Platzes, auf der anderen die Braut mit ihren Freundinnen, ringsherum die Gäste und Zuschauer. Alles fand unter freiem Himmel statt. Vor den Gästen wurden niedrige Tische aufgestellt, auf denen Krüge standen, die immer wieder mit Bier oder Tee gefüllt wurden. Zu essen gab es die üblichen einheimischen Gerichte und dazu getrocknete Früchte und selbst gebackene Biskuits. Vor der Braut waren einige Stangen aufgestellt, an denen Gebetsfähnchen und andere Tücher für das Zeremoniell aufgehängt waren. Auch Räucherwerk wurde angezündet und erfüllte die Luft mit Wohlgeruch. In der Mitte des Platzes stand der Zeremonienmeister. Während er seine langweiligen Rezitationen vortrug, fühlte sich das gutmütige und verständnisvolle Volk frei genug, ihn durch schallendes Gelächter oder lebhaftes Zwischenrufe zu unterbrechen. Von Zeit zu Zeit trat ein Freund in die Mitte und übergab dem Zeremonienmeister ein Brautgeschenk, das dieser mit einer Lobrede auf den Spender kommentierte.

Nachdem die meisten Geschenke abgegeben waren und sich in der Mitte des Platzes ein ansehnlicher Berg von allen möglichen nützlichen Gegenständen auftürmte, traten etwa zwanzig Mäd-

chen aus dem Dorf in den Kreis, um für einen Tag Aschenputtel⁹ zu spielen. Sie hatten sich dazu gründlich gewaschen und erschienen heute in einer prachtvollen Auswahl von Schürzen und langärmeligen roten, grünen oder gelben Seidenblusen. Dazu trugen sie wunderbar gearbeitete Lederstiefel, die ganz gegen meine Erwartung ihre anmutigen Bewegungen nicht hemmten, sondern unterstrichen. Damit begann das Tanzen, das mehrere Stunden andauerte.

Während dieser ganzen Zeit war der Kopf der Braut durch ein Tuch vollkommen bedeckt. Nur für einen kurzen Augenblick konnte ich einmal ihr Gesicht erspähen und sah, dass es über und über mit Tränen bedeckt war.

»Warum weint das Mädchen?«, fragte ich einen der Gäste leise. »Oh, es verlässt sein Zuhause! Die Bräute weinen immer an ihrem Hochzeitstag!«, lautete die unbekümmerte Antwort.

Der zweite Neujahrstag war der Tag der Pferderennen. Eine Bahn, etwa 1 500 Meter lang, wurde mit bunten Fähnchen abgesteckt, dann wurde die große Anzahl stattlicher Pferde, die aus den umliegenden Ortschaften zusammengekommen waren, in drei Gruppen geteilt, wobei Gewicht und Ausdauer entscheidend waren. Auch hier teilte Pangda Dopgyay wertvolle Preise unter die Sieger aus.

Unser Grauer, der von einem freundlichen Tibetaner geritten wurde, kam in die erste Klasse, und ich wurde beauftragt,

9 *Aschenputtel*: Hauptfigur des gleichnamigen Märchens, in dem das Mädchen, welches »Aschenputtel« genannt wird, weil es – von Stiefmutter und -schwestern gedemütigt – seinen Schlafplatz in der Asche neben dem Herd hat, zum Schluss durch zwei Tauben edle Kleidung und Schmuck erhält und damit vor einem Prinzen tanzt, der sie schließlich heiratet.

mit meiner Armbanduhr die Zeiten der ersten drei am Ziel eintreffenden Tiere zu stoppen. Als jedoch das Rennen seinen Höhepunkt erreicht hatte, war ich, wie alle anderen, so aufgeregt, dass ich nicht mehr wusste, wie oft sich mein Sekundenzeiger gedreht hatte.

Dem Rennen folgte ein großes Jagdschießen. Bundi war als Hauptmann über Pangdas Streitkräfte mehr als erfreut, dass er diesen Wettbewerb gewann. Wie ein sieggewohnter Häuptling warf er sich in die Brust, als er mit seinem Gewehr in der Hand und den beiden erlegten Tieren zu seinen Füßen fotografiert werden sollte. Überhaupt ist es herrlich zu sehen, wie spontan die Tibetaner sich ihren Spielen hingeben und wie echt sie sich an dem Sport selbst freuen können – eine Eigenart, die besonders den Engländer anspricht.

Der dritte Tag war vielleicht der bemerkenswerteste und gab am besten Einblick in das Wesen des tibetanischen Volkes. Bei strahlender Morgensonne versammelten sich bestimmt achtzig Reiter und stellten sich zur Musterung vor dem Familienaltar auf. Sie trugen ihre schönsten, äußerst farbenprächtigen Gewänder und die Pferde standen in glänzendem Sattelzeug. Es war ein Anblick, als seien die mittelalterlichen Ritterturniere wieder zu neuem Leben erwacht. Der Hauslama Pangdas, Philosoph und Priester der roten Sekte des Lamaismus, stand bereit, in tief scharlachroten Kleidern den ihm zugedachten Platz in dem Zeremoniell auszufüllen.

Mit langen Lanzen aus jungen Fichtenstämmen, an deren Spitzen frisch gedruckte rote, gelbe und grüne Gebetsfähnchen flatterten, bewegte sich nun der Reiterzug in eine Waldlichtung. Hier wurden die Fähnchen mit ihren Stangen auf einen Stein-

haufen aufgepflanzt und knatterten bei dem herrschenden Wind heftig gegen das wolkenlose Blau des Himmels.

Inzwischen hatte sich auf der anderen Seite des Steinhauens der Lama mit einigen seiner Männer aufgestellt, und monoton erklangen die Gesänge nach den Texten der buddhistischen Schriften. Damit begannen alle Anwesenden, feierlich die Gebetsfahnen zu umschreiten. Gleichzeitig schütteten andere Tibetaner riesige Berge von immergrünen Zweigen vor dem heidnischen Altar auf und steckten sie in Brand, sodass sich bald ein loderndes Feuer erhob. Lauter und lauter wurde nun das Singen, und mit wildem Geschrei und in sich ständig steigendem Tempo tanzten die Tibetaner um die aufsteigende Säule dichten, weißen Rauches, der nun ganz den Götzenaltar verschlang. Immer vergnügter und ausgelassener wurde die Menge, immer wilder ihr Schreien, immer beschwörender ihre Gesten und Tänze. Einige warfen Hände voll Körner in den Rauch, andere schleppten mehr und mehr Grünzeug herbei, von Neuem brachen die Flammen auf, höher und höher stieg die Säule des Rauches, und, wenn überhaupt noch möglich, noch lauter und noch wilder wurde auch das Gebaren der Menge.

Plötzlich aber kam der wilde Kreis für einen kurzen Augenblick zum Stillstand.

Das war der Höhepunkt.

Jeder zog seinen Revolver aus dem Gürtel und feuerte mehrere Schüsse in die Luft.

Dann war alles still. Beklemmend still.

Aber bald zog sich einer nach dem anderen auf eine ausgedehnte Rasenfläche unter den Bäumen zurück. Ein großes Fest mit Brot, Ochsenfleisch, Wein und Bier begann, und man gab

sich ihm mit vielleicht noch größerer Freude und Begeisterung hin als vorher den religiösen Zeremonien.

Nachdem jeder genötigt worden war, ein Solo zu singen, ging man nun zu den Pferden. Die Tiere waren wieder für diese besondere Gelegenheit gefüttert worden, und einige von ihnen ließen sich kaum noch halten.

Jetzt hatte ich meine Feuerprobe zu bestehen, und zwar auf dem Rücken des Grauen.

In fliegendem Galopp ging es zurück ins Dorf. Einige der Männer hatten stark getrunken. An einer Stelle verengte sich der Weg, und alle versuchten, nach vorn zu kommen. Ein fürchterliches Gewühl wild ausgreifender Tierleiber entstand, und manches Ross warf seinen Reiter ab. In diesem Durcheinander bewährte sich die überlegene Stärke meines Grauen. Er hielt den ganzen Ritt durch, und obwohl auch ich wiederholt auf das Härteste bedrängt und gestoßen wurde, saß ich erstaunlicherweise immer noch im Sattel.

Aber nun begann ein neues Bravourstück. Vom Dorfeingang ging es in halsbrecherischem Galopp zum weißen Haus, das von der ganzen Horde in atemberaubendem Tempo umritten wurde. Offenbar war dies jetzt das traditionelle große Finale. Untermalt wurde diese wilde Jagd von gellenden Trompetentönen und dem dumpfen Dröhnen der Trommeln – eine höllische Begleitmusik, temperamentvoll ausgeführt von Lamas, die um ein loderndes Holzfeuer saßen.

Pangda Dopgyay erschien im Hof und gestikulierte wie rasend mit seinen Händen, wobei er aus Leibeskräften schrie: »Absteigen! Absteigen!«

Aber niemand hörte auf ihn.

Endlich, in der dritten oder vierten Runde, sprang er unter Lebensgefahr in die galoppierende Menge hinein, ergriff mein Pferd am Zügel und zog mich in den Hof. Nun löste sich ein Reiter nach dem anderen aus diesem wahnsinnigen Wirbel und folgte uns.

Der ganze große Innenhof war für ein Fest hergerichtet. Sitzreihen waren aus Teebällen gebildet, um die etwa zweihundert geladenen Gäste aufzunehmen. Alles andere – vielleicht noch mehrere Hundert – musste stehen. Die Pangda-Familie, zwei Brüder mit ihren Frauen und Kindern, saß auf einer Balustrade¹⁰ über den Gästen. Ein Sonnendach war eigens für diese Gelegenheit aufgebaut worden. Diese »Marquise« unterstrich, dass sie die Herrscher waren und ihren Untergebenen Gunst erwiesen. Als ein Zeichen ihrer Hochachtung wurde mir neben ihnen ein Platz angeboten.

Nachdem das eigentliche Fest vorüber war, wurde der Hof zum Tanz freigegeben. Von dem großen Flachdach des Hauptgebäudes konnte ich dem Wirbel der Tänzer zusehen und mir ihre harten, gebrochenen Lieder anhören, die mich seltsam in den Bann zogen. Die jungen Männer waren in weiße Hemden und Reithosen gekleidet und spielten beim Tanz zweisaitige chinesische Geigen. Die jungen Frauen waren ebenso gekleidet wie bei den Hochzeiten am Tage vorher, aber zusätzlich noch mit silbernen und goldenen Ornamenten geschmückt, die an ihren Hüften herunterhingen. Bei jeder Umdrehung stießen die Mädchen schrille Töne aus.

10 *Balustrade*: Geländer mit kurzen Säulen; hier wohl als Balkon zu verstehen.

Mit diesen Tänzen waren die Neujahrstage abgeschlossen. Es waren Festtage, wie sie von einem durch und durch tibetanschen Volksstamm nach alten, überlieferten Gewohnheiten und Riten gefeiert wurden.

Für mich hatte das eine Art Feuertaufe bedeutet. Ich war ganz allein gewesen mit jenem großartigen Volk, hatte ein wenig von seiner Ursprünglichkeit miterlebt und einen Blick in sein Inneres tun dürfen. Und ich war bei alledem seinem Herzen mit Gottes Hilfe ein Stück näher gekommen.

ZUSAMMENSTOSS DER MÄCHTE



*»Denn die Waffen unseres Kampfes
sind nicht fleischlich,
sondern göttlich mächtig.«*

2. KORINTHER 10,4

In starkem Gegensatz zu der fröhlich aufgeschlossenen Stimmung, die im Po-Tal herrschte, stand der Geist des Misstrauens und der Spannung in der Provinzhauptstadt von Xikang. Diese Stadt, Kangding oder auch Tatsienlu genannt, hatte sich schon seit etwa zwei Monaten der Militärherrschaft der chinesischen Roten Armee gebeugt, wenn auch mit heftigem Widerwillen.

Der Gouverneur dieser Provinz, Liu Wenhui, der schon seit langer Zeit in Feindschaft gegen Chiang Kai-shek¹¹ gestanden hatte, hatte sich den schnellen Vormarsch der revolutionären Streitkräfte zunutze gemacht und im Dezember 1949 das ganze Gebiet den pro-kommunistischen Elementen übergeben. Fast direkt danach wurden von der neu gebildeten Volksregierung Besatzungstruppen ausgesandt. Auf der Straße nach Kangding kam es zu schweren Kämpfen mit Kuomintang-Guerillas, die in

11 *Chiang Kai-shek* (1887–1975): Ab 1925 Führer der Kuomintang, als solcher im Chinesischen Bürgerkrieg Gegenspieler Mao Tse-tungs; mehrfacher Präsident der Republik China.

jenem Teil Westchinas durch damals weitverbreitete feudale Geheimgesellschaften organisiert waren. Dieser Widerstand war jedoch sehr bald gebrochen worden.

Der Neujahrstag war einer der finstersten in der Geschichte jener stolzen Stadt, die sich lange Zeit als Knotenpunkt der großen Handelslinie China – Zentralasien – Indien eines blühenden Handels und wachsenden Wohlstands erfreut hatte.

Als die roten Truppen in die Stadt einmarschierten, wurden eiligst die alten roten Fahnen mit der weißen Sonne auf blauem Feld eingezogen und an ihrer Stelle die neuen, roten Fahnen mit den fünf gelben Sternen aus den Fenstern gehängt. Abgesehen von dieser zweifelhaften Bekundung der Loyalität gegenüber der neuen Regierung waren die Straßen, die normalerweise an diesen Tagen auf gute altchinesische Weise hätten reich geschmückt sein müssen, leer und farblos.

Da – gerade als man, sich gegenseitig hinter verschlossenen Türen gratulierte, dass das neue Jahr so verhältnismäßig ruhig angebrochen war – verbreitete sich ein Gerücht wie ein Lauffeuer durch die Herbergen und Hintergassen: »Die Roten verlassen die Stadt! Die Roten verlassen die Stadt!« Und nach kurzer Zeit ein neuer Ruf: »Chiangs Streitkräfte sind in Anmarsch!«

Das klang fast unmöglich.

Die Menschen liefen hinaus auf die Straßen. Die eben noch so tote Stadt erwachte zu Leben und Frohlocken. Die Fahnen der roten Regierung verschwanden, und die viel zahlreicheren Tücher und Wimpel des alten Regimes knallten lustig im Wind. Sofort wurde auch mit den Neujahrsfestlichkeiten begonnen, während von Norden her die Kuomintang-Truppen in die Stadt einrückten.

Chang, der alte Vize-Gouverneur, der mit Liu Wenhuis opportunistischer Übernahme in Zusammenhang stand, war im Amt gelassen worden, musste nun aber natürlich fliehen. Die nationalen Truppen zögerten keinen Augenblick, sein gesamtes Hab und Gut, das er in der Stadt zurückgelassen hatte, zu plündern.

Diese kriegerischen Wogen wurden rund sechshundert Kilometer weit westlich bis in die Gegend von Po getragen, wo sie allerdings verebten und nur einen bitteren Nachgeschmack von Wunden, Krankheit und erschöpften Gemütern hinterließen. Aber die Lage für die Pangda-Brüder wurde immer schwieriger.

Die kommunistische Untergrundbewegung in Batang, das drei Tagereisen weiter nordwestlich lag, hatte inzwischen mehr oder weniger die politische Kontrolle über die Stadtgemeinde bekommen, obwohl sie praktisch keine militärische Macht besaß. Pu Tso Wanje, ihr kluger und tapferer Anführer, ein Tibetaner von Geburt, hatte einfach die Namen der Pangda-Brüder auf ein Telegramm gesetzt, das er an die kommunistischen Stellen gesandt hatte und in dem er die Kapitulation des bisherigen Gouverneurs begrüßte.

Das hatte die Pangdas sehr gewurmt, und jetzt wurde Pangda Rapga noch mehr in Verwirrung gebracht, da die kommunistische Gruppe in Batang ihn bat, eine bedeutende kommunistische Propagandaschrift ins Tibetanische zu übersetzen. Zwar konnte er ablehnen, indem er höflich mitteilte, dass er kein Chinesisch verstünde und den Auftrag deshalb nicht ausführen könne, aber die Zukunft sah doch recht trübe aus.

Inzwischen hatte Pangda Dopgyay einen Boten von Chang, dem geflüchteten Vize-Gouverneur, empfangen, der ihm mitteilte, dass dieser Hab und Gut verloren habe und aufgrund ihrer alten Bekanntschaft um Hilfe bat. Es wurde immer schwieriger für

die beiden Brüder zu entscheiden, welche Richtung sie einschlagen sollten.

In diesen Tagen traf ich Azung zum ersten Mal. Er war Pangdatsangs¹² Vertreter in Ja Gag, jenseits des Goldenen-Sand-Flusses, und kam zu einem kurzen Besuch nach Po. Er war wie ein Lama in die prächtigsten Gewänder gekleidet, aber jeder wusste, dass er ein Gauner war. Manche hielten ihn auch für verrückt, aber ich glaube, dass es List war. Wenn er uns auch sonst nichts Gutes bot, brachte er durch seine komische Art und sein unermüdliches Mundwerk wenigstens Abwechslung in unsere mehr als bescheidene Lage.

Die Menschen im Dorfe kümmerten sich jedoch im Allgemeinen wenig um die Dinge der Politik. Neujahr war vorüber, das Frühjahr würde sich bald anmelden, und die Vorbereitungen zur Bestellung der Felder mussten begonnen werden. Sie waren vorerst das Wichtigste. Nur manchmal brachten Gerüchte, die von Reisenden kamen, Unruhe und Besorgnis unter die Menschen. Aber noch war man weit vom Schuss. Man konnte sich nicht vorstellen, dass die blutige Maschinerie des Krieges mit ihren teuflischen Begleiterscheinungen auch diese weltabgewandte Gegend überrennen sollte.

Auch ich war während dieser Zeit sehr eifrig. Ich wollte zu einer entschiedeneren und systematischeren Verkündigung des Evangeliums kommen und trieb daher meine Sprachstudien intensiv vorwärts. Zu diesem Zweck nahm ich Kapitel um Kapitel des tibetanischen Neuen Testaments durch, vertiefte mich in einen der buddhistischen Klassiker und hielt während der ganzen Zeit ständig engen Kontakt mit den Menschen draußen. Die

12 *Pangdatsang*: Familienname der Pangda-Brüder; wörtlich »Haus der (Familie) Pangda«. Vielleicht ist hiermit Dopygay gemeint oder auch die Familie als Ganzes.

einzige Zeit, in der ich ihren häufigen Besuchen aus dem Wege ging, war der frühe Morgen, den ich für Andacht und Gebet freihalten wollte, damit mein geistliches Leben nicht etwa durch meine eigene Betriebsamkeit unterminiert würde.

Auch wurde ich ständig um ärztliche Hilfe gebeten. Manchmal handelte es sich um sehr kritische Fälle. So kam eines Tages Badjay, der Reiter, zu mir und bat mich dringend, seiner Schwester zu helfen, die im Sterben läge. Nach einigem Zögern entschloss ich mich, seiner Bitte nachzukommen und mit ihm zu reiten. Ich nahm noch einige medizinische Bücher und Arznei mit.

Der Ritt war schwer und anstrengend. Wir brauchten etwa eine Stunde, um das Dorf Badjays zu erreichen. Als wir endlich abstiegen, zitterten mir die Beine von dem mühsamen Ritt, und der Graue blutete am Maul.

Obwohl die Sonne noch hoch stand, war es im Innern der baufälligen Hütte, in die Badjay mich führte, dunkel wie um Mitternacht. Das einzige Fenster bildete der Schornstein, und das war nur ein Loch in der Decke.

Einen Augenblick lang setzte ich mich, um meine Augen an die Dunkelheit und den beißenden Rauch zu gewöhnen. Allmählich erkannte ich einen Haufen von Bettzeug und Decken in einer der dunkelsten Ecken des Zimmers und sah, wie sich darin etwas bewegte – die Kranke.

Mit uns war eine Menge Menschen in die Hütte gedrungen, und ich bat, dass sie den Raum verlassen möchten. Dann ließ ich einen Kienspan¹³ anstecken, um besser sehen zu können.

13 *Kienspan*: Meist aus Kiefer gefertigtes gespaltenes, vierkantiges Stück Holz.

Das arme Mädchen stand in der Tat am Rande des Todes. Es war so gut wie sicher ein Fall von Vergiftung. Die Zunge war von Blasen übersät, der Mund völlig wund. Das Mädchen hatte schon drei Schalen voll Blut gespuckt, und seine Haut war mit roten Flecken bedeckt, als sei sie mit Tinte bespritzt worden. Es war nicht leicht, die richtige Diagnose zu treffen und die entsprechenden Mittel auszuwählen.

Ich gab dem Mädchen, das furchtbare Schmerzen haben musste, zunächst ein Beruhigungsmittel und ordnete an, dass etwas Milch gekocht würde, denn die Kranke hatte seit drei Tagen nichts mehr gegessen. Während sie die Milch schlürfte, fragte ich sie, ob sie irgendwelche Feinde habe. Keine, antwortete sie, außer einer Person, die auf der anderen Seite des Flusses in Tibet gestorben sei.

»Haben Sie Angst vor Dämonen?«, forschte ich weiter, denn ich hatte den Eindruck, dass das Mädchen den Geist der Verstorbenen fürchtete.

Aber auch diese Frage verneinte die Kranke.

»Wenn Sie Angst haben«, erklärte ich, »rufen Sie nicht die Lamas herbei, denn die können ja ebenso von Dämonen besessen sein wie irgendjemand anders.«

Ihre glasigen Augen starrten leer in das Halbdunkel um uns.

»Wissen Sie, wer ich bin?«, fragte ich jetzt.

Sie schüttelte den Kopf.

»Einer, der von dem einzig wahren Gott hierhergesandt wurde«, erklärte ich weiter. »Durch die Kraft seines Sohnes in mir kann ich der Macht der Dämonen widerstehen und werde für Sie beten.«

Eine Weile war es still.

»Muss ich sterben?«, wimmerte dann die Kranke. Das waren ihre letzten Worte.

Ich sprach noch eine Zeit lang zu ihr, dann ließ ich sie erschöpft auf ihrer Couch zurück. Ihr Mann, ein etwas zweifelhafter Typ, den Badjay verdächtigte, für den Zustand seiner Schwester verantwortlich zu sein, stand dabei, als gehe ihn die ganze Sache gar nichts an. Ich gab ihm strenge Anweisung, die Kranke mit Milch zu versorgen, und hoffte, dass sie wieder genesen würde, wie ich es schon manchmal bei diesem robusten Bergvolk erlebt hatte. Aber schon nach wenigen Stunden schritt die junge Frau ins Reich der Dunkelheit.

Zu dieser Zeit ereignete sich noch eine weitere Tragödie. Es war ein stürmischer Tag. Fast orkanartig, wie es so typisch ist für die Hochebene Tibets, wälzte sich der Wind über das Land, und ausgerechnet diesen Tag hatten sich die örtlichen Lamas für eine Zeremonie auserkoren, um die aufgewühlten Gottheiten wieder zu besänftigen. Es war eine äußerst primitive Angelegenheit, die nicht verglichen werden konnte mit dem prunkvollen Aufwand, wie er meist in den Lama-Klöstern üblich ist.

Einige der Dorfbewohner, die lesen konnten oder jedenfalls behaupteten, dass sie es konnten, waren zu einer Gesangsgruppe aufgestellt worden. Andere, die starke Muskeln oder eine kräftige Lunge hatten, wurden mit Trommeln, Zimbeln oder Trompeten ausgerüstet, die für diese Gelegenheit von einem nahen Tempel ausgeliehen wurden. Pangdas Hauslama zelebrierte, und auf ein Signal hin begannen das Orchester und die Laiengruppe mit ihrer Vorführung.

Es war sowohl ohrenbetäubend als auch herzbewegend. Eine große Anzahl von Dorfbewohnern hatte sich eingestellt, um dem

Zeremoniell zuzusehen. Auch Pangda Rapga war dabei. Nach einer endlos langen Einleitung wurde der Höhepunkt dieses Aktes erreicht, und der Lama bewegte sich in seiner langen roten Robe nach vorn. Mit starrem Gesicht vollzog er sein priesterliches Amt, und ein finsternes Bildnis nach dem anderen, einige davon an langen Stäben befestigt, andere rot bemalt, wurden ihm ausgehändigt. Der Lama warf sie auf eine Matte, die vor einem riesigen Berg von Brennholz und grünen Zweigen ausgebreitet war. Dann wurde das Feuer angezündet. Der Sturm fegte durch das dürre Brennmaterial, gierig leckten die Flammen und bäumten sich auf wie wilde Tiere, Rauchfetzen stoben ins Tal. Zu dem Toben der Elemente gesellte sich der Lärm der Sänger und Musikanter – wirklich, es war, als seien die Dämonen der Unterwelt entfesselt und gäben sich ein oberirdisches Stelldichein! Ein gefährlicher Rausch hatte alle Teilnehmer erfasst.

Plötzlich ein gellender Schrei.

»Es brennt! Es brennt! Ein Wohnhaus brennt!«

In urplötzlicher Ernüchterung stob die Menge auseinander. Der Lama mit seinen Genossen und allem Zubehör wurde allein gelassen. Mochte der Priester die Götter besänftigen, die anderen mussten jetzt sich selber helfen!

Ein Heuboden stand lichterloh in Flammen. Und der Sturm griff fauchend und heulend zu und trug das Feuer weiter von Haus zu Haus. Ein ganzer Block war schon ein einziges Flammenmeer.

Es war, als sei die Hölle los. Das Vieh brüllte, Kinder und Frauen schrien und liefen in unsagbarer Verwirrung auf die Straße. Einige Beherzte rannten mit ihren kleinen Teeurnen los, um im Mühlbach Wasser zum Löschen zu schöpfen – ein sinnloses Bemühen.

In der Nachbarschaft stiegen die Menschen auf die Dächer, um in größter Eile das Heu von ihren Böden herunterzuwerfen, damit nicht ein überfliegender Funke auch ihr Haus anstecke. Und wahrhaftig, es fehlte nicht viel und das gesamte Dorf an der Nordseite des Flusses würde zum Aschehaufen!

Die Feuersbrunst griff so schnell um sich, dass zwei Frauen im Innenhof des Häuserblocks eingeschlossen wurden. Es gab hier nur einen Haupteingang, und der war durch ein Flammenmeer blockiert.

Doch die eine entkam in halsbrecherischer Flucht über das Dach, während die andere mit dem Mut der Verzweiflung durch die Flammen rannte und ebenfalls gerettet werden konnte. Allerdings war sie über und über mit Brandwunden bedeckt, besonders schlimm im Gesicht und an den Händen. Zehn Tage lang kämpfte ich im wahrsten Sinne des Wortes um ihr Leben, aber dann brachte Gott sie gnädig durch. Die Wunden am Kopf verheilten, fast ohne eine Narbe zu hinterlassen, zwei Glieder eines Fingers, die fast verkohlt waren, mussten jedoch amputiert werden.

»Wenn Sie nicht gewesen wären«, sagte später die Frau jedes Mal, wenn sie mich sah, »dann wäre ich heute nicht mehr am Leben!«

Für mich war das erneut eine Lektion über die Einstellung, die ich allezeit meinem Gott und Heiland gegenüber haben sollte – denn er hatte mich aus den ewigen Flammen gerettet.

Nachdem sich nun die Zeremonie des Lamas so verheerend ausgewirkt hatte, wagten es einige Dorfbewohner, die Zauberkräfte dieses Rituals öffentlich anzuzweifeln. Es war zu offensichtlich, dass das Versagen des Lamas den Brand verursacht hatte. Er hätte bei dem Sturm und bei der Richtung, die dieser Sturm genom-

men hatte, entweder auf das Feuer verzichten oder eine andere Feuerstätte wählen müssen. Diese Umstände und die offensichtliche Unzufriedenheit dem Lama gegenüber ermutigten mich, das Evangelium stärker an die Menschen heranzubringen.

Kurze Zeit nach dieser Feuersbrunst besuchte ich einen jungen Burschen, der an Ruhr und einer Art Wassersucht litt. Durch meine Medikamente hatte ich ihm schon einigermaßen helfen können, sodass jetzt auch seine Verwandten kamen, um meine Hilfe in Anspruch zu nehmen. Da wurde ich zu einem anderen Kranken gerufen und musste den jungen Burschen einige Tage sich selbst und seinen Verwandten überlassen. Bei meiner Rückkehr machte ich dann eine bestürzende Entdeckung: Man hatte während der wenigen Tage meiner Abwesenheit einen ärmeren Lama aus der Nachbarschaft geholt, der auch jetzt noch anwesend war und mit seinen Beschwörungen die Krankheitsgeister bannen sollte.

Ich war verärgert darüber, ließ mir aber nichts anmerken, sondern setzte mich nach der Untersuchung auf den Boden zu den übrigen Besuchern, die sich schnell eingefunden hatten. Es war für mich eine willkommene Gelegenheit, das Evangelium den Menschen nahezubringen. Neben mir saß der Lama mit einem armseligen Getreideopfer, das er auf einem billigen Zinntablett präsentierte.

Während ich nun sehr eindringlich darlegte, was es für Folgen haben könne, wenn man den götzendienerischen Zeremonien mehr Kraft beimesse als Gott und den Mitteln, die er uns gibt, beobachtete ich sehr genau die Reaktion meiner Worte auf die Leute. Alle hörten mir aufmerksam zu. Auch als ich ihnen den Unterschied klarzumachen versuchte zwischen der Lama-Theorie und

dem, was Jesus uns lehrt, stieß ich auf keinen offenen Widerspruch. Abschließend machte ich die Unsinnigkeit des Götzen dienstes an den jüngst vergangenen Ereignissen deutlich, im Besonderen an der Brandkatastrophe. Auch jetzt war nicht einer im Raum, der mir widersprochen oder irgendetwas entgegengehalten hätte. Selbst der Lama neben mir saß regungslos, er schien sich über meine Worte nicht einmal zu ärgern.

Dieses Verhalten zeigte mir nur umso deutlicher die ganze Hilflosigkeit dieser Menschen, und ich beschloss, ihnen noch einmal ganz besonders eindringlich die Liebe Jesu vor Augen zu stellen. Ich versuchte das in einem Bild, das sie als Menschen der Steppe, die oft gefährlichen Sümpfen begegneten, gut verstehen konnten. Befanden wir uns nicht alle in der Lage von Menschen, die in einen Sumpf geraten waren? Und konnte uns ein Lama daraus retten, der im gleichen Morast zappelte wie auch wir? Nein, wir Menschen waren alle nicht fähig, uns gegenseitig zu retten! Das konnte nur der eine tun, der nie gesündigt hatte – Jesus Christus, Gottes Sohn. Aus Liebe zu uns gab er sich selbst zum Opfer, und Gott erkannte dieses Opfer an. Wer aufblickt zu Jesus, der ist frei von Last und Schuld, und außer ihm gibt es keinen Erlöser.

Es sollte das letzte Mal gewesen sein, dass ich am Bett dieses jungen Mannes gepredigt hatte. Einige Tage später erzählte mir Ga Ga, der Junge, der hier nur bei Verwandten untergebracht gewesen war, sei in sein Dorf zurückgeholt worden. Dort habe man beschlossen, diese Rückkehr gebührend zu feiern. Auch Wein sei dabei reichlich geflossen. In seinem Übermut habe auch dieser junge Bursche mitgetrunken und gerufen: »Endlich geht's mir wieder gut! Sogar der Wein schmeckt wieder!« Kaum aber

habe er das gesagt, sei er zusammengebrochen und wenig später schon nicht mehr am Leben gewesen.

Mich erschütterte diese Nachricht wie selten eine.

Inzwischen war es Ende März geworden. Ich lebte nun schon zweieinhalb Monate allein unter den Tibetanern. Es war schon mancherlei geschehen. Auch ein neuer Raum war für mich an Pa Shambas Hütte gezimmert worden, und ich machte mich begeistert daran, ihn einzurichten. Dieser Anbau war ohne Feuerstelle, daher auch ohne Qualm und Rauch. Im Winter freilich würde es hier zu kalt sein, für den Sommer aber bot er einen idealen Aufenthalt, zumal man vom Fenster her einen herrlichen Blick in die Weite der Täler genoss.

Nur Sitzgelegenheiten fehlten noch, und dazu musste ich mich an Pangda Dopyay wenden. Dieser ließ mir eine nicht geringe Anzahl mit Ochsenhaut überzogener Teekisten, die wunderbar den ihnen zugedachten Zweck erfüllten und aneinandergereiht eine prächtige Couch ergaben. Sie wurden mit Teppichen bedeckt und zusammen mit meiner Bettstelle so aufgestellt, dass sie ein großes Quadrat bildeten. Damit war die eine Hälfte des Raumes völlig ausgefüllt, während die andere als »Ambulanzraum« diente. An die Wände hängte ich leicht verständliche Bibeltexte in tibetanischer Sprache.

Aber auch Bilder kamen an die Wände. Eines zeigte den barmherzigen Samariter, ein anderes den verlorenen Sohn. Auch der Sämänn war dargestellt, und ein viertes Bild zeigte das Kreuz, einige Nägel, die Dornenkrone und eine Geißel. Dazu brachte ich noch einen Scherenschnitt an, der drei Kreuze auf einem Hügel darstellte, und einen Spruch in chinesischer Sprache: »Gott legte alle unsere Ungerechtigkeit auf ihn.«

Später fügte ich dem Inventar noch einen geborgten niedrigen Tisch nach Art der Tibetaner hinzu. Das war vorerst mein gesamtes Mobiliar, aber ich fühlte mich eingerichtet wie in einem Palast. Und ständig kamen Leute zu mir, bewunderten den neuen Raum, sahen sich meine Sprüche an und zeigten mir, dass sie lesen konnten. Die Kinder waren von den Bildern ganz begeistert und wollten wissen, was sie bedeuteten. Das alles war eine große Freude für mich und ein gewaltiger Schritt voran.

Ich war sehr dankbar dafür.

Gewöhnlich ging ich am frühen Morgen auf die andere Seite des Tales und betete, während die ersten Strahlen der Sonne sichtbar wurden. Auf dem Rückweg sah ich dann meist den Lama im roten Gewand auf dem Dach seines Tempels stehen. Oft hielt er gerade die rundliche Schneckenschale an die Lippen. Dann hörte ich jenen kläglichen Ton, mit dem die Lamas Kobolde und böse Geister fernzuhalten hofften. Zwei Mächte, die sich hier begegneten! Manchmal allerdings wollte der Zweifel in mir nagen, aber dann erinnerte ich mich an die Größe Christi, und zuversichtlich nahm ich die Arbeit auf.

Mein kleines »Gotteshaus« war gerade seit zwei Tagen fertig, da hörte ich plötzlich meinen Namen in Englisch ausrufen. »Geoff! Geoff!«, klang es von den gepflügten Feldern her.

Ich sprang ins Freie und sah zu meiner unbeschreiblichen Freude John Ting. Seit wir uns 1947 in Chongqing getroffen hatten, waren wir immer einige Schritte voreinander hergezogen. Zuerst nach Chengdu, dann nach Kangding, und dass wir uns jetzt Hunderte von Kilometern tief im Innern des Landes wiedersehen konnten, war einfach überwältigend.

KONFLIKT IN BATANG



*»Straßen und Gräben
werden wiederhergestellt
und gebaut werden, und zwar
in Drangsal der Zeiten.«*

DANIEL 9,25

»Was halten Sie davon, wenn ich jetzt nach Batang aufbreche?«, fragte ich Pangda Dopgyay.

Er sah nachdenklich vor sich hin.

»Das ist eine gefährliche Angelegenheit!«, antwortete er dann. »Wenn die Kommunisten zurzeit da unten auch noch machtlos sind, solange sie keine militärische Unterstützung haben, so brodeln und gärt es da doch überall. Und trotzdem wollen Sie sich auf den Weg machen?«

»Ja. Ich habe vor, morgen mit John Ting aufzubrechen.«

»Abu Guzang ist ein tapferer Mann!«, meinte Dopgyay in einem Ton, von dem ich nicht wusste, ob er Spott oder Anerkennung bedeuten sollte. Dann fügte er sehr ernst hinzu: »Gut, reisen Sie, aber ich möchte Sie um eins bitten: Sollte sich irgendwie zeigen, dass die Kommunisten auf dem Wege hierher sind, so kommen Sie so schnell es geht zurück.«

Drüben in dem neuen Raum der Blockhütte saßen John Ting, sein Mitarbeiter Tien und mehrere andere Leute, meist aus Ba-

tang, die alle den gleichen Reiseweg vor sich hatten. Wir hielten einen Gottesdienst ab, eigentlich den ersten dieser Art.

Zunächst mussten wir uns über die Sprache einig werden. Da die meisten Einwohner hier zwei Sprachen beherrschten, wir aber mindestens zwei Chinesen unter uns hatten, entschieden wir uns für Chinesisch. Unser Freund Tien sang einige Lieder, in die wir, so gut wir konnten, einstimmten. Dann schlug John vor, ich solle eine kleine Predigt halten. Das war nicht ganz leicht für mich, denn ich hatte schon seit langer Zeit kaum noch Chinesisch gesprochen. Aber indem ich mich streng an die Schrift hielt, konnte ich doch einige Gedanken über die Kreuzigung Christi sagen. Wie wir später erfuhren, hatte dieser erste Gottesdienst eine tiefe Wirkung hinterlassen.

Am nächsten Morgen wollte ich mit meiner kleinen Gesellschaft aufbrechen. Verschiedene Vorbereitungen mussten noch getroffen werden. Da waren Kleider und andere Gegenstände, die unterwegs gebraucht wurden, in den Satteltaschen zu verstauen, und vor allem mussten die Schuhe »gebuttert« werden.

Butter findet in Tibet einen vielseitigen Verwendungszweck. Sie wird in großen Mengen hergestellt und ist gewöhnlich ranzig, bevor sie gebraucht wird. Es ist fast das einzige Fett, das es im Innern des Landes gibt, und wird sowohl zur Beleuchtung als auch zum Kochen und Teebereiten verwendet, aber ebenso als Salbe und zur Lederpflege.

Trotz unserer eingehenden Reisevorbereitungen fanden wir noch Zeit zu einem Ausflug ins Tal, den vor allem John gern machen wollte, denn ihm gefiel es in Po sehr gut. Einer der Flüsse, die wir dabei überquerten, war dick mit Eis bedeckt, sodass wir

morgen auf unserer Reise über den 4 800 Meter hohen Pass bestimmt mit Temperaturen weit unter null zu rechnen hatten.

John Ting und Tien brachen am nächsten Morgen schon sehr früh auf, denn ihre Pferde waren schwer beladen und konnten daher nur ein recht langsames Reisetempo vorlegen. Zwei Stunden später folgte ich ihnen mit meinem Grauen.

Es ging in nördlicher Richtung durch das Tal, das sich bald zu einer wilden Bergschlucht verengte. In diese Schlucht stürzte sich schäumend und tosend ein ansehnlicher Gebirgsbach, der schon ein tiefes Bett gegraben hatte. Mächtige Fichten klammerten sich an den steilen Felshängen fest und drängten ihre grünen Häupter dem Licht entgegen. Knorrige Wurzeln und gestürzte Bäume hemmten laufend unseren Pfad, der wie eine endlose Berg- und Talbahn auf- und niederführte. Wir mussten das Gebirgswasser noch mehrmals in beiden Richtungen überqueren, bis wir schließlich aus dem Wald herauskamen und die freie Graslandschaft erreichten.

Nach einem längeren Ritt überquerten wir wieder den Fluss, diesmal auf einer hölzernen Hängebrücke, und dann erreichten wir das offene Nomadenland. Man konnte die niedrigen schwarzen Zelte erkennen, die das wellige Grasland übersäten, und in der Ferne ganze Herden von Schafen und Yakochsen.

Inzwischen war es schon später Nachmittag, und wir beschlossen, die Nacht bei den Nomaden zu verbringen. Das grimige Gebell einer Meute uns entgegenspringender Hunde empfing uns. Aber weit kamen die Tiere nicht, denn zum Glück waren sie angebunden. Schon kamen auch die wollhaarigen, in grobe Schaffelle gekleideten Nomaden auf uns zu, hießen uns willkommen und kümmerten sich als Erstes um die Pferde. Sie wurden abgesattelt und konnten ungehindert grasen.

Wir anderen gingen in ein Zelt, das uns die Nomaden für die Nacht zur Verfügung stellten. Es war etwa sieben Meter im Quadrat, also recht geräumig, und war, wie fast alle Nomadenzelte, aus einem Gewebe von Yakhaar und Ziegenhaar hergestellt. Diese Gewebe waren wasserdicht, ließen aber doch eine gewisse Menge Tageslicht hindurch, sodass man ohne künstliche Beleuchtung tagsüber einigermaßen sehen konnte. Die Form dieser Zelte war ungefähr tassenähnlich.

Im Zeltinnern rechts vom Eingang wurden nachts manchmal Yakkälber untergebracht, um sie vor starker Kälte oder vor Raubtieren zu schützen. Links neben dem Eingang waren die Haushaltsutensilien untergebracht, etwa das Butterfass, Schüsseln und anderes. Die Zeltwände waren mit Kisten und Säcken voll Tsamba¹⁴ vollgestellt, auch Brennholz war dort oft aufgeschichtet – das alles sollte den Luftzug vom Boden her abhalten. Ein oder zwei Schöpflöffel hingen an Seilen, die um das Zelt Dach geschlungen sind. In einer Ecke lagen Sattel- und Zaumzeug, Stricke, Riemen und Ähnliches. Im Hintergrund dieser Zelte stand häufig ein kleiner Altar mit irgendeinem schmutzigen Buddhabildnis. Der Zeltboden war mit alten Schaffellen belegt. In solchen »Wohnungen« trotzten die Nomaden den Elementen der Natur, hier gründeten sie ihre Familien und schlugen sich kümmerlich durch. Es war ein robustes und furchtloses Volk, das man nur bewundern konnte und schnell lieb gewann.

Wir breiteten nun auf unseren Satteldecken um das Feuer herum unser Bettzeug aus, nahmen unseren Tsamba und Buttertee ein und unterhielten uns noch bis zur Dämmerung. Dann

14 *Tsamba*: Mehl aus geröstetem Getreide, meistens Gerste; tibetisches Grundnahrungsmittel.

aber, da wir alle reichlich müde waren, legten wir uns schlafen, während unsere Hausherrin weiter für das Feuer sorgte.

Etwa gegen halb fünf Uhr morgens standen wir auf. Ein anstrengender Tag lag vor uns, denn wir wollten Batang noch vor Anbruch der folgenden Nacht erreichen. Das würde bedeuten, dass wir mindestens dreizehn Stunden reiten und noch dazu einen recht schwierigen Pass überqueren mussten.

Es ging zunächst steil bergauf. Erst nachdem wir die Baumgrenze, die hier etwa 4 550 Meter hoch liegt, ein gutes Stück hinter uns zurückgelassen hatten, konnten wir den Gipfel des Passes sehen. Auf den zahlreichen, recht gefährlichen Eisfeldern rutschten unsere Pferde wiederholt aus, wobei ich einmal und John zweimal aus dem Sattel geworfen wurde. Aber zum Glück passierte dabei keinem etwas. Auf der Passhöhe selbst lag erstaunlich wenig Schnee, sodass wir auf dem letzten Stück keine Schwierigkeiten mehr hatten.

Als die tibetanischen Reisenden den Gipfel erreicht hatten, warfen sie einen Stein auf einen dafür vorgesehenen Haufen und stießen ohrenbetäubende Schreie aus – ein alter Brauch, der den »Wächter-Dämonen« Anerkennung zollte.

Damit begann der Abstieg, und als wir die jenseitige Baumgrenze erreicht hatten, war der gefährlichste Teil unseres Rittes überstanden. Endlich, am frühen Abend, kamen wir in eine reich bewässerte Ebene, und mitten aus dieser Landschaft erhob sich die alte, ummauerte Stadt Batang. Bis auf zwei Gebäude war sie ganz nach tibetanischem Stil gebaut. Die Straßen waren eng, und ihr Steinpflaster war durch die Jahrhunderte ausgetreten.

Ich führte meinen Grauen, der selbst nach einem solch anstrengenden Tag von Energie noch zu strotzen schien, am Zü-

gel und suchte die Hauptstraße. Dort erkundigte ich mich nach Pangdatsangs Geschäft. Einige der Tibetaner folgten mir. John und Tien wohnten hier in Batang bei zwei christlichen Familien.

Pangdatsangs Gehilfe, den ich bald gefunden hatte, versorgte mich recht gut. Es war ein hagerer, freundlicher Tibetaner, der mir einen großen Raum anwies, in dem ich während der drei nächsten Tage mit einigen meiner Begleiter wohnen konnte. Auch die Mahlzeiten bereitete er für mich zu, und die Männer, die mich aus Po begleiteten, behandelten mich ganz wie einen der Ihren.

Es war ein Genuss, sich auf die lange, bequeme Couch zu setzen und in den dunkel werdenden Himmel zu sehen. Auf einem weit entfernten Berg hinter der Stadt wütete ein Waldbrand und gab dem Kamm eine Flammenmähne. Auf der Straße unter uns marschierten einige Schulkinder und sangen die neuen kommunistischen Lieder. Danach hörte ich ganz schwach andere junge Stimmen, die in einem »Evangeliums-Laden« nebenan ihre christlichen Kanons sangen.

Auf einmal hörte ich ein Geräusch, als wenn Ketten über das Pflaster schleiften. Ich entdeckte einen Mann mit bemaltem nackten Oberkörper. In seiner Hand hielt er eine lange, schwere Eisenkette und lief damit wie von Sinnen die Straße auf und ab. Während ich mir noch überlegte, was das wohl bedeuten könne, sah ich eine buddhistische Prozession mit Götzenbildern und Weihrauchstäben anrücken.

Unter der Menge, die diesem Zug folgte, fand ich auch Liu Chia Jü, einen gelehrten Tibetaner, und das tat mir leid. Ich kannte ihn von Kangding her, und er war mir lieb geworden. Solange ich ihn mit meinen Blicken verfolgen konnte, sah ich ihm nach, wie er mit seinem Räucherrohr dahinging.

Was ich da gesehen hatte, machte mich nachdenklich. Es gab also heute drei Mächte in Batang, und jede war eifrig bemüht, das Volk für sich zu gewinnen, drei sich widerstreitende Interessengebiete, die aufeinanderprallten: Da war Christus, Sohn Gottes und Heiland der Welt, bereit, allen Menschen zu helfen, und da waren der Kommunismus und der Buddhismus, bereit, Menschen ins Verderben zu führen.

Geistlich gesehen handelte es sich nur um die beiden Mächte von Licht und Finsternis. Und der Kampf wurde hier ausgetragen, jetzt! Sich zu dieser Zeit der Krise in der Arena zu befinden, war wahrhaftig eine Ehre – allerdings, so ahnte ich, würde es auch übermenschliche Kräfte erfordern.

Mich wunderte es fast, dass noch keiner der kommunistischen Funktionäre gekommen war, um mich zu sprechen. Ich war nun schon einige Tage hier, und es wimmelte doch in der Stadt von den Spitzeln des neuen Regimes.

Bei einem meiner Morgengänge stieß ich auf die Bibelstelle: »Jesus nun, der alles wusste, was über ihn kommen würde, ging hinaus und sprach zu ihnen: Wen sucht ihr?«¹⁵ Niemals hatte Jesus die Initiative aus der Hand gegeben! Ich übergab daher meinen Pass Pangdas Agenten und sagte: »Wollen Sie bitte die örtlichen Behörden von meiner Ankunft unterrichten?« Er erklärte sich dazu bereit und kam schon kurze Zeit später mit meinem Pass zurück: »Es ist alles in Ordnung.« Ich wurde daraufhin von keiner einzigen Behörde mehr wegen meines Aufenthaltes in der Stadt angesprochen. Gott hatte durch die Verbindungen, die er uns vermittelte, auf wunderbare Weise für uns gesorgt.

15 Johannes 18,4.

Am ersten Abend, nachdem wir hier in der Stadt angekommen waren, kamen zwei Christen, um mich zu begrüßen. Es waren Joseph Wang und Naomi. Joseph war 23 Jahre alt und sprach fließend Chinesisch und Tibetanisch, dazu noch ziemlich gut Englisch. Er war der Adoptivsohn amerikanischer Missionare, die schon vor Jahren in diesen Teil des Landes vorgestoßen waren. Naomi, etwa vierzig Jahre alt, arbeitete für die Gemeinde. Sie war eine vorbildliche Christin. Die beiden nun hießen mich herzlich willkommen, und es wurden Vorkehrungen getroffen, dass ich in absehbarer Zeit in einem der Missionshäuser unterkommen sollte. Ein Raum für mich wurde schon hergerichtet.

Nun wäre ich zwar viel lieber in der Stadt und in direkter Verbindung mit ihren Menschen geblieben, aber die Christen hier am Ort meinten, es sei besser, dass ich bei ihnen wohne als so ganz allein in der Herberge, die ja außerdem nie ganz sauber sei.

Die nächsten Tage waren ausgefüllt durch Feste. Liu Chia Jü, jener Künstler und Gelehrte, den ich schon in der Prozession gesehen hatte, lud mich in sein Haus ein. »Ich verhalte mich zurzeit sehr ruhig«, sagte er mir. »Tagsüber male ich, gegen Abend mache ich meinen Spaziergang hinaus aufs Land. In der augenblicklichen Situation gehe ich den meisten Menschen lieber aus dem Weg.«

Dann hatten wir eine Feier im Hause der Witwe eines der berühmtesten tibetanischen Nationalisten. Und gerade an jenem Tag erreichte uns die Nachricht, dass aller nationale Widerstand im eigentlichen China gebrochen worden sei.¹⁶ Nun musste nur noch Tibet »befreit« werden. Es war nicht schwer zu erraten, wem die Zuneigung der anwesenden Gäste galt. Nach diesen

16 Das bedeutet, die kommunistische Armee Mao Tse-tungs hatte über die Armee von Kuomintang-General Chiang Kai-shek gesiegt.

Mitteilungen dürften die Pangda-Brüder noch die einzigen Herrscher sein, die sich dem neuen Regime noch nicht ergeben hatten. Aber durch geschickte Eingriffe von kommunistischer Seite und dadurch, dass man von Lhasa aus nichts zu ihrer Abwehr unternahm, wurden die Pangdas mehr und mehr kaltgestellt, bis sie schließlich nicht mehr anders konnten, als die neue Lage einfach als feststehend hinzunehmen.

Die dritte Feier war die erstaunlichste von allen. Ich erhielt gemeinsam mit John und Tien eine Einladung vom Kommandeur der Garnison. Wir konnten schwerlich ablehnen, obwohl wir nicht wussten, was uns dort erwartete. Zur verabredeten Zeit nachmittags gingen wir in das alte tibetanische Fort unterhalb der Stadt, ein massives zweistöckiges Gebäude mit befestigten Mauern und flachem Dach. Am Eingang waren zwei Kanonen aufgestellt, die von den Pangda-Brüdern während ihrer Revolution gegen die Lhasa-Regierung und bei Zusammenstößen mit chinesischen Soldaten vor Jahren noch benutzt worden waren. Jetzt flatterte die rote Fahne mit den fünf gelben Sternen der Volksregierung über ihnen.

Wir überquerten den Innenhof und begaben uns in den zweiten Stock, wo man schon alles für den Empfang hergerichtet hatte. Nachdem alle Gäste eingetroffen waren, wurden wir an die Tische geführt. Zu meiner Verwunderung wurde ich als Ehrengast an den Kopf der Tafel gebeten, direkt neben den Gastgeber selbst. Als ehemaliger Kuomintang-Kommandeur, der sich immer noch weigerte, seine Kanonen der neuen Stadtverwaltung auszuliefern, spielte er wahrlich ein gefährliches Spiel und hatte hier in der Festung, mit der Fahne des neuen Regimes an den Masten, alles zusammengetrommelt, von dem er wusste, dass es

antikommunistisch eingestellt war. Es war zweifellos eine Art Demonstration seiner Loyalität gegenüber Chiang Kai-shek und dem alten Regime, was er mir wohl besonders zu verstehen geben wollte, da ich ja ein persönlicher Freund der Pangda-Brüder war. Und diese hatten in dem ganzen Gebiet praktisch immer noch die militärische Oberhoheit.

Auch Chang, der Magistrator, befand sich unter den Anwesenden, ferner Liu, der politische Würdenträger der Kuomintang, dann Liu Chia Jü, Geshi Assam, ein führender Lama, und andere bedeutende Persönlichkeiten. Auch Chao Hsun traf ich hier, einen Chinesen, der die Universität besucht hatte, sich aber dann ganz dem Buddhismus weihte und jetzt als Lama fungierte. Ich hatte ihn 1949 kennengelernt, und es war eigenartig, ihn hier wiederzusehen. Chao Hsun lernte Tibetanisch, und er nahm von mir ein tibetisches Neues Testament als Geschenk gerne an. Später konnten wir noch einige gute geistliche Gespräche miteinander führen.

Nach dem Festmahl, das nach chinesischem Brauch etwa sechzehn Gänge von großartig zubereiteten Gemüsearten und Fleischgerichten umfasste, gingen wir, miteinander plaudernd, durch die Residenzanlagen. Hier erfuhr ich, dass einige der Anwesenden sich für eine Flucht nach Lhasa vorbereiteten. Sie wollten Batang verlassen, ehe alles endgültig zusammengebrochen sei. Das also war die Stadt in den Wehen der Krise!

Am nächsten Tag führte John eine ernste Unterhaltung mit mir. »Was soll man tun, wenn ein Fall von Ehebruch in einer christlichen Gemeinde vorkommt?«, fragte er. Das sagte er nicht etwa, weil er selbst die Antwort nicht gewusst hätte, sondern es war die übliche Art, wie Chinesen ein schwieriges Gespräch einleiteten. Trotzdem gab ich ihm die biblische Antwort, bevor

ich ihn ermunterte, das zu sagen, was er auf dem Herzen hatte. »Es muss wohl wirklich ein Fall von Ehebruch vorliegen«, fuhr John sehr nachdenklich fort. »Es wird zu deutlich darüber gesprochen, als dass es nur ein Gerücht sein könnte, und das Schlimmste daran ist: Der junge Mann, den die Leute beschuldigen, ist sonst ein sehr entschiedener Christ.«

Am nächsten Tage lud uns Pastor Li mit anderen Gemeindegliedern zum Essen ein. Li war ein guter, liebenswerter Greis, der, wie viele andere in diesen Gegenden auch, nicht genau sagen konnte, wie alt er war, doch schätzte er sich auf 77 Jahre. Das Gehen fiel ihm nicht mehr ganz leicht. Meist pflegte er mit seinem alten Knotenstock herumzustapfen, in dessen Knauf die drei chinesischen Zeichen für Hoffnung, Glaube und Liebe eingeschnitzt waren. »Jedes Mal, wenn ich mich niedergeschlagen fühle«, erklärte er, »werfe ich einen Blick auf meinen Stock, und mein Herz ist wieder fröhlich!«

Ein anderer der Anwesenden war Chu, ein Ältester. Sein Leben war voller Mühsal und Armut gewesen, aber er wirkte treu für Gott. Jetzt freilich war dieser Dienst sehr schwierig geworden.

Es war überhaupt bewundernswert, wie die kleine Schar Christen unter den gegenwärtigen Umständen zusammenhielt. Manch einer hatte sich freilich von ihr gelöst. Die Zeitumstände hatten den »Schutt« der Jahre weggeräumt, und nur die guten, »lebendigen Steine« waren für den wahren Tempel Gottes übrig geblieben.¹⁷

John und mir lag diese kleine Gemeinde in Batang sehr am Herzen, und wir beteten täglich dafür, dass Gott seine Macht und seine Kraft an diesen Menschen erweisen möchte.

17 Vgl. 1. Petrus 2,5.

Bei diesen Gebeten und den sich anknüpfenden Gesprächen kam John noch einmal auf den erwähnten Fall von Ehebruch zurück, und er erklärte mir teilnahmsvoll: »Weißt du, es ist Pastor Lis Tochter, um die es geht. Sie soll sich mit Joseph eingelassen haben und ein Kind von ihm erwarten, obwohl er bereits verheiratet ist.«

»Weiß man das bestimmt?«, fragte ich.

John schüttelte den Kopf. »Das ist es ja eben! Es ist nur ein Gerücht, aber eins, das sich erstaunlich hartnäckig hält. Wir werden Joseph bei nächster Gelegenheit ganz offen fragen müssen, denn so ist das kein Zustand für die Gemeinde.«

Es war wirklich eine schwierige Situation, in der sich die Gemeinde befand, zumal auch von politischer Seite her ihre Lage immer gefährdeter wurde. Aber all diese Widerwärtigkeiten mussten letzten Endes dazu dienen, das innere Gefüge dieser kleinen Christenschar zu festigen.

Bald hatte ich auch die Freude, Bruder Timotheus Hsiao und seine Frau kennenzulernen. Hsiao, ein Sino-Tibetaner, hatte eine medizinische Ausbildung hinter sich und war der Sanitätsoffizier der Stadt. Er unterhielt eine kleine Ambulanz im »Evangeliums-Laden«, in dem noch täglich die frohe Botschaft verkündigt und durch Verteilen von Traktaten weitergetragen wurde. Dass dies auch jetzt noch regelmäßig geschehen konnte, war einer der wenigen wirklichen Lichtblicke in dieser Zeit trauriger Finsternis.

In dem alten Missionshaus wurden die Gottesdienste ebenfalls weiter gehalten, und zwar auf Tibetisch und Chinesisch. Auch bei jeder anderen offiziellen Zusammenkunft bediente man sich beider Sprachen. Gestützt wurde diese Arbeit innerhalb und außerhalb der Gemeinde durch die intensive Gebetsgemeinschaft einiger weniger.

Ich war nun schon sieben Tage in dieser Stadt, als plötzlich, bei Tagesanbruch, Badjay mit einem weiteren tibetanischen Boten bei mir vorsprach. Beide waren bis an die Zähne bewaffnet, mit Gewehr, Revolver und Dolch ausgerüstet und fast ohne Unterbrechung von Po bis hierhergekommen. Hastig riss ich den Brief auf, den Badjay mir von Pangda Dopgyay übergab.

»Meine Frau liegt im Sterben«, las ich. »Können Sie oder Hsiao sofort hierherkommen?«

Das war nun keine erfreuliche Nachricht. Bewegt dachte ich an Pangdas Frau Cidenla und ihre vier Kinder, im Alter von vier bis fünfzehn Jahren. Timotheus Hsiao, der gerade bei mir war, und ich knieten nieder zum Gebet, um Gott auch diese Sache ans Herz zu legen. Danach beschlossen wir, gemeinsam die Reise nach Po zu machen, und die späteren Ereignisse bewiesen, dass diese Entscheidung wirklich mit Gott getroffen war.

Am ersten Tag unserer Reise legten wir nur ein verhältnismäßig kurzes Stück zurück, da eines der Pferde erkrankte und am nächsten Morgen zurückgelassen werden musste. Mit einem neuen Tier, das wir gemietet hatten, brachen wir dann schon im Morgengrauen auf und ritten mit nur einstündiger Unterbrechung durch bis abends gegen sieben Uhr. Pangda Dopgyay bereitete uns einen nahezu königlichen Empfang.

In dem oberen Stockwerk, von dem aus man in den Dachgarten hinausgelangen konnte, hatte er uns ein Zimmer herrichten lassen, das aufs Beste ausgestattet war. Auch sonst ließ er es an nichts fehlen und brachte immer wieder seine Freude zum Ausdruck, dass wir so unverzüglich gekommen waren.

Seiner Frau Cidenla ging es inzwischen ein wenig besser. Pangda Dopgyay, der ihr unbedingt hatte helfen wollen, war in

seiner Verzweiflung schon in meinen Vorratsschrank eingebrochen und hatte der Kranken eine Penicillin-Spritze gegeben. Eine erstaunliche Tat für einen Tibetaner! Ob nun wegen oder trotz dieser Injektion, jedenfalls fühlte Cidenla sich wohler, obgleich sie immer noch mit hohem Fieber darniederlag.

Man brauchte kein großer Mediziner zu sein, um feststellen zu können, dass es sich hier um eine Lungenentzündung handelte. Wahrscheinlich hatte die Frau, als sie vor Tagen einen Waldbrand beobachtet hatte, zu lange auf dem Dachgarten in der kalten Luft gestanden und sich diese Krankheit geholt. Bisher hatte sie ohnehin schon an Diabetes zu leiden gehabt, jetzt schien außerdem noch eine Tuberkulose hinzugekommen zu sein. Alle Anzeichen sprachen dafür.

Verständlicherweise war Pangda Dopgyay in größter Sorge um seine Frau und ordnete eine »Massen-Gebetsversammlung« an. Jeder Mann, jede Frau und jedes Kind im näheren Umkreis, soweit sie nur irgendwie buddhistische Sprüche singen, aufsagen oder stammeln konnten, wurden angehalten, an mehreren Abenden nach Sonnenuntergang vor dem Familienaltar zusammenzukommen. Und da saßen sie denn, eine zerlumpte Volksmenge, und leierten oft mehrere Stunden lang ihren eintönigen Gesang vor sich her. Ich spürte, dass jetzt der Augenblick gekommen war, an dem ich dem Oberhaupt des Tales ein klares und entschiedenes Wort von Christus zu sagen hatte.

Pangda Dopgyay wusste, dass wir alles Erdenkliche taten, um seine Frau zu retten. Auch nachts standen wir alle drei Stunden auf, um ihr eine Spritze zu geben. Pangda wusste auch, auf welchem Boden ich stand. Er hatte das Evangelium schon in Kangding gehört und wusste, worum es dabei ging. Ich war entschlos-

sen, jetzt mit ihm über diese Fragen zu sprechen. Wenn ich Mut gehabt hatte, den Armen die frohe Botschaft zu bringen, sollte ich sie da den Reichen vorenthalten?

Die Gelegenheit, den Fürsten allein zu sprechen, wurde mir bald geschenkt. Schweigend hörte er mich an. Keine Witzelei, kein Spott kam aus seinem Munde. Der Mann stand vielleicht näher vor einem inneren Zusammenbruch, als ich zu ahnen wagte. Er widersprach mir nicht, machte keine Einwände. Als ich meine Ausführungen beendet hatte, stand er nur still auf und ging in einen anderen Raum seines Hauses.

Ich schickte ihm heiße, inbrünstige Gebete nach.

Da kam ein Reiter von Süden her ins Dorf galoppiert. Bundi ließ ihn zu Dopgyay bringen, der sofort nach seiner Botschaft fragte. Zwei Tagereisen entfernt, so erklärte er, befänden sich etwa sechshundert Kuomintang-Soldaten, die sich selbstständig gemacht hätten und den Einmarsch in das Po-Tal planten. Sie hätten der Roten Armee noch im letzten Augenblick entweichen können und seien von Kangding geradewegs durch Xikang marschiert. In etwa 36 Stunden hofften sie hier anzukommen und wünschten sich zu vergewissern, dass Pangda sie freundlich aufnehmen würde.

Fast um die gleiche Zeit kam ein weiterer Bote angeritten, diesmal von Norden her. Auch er hatte eine Nachricht für Dopgyay, und ein eigenartiges Grinsen überzog sein Gesicht, während er sie las.

Diese neue Nachricht kam von dem Kommunistenführer aus Batang, Pu Tso Wanje. Er fragte an, ob Pangda Dopgyay den Kuomintang-Banditen Widerstand leisten könne. Weiter berichtete er, dass diese Truppen in Batang die amerikanische Missionsstation befestigten und so viele Kanonen zusammenzögen wie

möglich. Die Rote Armee würde nicht mehr lange auf sich warten lassen, dann würde sie auch Pangda Dopgyay unterstützen.

Wirklich eine verworrene Situation!

Sich mit den Kuomintang-Soldaten zu verbünden, würde Konflikte mit der Roten Armee bedeuten, die in Kürze hier sein konnte. Ihnen jedoch Widerstand zu leisten, würde zu einer erbitterten Feldschlacht führen, da sie sich in einer verzweifelten Lage befanden und nichts zu verlieren hatten. Die Plünderung des gesamten Po-Tales würde für sie die Lösung aus vielen Schwierigkeiten sein. Auch das Telegramm, das damals Pu Tso Wanje in die kommunistische Welt gesetzt hatte und wonach die beiden Brüder kapituliert haben sollten, würde die Gefühle der Kuomintang-Soldaten nicht gerade für die Po-Tal-Bewohner sprechen lassen. Zu allem Unglück war diese Meldung nachher noch über das Radio verbreitet worden.

Ich meinerseits dachte an die junge Kommunistengruppe in Batang, die ich noch so siegessicher ihre Lieder hatte singen hören. Wenn diese sechshundert Kuomintang-Soldaten nach Batang durchbrechen würden, würden sie wenig Federlesens mit dieser Gruppe machen. Das Leben dieser Menschen war verwirrt. Und die zweihundert Kuomintang-Soldaten, die sich ohnehin noch in Batang befanden, würden allein auf die Tatsache hin, dass sie auf Verstärkung von außen rechnen durften, mit einem blutigen Gemetzel beginnen.

Wie würde sich nun Dopgyay in dieser Situation verhalten?

Eine solche Lage würde sich auf die meisten Menschen wie ein Albtraum ausgewirkt haben, Dopgyay jedoch schien sich ganz in seinem Element zu fühlen. Nur um ihn herum brodelte die Unruhe. Am nervösesten war Pangda Rapgas Frau. Der Ge-

danke, dass vielleicht morgen schon der Krieg im Po-Tal wüten könne, brachte sie ganz durcheinander. Pangda Rappa selbst sagte mir, er sei überzeugt, dass sie innerhalb kürzester Frist wohl 5 000 Männer aufstellen könnten, aber das sei sicher gar nicht nötig. Es wären gewiss von Fall zu Fall genügend Leute da, die mit irgendwelchen unliebsamen Zwischenfällen fertig würden.

Draußen gaben Dopgyay und Bundi ihre Befehle. Kanonen wurden herangeschleppt, ausprobiert und in Stellung gebracht. Das gesamte Gebiet sollte von zwei Seiten aus verteidigt werden. Überhaupt war das Po-Tal ein ideales Gelände für einen Verteidigungskrieg. Es hatte an beiden Ausläufern flaschenhalsartige Schluchten, dazu unübersteigbare Kämme im Westen und Höhenketten mit ausgedehntem Grasland im Osten. Die erste Gruppe wurde beauftragt, den engen Eingang ganz im Süden des Tales zu bewachen. Die zweite Gruppe wurde in dem oberen Fort untergebracht, das auch das Ziel der Neujahrswettläufe gewesen war. Während der ganzen Nacht musste hier eine Wache stehen. Gleichzeitig wurden sowohl die Kuomintang-Soldaten als auch die Batang-Kommunisten benachrichtigt. Ich wusste nicht, welchen Inhalts die Briefe waren, die Pangda Dopgyay diktierete, aber aus allem, was ich erfuhr und sah, wurde deutlich, dass er eine zumindest vorläufig befriedigende Lösung gefunden hatte. Vermutlich hatte er den Kommunisten mitgeteilt, dass er Wachtposten aufgestellt habe, womit diese sich zufriedengeben konnten. Auch den Kuomintang-Soldaten hatte er zweifellos ein versöhnliches Schreiben zukommen lassen und vielleicht seine Untergebenen sogar angewiesen, ihnen unverzüglich gewisse Vorräte aufzufüllen.

Das war die Situation der nächsten Tage, von denen einer nach dem anderen verstrich, ohne dass sich ein Zwischenfall ereignet hätte. Alles atmete erleichtert auf. Die Einzigen, die wahrscheinlich enttäuscht waren, waren Dopgyays Soldaten, die gerne ein kleines Scharmützel in Kauf genommen hätten, denn das entspricht dem Temperament der tibetanischen Khamba¹⁸.

Einen Monat später waren Hsiao und ich wieder in Batang. Da die Gebäude der alten Missionssiedlung von der Kommunistengruppe beschlagnahmt und in eine Festung verwandelt worden waren, blieb ich mit ihm und seiner Familie zusammen.

Batang war offenbar von einem tiefen Schrecken befallen. Befestigungen an den Häusern, Sandsäcke und Teile von Barrikaden sprachen deutlich genug davon. Ich zittere noch heute bei dem Gedanken, was aus Batang geworden wäre, wenn die nur wenig geordnete Gruppe der Kuomintang-Soldaten damals in die Stadt eingebrochen wäre. Später erfuhren wir, dass Reste dieser Truppen nach Südwest- oder Südosttibet und nach Burma auszuweichen versucht hatten, aber unterwegs auf Kolonnen der Roten Armee gestoßen waren. Es kam zu erbitterten Gefechten, und die Kuomintang-Leute wurden aufgerieben. Einige von ihnen wurden später unter schwerer Bewachung hier in die Stadt gebracht.

Für John und Tien war es nicht leicht gewesen, in dieser unruhvollen und wenig durchsichtigen Zeit das Gemeindeleben voll aufrecht zu erhalten. Die Gottesdienste, die vorübergehend hatten ausfallen müssen, wurden allerdings wieder regelmäßig gehalten. Den Predigtendienst hatte während der ersten drei Wochen im Wesentlichen John.

18 *Tibetanische Khamba*: Bewohner der tibetischen Region Kham.

Da sich die äußere Lage wieder ein wenig beruhigt hatte, schien uns die Zeit gekommen, das geplante offene Wort mit Joseph zu sprechen. Wir erklärten ihm frei heraus, was wir gehört hatten, und baten um seine Stellungnahme. Um ihm die Situation leichter zu machen, erzählte ihm John, dass er selbst einmal in einer ähnlichen Sache verleumdet worden sei und darum sehr gut mitempfinden könne, welche Seelenqual solch ein Verdacht bedeute. Wir erklärten ihm auch, dass wir gern weiterhin mit ihm zusammenbleiben wollten und bereit seien, ihm beizustehen und zu helfen, nur möchte er uns doch klar sagen, wie sich die Dinge verhielten.

Bei diesem Gespräch ging es uns vor allem auch darum, Josephs Reaktion auf unsere Worte zu beobachten. Das Ergebnis war, dass wir aus seinen Entgegnungen und seinem Verhalten mehr oder weniger den Eindruck gewannen, die ganzen Redereien um sein Verhältnis zu Lis Tochter seien zu Unrecht in die Welt gestreut.

Die Sache schien damit abgetan, und John hatte vor, jedem in dieser Angelegenheit auftauchenden Gerücht scharf entgegenzutreten. John und ich predigten nun abwechselnd in der Gemeinde, wobei ich meist Tibetanisch sprach und nur gelegentlich ein Zeugnis auf Chinesisch einflocht. Während dieser Gottesdienste fiel uns auf, dass die Tochter des Pastors sich äußerst beunruhigt zeigte. Überhaupt war sie in letzter Zeit von ganz anderem Wesen – vor allem auch Joseph gegenüber. Ob zwischen den beiden doch etwas nicht stimmte?

Ich sprach mit John darüber, und wir beschlossen, noch einmal Schritte zur Klärung dieser Sache zu unternehmen. Eine Gelegenheit, erneut mit Joseph zu sprechen, fand sich bald im Hause Lis, in dem der junge Mann seit einigen Wochen wohnte. Diesmal rück-

ten wir ihm energischer zu Leibe, so ungeheuerlich es uns auch schien, einen Bruder in Christus derart zu beschuldigen. Doch irgendwie musste es zu einer Entscheidung kommen, und ich hatte diesmal das Gefühl, dass das heute der Fall sein würde.

Wir redeten und redeten bis in den späten Abend hinein. Joseph wehrte sich verzweifelt, aber mit verschwommenen Begründungen gegen unsere Anschuldigungen. Endlich, genau um Mitternacht, brach er unter der Last unserer Vorhaltungen zusammen und bekannte in vollem Umfang seine Schuld.

Kniend schrie dieser junge Bursche zu Gott und bat ihn um Vergebung. Der Heilige Geist war am Werk.

Ich war dafür, dass am nächsten Tag auch Pastor Li über die Lage der Dinge unterrichtet werden müsse, doch Hsiao war dagegen. Li sei ein alter Mann, meinte er, und sein Herz in schlechtem Zustand. Er würde diese Nachricht nicht überleben.

Mich befriedigte diese Erklärung nicht.

»Was zur Ehre Gottes und zur Reinhaltung seiner Gemeinde dient, kann nicht zu so einer Katastrophe führen«, meinte ich, und John bestärkte mich darin.

So machten wir uns auf, den alten Mann zu sprechen.

Wir fanden ihn in seinem Garten. Er tadelte uns zunächst, weil wir in der vergangenen Nacht so lange in seinem Haus verhandelt hatten, ohne ihm zu sagen, worum es ging. Wir steckten diesen Tadel ein und konnten nur sehr ausweichend um Entschuldigung bitten. Anschließend brachten wir vor, was wir ihm zu sagen hatten.

Li weinte, als er das Schlimmste hörte. »Sie ist doch erst sieben!«, schluchzte er. Aber im Großen und Ganzen zeigte er sich sehr gefasst.

Da er empfinden mochte, wie sehr wir mit ihm fühlten und dass wir ganz auf seiner Seite standen, bat er uns um Rat.

»Was soll ich tun? Nach chinesischem Brauch könnte ich meine Tochter wegen solcher Sache umbringen. Aber wir sind doch Kinder Gottes. Bei uns darf es das doch nicht geben!«

Plötzlich schien ihm ein Gedanke gekommen, der ihn ruhig werden ließ.

»Gewährt mir zwei Tage zum Gebet«, meinte er. »Bis dahin werde ich zu einer Entscheidung kommen.«

Am Abend nach diesen beiden Tagen fand eine Gemeindeversammlung statt. Durch ein Missverständnis war kein Bruder zum Dienst gebeten worden. Da stand der greise Pastor Li auf.

Nie werde ich vergessen, wie der alte Mann nach vorn ging, seine Bibel aufschlug und 1. Korinther 13 vorlas. Dann sprach er aus tiefster innerer Bewegung über diese Stelle und fand so hinreißende Worte über die Liebe, dass alle ergriffen waren. Aber niemand außer uns wusste, was ihn so bewegte. Als zum Schluss der Greis in Tränen zusammenbrach, ging eine gewaltige Unruhe durch die Gemeinde und ein Ahnen von dem, was sie verunreinigte.

Am nächsten Abend wurde Pastor Li durch einen Gewehrschuss auf das Heftigste erschreckt. Dumpf dröhnte es durchs Haus. *Joseph!*, durchzuckte es ihn sofort. Schnell eilte er das Stockwerk hinauf in Josephs Zimmer, während er das Schlimmste erwartete.

In der Tat stand der Bursche mit seinem Gewehr in der Hand am Tisch. Er habe es reinigen wollen, behauptete er, dabei sei der Schuss losgegangen. Passiert sei jedoch nichts.

Es blieb ungeklärt, ob dies nur eine Ausrede war oder ob wirklich ein Missgeschick vorlag. Vielleicht hatte Gott eine Tragödie verhindert, denn Tatsache war, dass Joseph seit jener mitter-

nächtlichen Aussprache in einem furchtbaren Zustand innerer Spannung lebte.

Für uns waren alle diese Dinge ein Zeichen, dass die Angelegenheit auch vor der Gemeinde unverzüglich bereinigt werden müsse.

Pastor Li schlug vor, dass Joseph ein unterschriebenes und versiegeltes Reuebekenntnis verfassen sollte und dass alle Gemeindemitglieder, die ein geistliches Urteilsvermögen hatten, zu einer besonderen Versammlung gebeten werden sollten, in der nach einem öffentlichen Bekenntnis Josephs dieser frevelhafte Fehltritt vor Gott gebracht werden musste.

Würden wir ein solches Schriftstück von Joseph bekommen?

Und würde er zu einem öffentlichen Schuldbekenntnis bereit sein?

Als wir dieserhalb an unseren jungen Bruder herantraten, erklärte er sich mit allen Bedingungen einverstanden.

Das Schreiben wurde in Englisch und Chinesisch aufgesetzt, und John und ich unterschrieben es als Zeugen. So diente es zugleich als rechtskräftige Unterlage. Die vorgeschlagene Versammlung wurde im Hause Pastor Lis gehalten.

Außer uns waren etwa zehn Leute anwesend.

Josephs Bekenntnis wurde verlesen. Es wirkte erschütternd. Auch Lis Tochter wurde von ihrem Vater veranlasst, ihre Schuld zu bekennen, was sie unter heftigem Schluchzen tat. Das arme Mädchen tat mir leid. Aber um des Zeugnisses willen musste sie das alles auf sich nehmen.

Auch ich wurde gebeten, ein paar Worte zu sagen. Gott gab mir mehr Kraft dazu, als ich normalerweise gehabt hätte. Ich sprach zunächst Chinesisch, dann Tibetanisch und wandte mich zu-

erst an den jungen Mann, dann an das Mädchen. Sehr eindringlich wies ich darauf hin, dass Gott ihnen aufgrund seiner großen Liebe durch das Blut Jesu Christi vergeben würde, wenn sie nur aufrichtig bereuten, nachdem sie ja nun ihr Bekenntnis abgelegt hätten. Dann tadelte ich aber auch sehr scharf die anderen Gläubigen und die sogenannten Ältesten, die zum Teil für den Mangel an Seelsorge verantwortlich waren und dafür, dass diese Angelegenheit nicht sofort bereinigt, sondern so lange hintenherum beträchtigt worden war. Auch der gute Hsiao ließ den Kopf hängen, denn er war einer von denen, die gut hätten helfen können.

Dann brachen wir auf und ließen eine Gemeinde zurück, die sich so eng zusammengeschlossen hatte wie schon seit Langem nicht mehr. Joseph, so war festgelegt worden, musste Batang sofort verlassen und zu seiner Frau zurückkehren, während Pastor Li darauf bestand, dass man seine Tochter und das zu erwartende Kind seiner Sorge überließ.

In Hsiao's Haus gab es inzwischen ein wesentlich freudigeres Ereignis. Seine Frau hatte einen Jungen zur Welt gebracht, und ich wurde gebeten, dem kleinen Mann einen Namen zu geben. Ich schlug Johannes oder David vor. Sie wählten Johannes.

Mit diesem freundlichen Akt war meine Mission in Batang abgeschlossen, ich hatte hier keine eigentliche Aufgabe mehr. Als mich daher eines Tages der Kuomintang-Magistrat rief und mir die vertrauliche Mitteilung machte, dass die roten Soldaten bereits Litang verlassen hätten und ich so bald wie möglich nach Po aufbrechen solle, dankte ich ihm und traf meine Reisevorbereitungen. Schon am nächsten Tag ritt ich mit meinen Begleitern in Richtung auf die Berge davon.

TAL DER ENTSCHEIDUNG



*»Denn für jede Sache gibt es eine Zeit
und eine richterliche Entscheidung.«*

PREDIGER 8,6

250 Meter vom Gipfel des zu überwindenden Passes entfernt erreichten wir mitten in dieser Wüste aus Steinen und Geröll einen kleinen Flecken Gras. Wir hielten Rast und legten unser Gepäck ab, das seltsam bunt aus Möbelstücken, grünem Gemüse, Mehl und anderem Zeug zusammengesetzt war. Unsere Tiere konnten inzwischen auf dieser kleinen Oase grasen.

Auch wir hatten eine schnell bereitete Mahlzeit zu uns genommen, und nun schlenderte ich, um meine Füße wieder etwas in Bewegung zu bringen, einige hundert Meter unserem Pfad voraus.

Plötzlich meinte ich, von einem elektrischen Schlag getroffen zu sein.

Am Horizont hob sich gegen den Himmel deutlich die Silhouette von Männern ab, die, mit Gewehren bewaffnet, gerade um einen Felsvorsprung herumkamen.

Für einen Augenblick stand ich beklommen still. Wir befanden uns auf einem sehr berüchtigten Abschnitt unseres Weges, und auf der Straße, nur wenige Schritte von mir entfernt, markierten Gebetsfähnchen die Stelle, wo erst vor Kurzem Reisende

von Banditen ermordet worden waren. Besorgt beobachtete ich die Gruppe.

Ich zählte etwa dreißig bis vierzig Männer, die jetzt in einer Schlangenlinie den Berg herabkamen. Schnell ging ich zu meinen Begleitern zurück und machte sie auf meine Beobachtung aufmerksam. Auch sie sahen dem Trupp mit sehr gemischten Gefühlen entgegen.

Aber wir konnten nichts anderes tun, als abzuwarten. An einen plötzlichen Aufbruch war nicht zu denken. Wir hätten ja erst unsere Tiere wieder beladen müssen, und das hätte viel zu viel Zeit in Anspruch genommen. Die Fremden hätten uns dann erst recht in einer für uns ungünstigen Situation überrascht.

Schon nach zehn Minuten hatten uns die ersten Männer erreicht. Sie gehörten einer Vorausabteilung der Roten Armee an und machten einen sehr erschöpften, aber durchaus ordentlichen Eindruck. An der Spitze ritt der kommandierende Offizier, der nun auf uns zukam. Ich trat ihm einige Schritte entgegen und begrüßte ihn. Er und seine Leute waren offenbar sehr erschöpft. Sie ließen sich wortlos auf einen Felsblock nieder.

»Der Weg über diesen Pass ist außergewöhnlich anstrengend!«, versuchte ich, ein Gespräch zu beginnen. Der Offizier sah mich nur an, entgegnete jedoch nichts. Mir schien, als fühle er sich zu schwach, um sich mit mir zu unterhalten.

»Hier ist meine Visitenkarte. Ich bin ein christlicher Missionar in diesen Gebieten. Sollten wir uns einmal in Batang begegnen, so wissen Sie, wer ich bin.«

Er sah mich offen an. Dann kamen seine Leute, und er wandte sich ihnen zu. Bald darauf erhob er sich mühsam und verließ

uns mit allen seinen Männern wieder, ohne auch nur ein einziges Wort mit uns gesprochen zu haben.

Eigenartig berührt starrte ich den verschwindenden Gestalten in ihren gelben Baumwoll-Uniformen und blauen Plimsoll-Schuhen nach. Man sah ihnen an, wie schwer ihnen dieser Marsch wurde, zumal jeder eine Last von etwa dreißig Kilogramm zu schleppen hatte.

Als der Letzte meinen Blicken entschwunden war, atmete ich auf. Noch war ihnen keine Gewalt über mich gegeben. Ich dankte Gott.

»So, aber nun weg von hier!«, rief ich meinem Diener zu. »Komm, Ga Ga, lade das Gepäck auf! Je größer der Abstand zwischen uns und ihnen ist, desto besser!«

In etwa einer Stunde hatten wir den Pass überschritten. Wieder verbrachten wir eine Nacht bei den Nomaden und machten, da der Fluss durch das Po-Tal selbiges überschwemmt hatte und die Schlucht voraussichtlich nicht zu passieren war, am nächsten Tag einen Umweg über einen der hohen Pässe, der uns von anderer Seite her durch ein Waldgebiet ins Dorf hinabführte.

Die Pangda-Brüder waren froh, mich wiederzusehen. Sie standen unmittelbar vor einer großen Entscheidung. Ihr Plan, die tibetanische Unabhängigkeit zu verteidigen, scheiterte an der mangelnden Unterstützung von Lhasa aus und weil keinerlei ausländische Hilfe zu erwarten war. Dagegen hatten die Kommunisten bereits durch ein Vorkommando Verbindung mit den Pangda-Brüdern aufgenommen, und es wurde alles versucht, sie für den kommunistischen Standpunkt zu gewinnen.

Die Roten wünschten, dass Pangda Dopgyay nach Peking gehen solle. Dort boten sie ihm eine gute Position an. Aber Dopgyay

entschloss sich nicht dazu, und die Kommunisten zogen unverrichteter Dinge wieder ab. Allerdings hatten sie drei Offiziere und drei Soldaten zurückgelassen, die weiter auf die Pangda-Brüder einwirken sollten. Einer von ihnen, Chang, war in Kangding Pangda Dopgyays Sekretär gewesen. Jetzt war er von der neuen Regierung als Verbindungsoffizier eingesetzt worden.

Ich kannte den Burschen recht gut, und als ich Gelegenheit hatte, ihn allein zu sprechen, fragte ich ihn: »Sind Sie wirklich Kommunist geworden?«

»Nein«, antwortete er, »aber zurzeit habe ich keine andere Möglichkeit, als diese Arbeit zu tun.«

Bei anderen Fragen, die wir später mit Pangda Rapga besprachen, konnte man klar erkennen, dass sich Chang in keiner Weise zu der neuen Regierung und ihrer Politik hingezogen fühlte. Er war lediglich zu dieser Aufgabe gezwungen worden, und ich glaube, dass er seine Stellung benutzte, um seinem Herrn, soweit es in seinen Kräften stand, zu helfen.

Pangda Dopgyay und ich waren gewohnt, unsere Mahlzeiten gemeinsam einzunehmen. Das brachte uns in eine schwierige Lage, da jetzt auch ständig zwei kommunistische Offiziere der Volksbefreiungsarmee dabei waren und mit uns aßen. In einem gewissen Sinne waren sie Gäste, und doch zugleich auch Eindringlinge, die versuchen mussten, Pangda Dopgyay auf ihre Seite zu ziehen. Der aber ließ sich nicht ziehen. Und was mich betraf, so war ich für diese Offiziere eine unbekannte Größe, wenngleich sie mich von vornherein als »Imperialisten«¹⁹ einstufen.

19 *Imperialist*: Anhänger und Befürworter des Imperialismus, also des Weltmachtstrebens einer Großmacht (im Falle des Autors das Vereinigte Königreich).

Später besuchte mich einer dieser kommunistischen Offiziere in meinem Arbeitsraum. Er zeigte sich im Allgemeinen recht umgänglich. Wir sprachen über den Bürgerkrieg in China. Ich war sehr offen ihm gegenüber und drückte ihm mein Bedauern darüber aus, dass es China nach dem Zweiten Weltkrieg nicht möglich gewesen sei, seine inneren Probleme auf friedlichem Wege zu lösen. Dann wäre es nämlich durch sein Prestige und seine Position dazu geeignet gewesen, eine führende Rolle im asiatischen Raum zu übernehmen. Dass man stattdessen auf das Mittel eines so furchtbaren Bürgerkrieges habe zurückgreifen müssen, hielt ich für sehr bedauerlich, ja, geradezu für schändlich.

Diese Ausführungen brachten den Offizier von vornherein in die Defensive, und er machte die größten Anstrengungen, mir zu beweisen, dass die ganze Schuld an diesem Krieg den Banditen Chiang Kai-shek treffe.

Ich nahm dann das Gespräch zum Anlass, um über die viel weitreichendere Schuld der Menschen vor Gott zu sprechen und über seine Ablehnung des Lichtes. Dazu nahm ich ein Johannes-Evangelium zur Hand und schlug Kapitel 3 auf, woraus ich ihm den Vers vorlas: »Dies aber ist das Gericht, dass das Licht in die Welt gekommen ist, und die Menschen haben die Finsternis mehr geliebt als das Licht, denn ihre Werke waren böse.«²⁰

Dieser Verlauf des Gesprächs behagte ihm nicht. So wandte er sich mir zu und sagte einfach: »Ihr Prediger seid alle Betrüger des Volkes!«

»Wer der wirkliche Betrüger ist«, erwiderte ich, »wird sich in drei oder fünf Jahren zeigen. Falls Ihr Regime nicht das erfüllt,

20 Johannes 3,19.

was es dem Volk versprochen hat, werden Sie als die Betrüger hingestellt.«

»Mit Recht!«, antwortete er sehr schnell. »Aber ich bin überzeugt, dass wir alles halten werden, was wir versprechen.«

Daraufhin warf er einen prüfenden Blick auf eine Anzahl ihm verdächtig erscheinender Kisten unter meinem Medizinschrank.

»Ein Radio?«, fing er an, mich auszufragen.

»Oh nein«, klärte ich ihn auf, »es ist eine Kiste mit medizinischen Instrumenten, und in der anderen Kiste befindet sich eine Schreibmaschine.«

Aber er schien nicht sehr überzeugt davon.

Während unserer Unterhaltung stand er gerade so, dass er dem großen hölzernen Kreuz auf einem meiner Bilder den Rücken zuwandte, und blitzschnell ging mir durch den Kopf, wie sehr doch dieser Umstand ein Abbild seiner eigenen Einstellung war.

Trotz dieser Unterhaltung, während der er meinen Gedanken sehr ablehnend gegenüberstand, nahm er doch je ein Exemplar der einzelnen Evangelien mit sich und verließ mich wieder. Ich sah ihm nach, wie er über Pa Shambas Dach ging. Eine Seele, für die Jesus Christus auch gestorben war!

Ich überlegte, was ich zu tun hatte. Wann mochte wohl der Zeitpunkt sein, an dem ich in das Innere Tibets aufbrechen sollte? Und wer würde mich begleiten?

George hatte gehofft, bald wieder zurückkommen zu können, aber schon seit Monaten hatte ich nichts mehr von ihm gehört. Vielleicht würde gelegentlich einmal einer der beiden Pangda-Brüder über den Goldenen-Sand-Strom in innertibetarisches Gebiet ziehen. Das wäre dann ein Zeichen Gottes und die beste Gelegenheit für mich, ebenfalls aufzubrechen.

Noch fast ein Monat verging, und jeden einzelnen Tag verbrachten wir unter den Augen des kommunistischen Geheimdienstes. Oben auf dem Heuboden des Herrenhauses war eine Antenne befestigt, welche die Verbindung zu einem der roten Quartiere herstellte. Nichts, was hier vor sich ging, würde den kommunistischen Führern verborgen bleiben.

Und doch – auch die Pangda-Brüder waren nicht zu unterschätzen! In den Ausläufern des Dorfes wartete, unbeachtet von den Kommunisten, ein ständiger Bote, der wichtige Nachrichten zwischen den Brüdern und der Lhasa-Regierung zu vermitteln hatte.

Während dieser Zeit stand ich in enger Verbindung mit Pangda Rapga. Er erzählte mir, dass er große Sorge habe, sein Bruder würde noch von den Kommunisten verleitet, gegen die Prinzipien des tibetanischen Volkes zu handeln.

Ähnliche Befürchtungen hatte auch Bundi.

»Was ist eigentlich mit Pangda Dopgyay los?«, fragte er mich eines Tages, nachdem er sich vergewissert hatte, dass wir allein waren. »Wir alle sind sehr bestürzt, denn man spricht davon, dass er nach Kangding gehe, um mit den Kommunisten zu verhandeln. Das wäre doch eine furchtbare Schande für ihn. Er kann ja einen Vertreter schicken, wenn schon unbedingt jemand dahin muss, aber selbst hinzugehen, das ist sehr gefährlich und unklug. Soll er uns doch kämpfen lassen! Jeder einzelne von uns würde gerne in den Tod gehen!«

Der große stämmige Mann sprach tief bewegt. Die ganze Zeit über seit der Rebellion in alten Tagen war er Pangda Dopgyay eng verbunden gewesen, und nun verstand er seinen Herrn nicht mehr. Er war verwirrt über dessen diplomatische Anpassungsfähigkeit.

Ich versuchte, ihm klarzumachen, wie aussichtslos unter den bestehenden Verhältnissen eine kriegerische Auseinandersetzung sei, dass sie einfach Selbstmord bedeuten würde. Was vermochten selbst die tapfersten Krieger Dopgyays gegen die Massen der chinesischen Volksarmee! Sie hatten doch keine Unterstützung von Lhasa, keine Hilfe von irgendeiner anderen Seite und waren außerdem nur ungenügend vorbereitet. Unter solchen Umständen musste einfach ein neuer, ein diplomatischer Weg gefunden werden.

So etwa erklärte ich Bundi das Verhalten seines Herrn, aber ich spürte, dass diese Erklärungen für einen tibetanischen Khamba wenig Wert besaßen. Soweit es ihn betraf, hätte er es sicher viel lieber gesehen, wenn sein Blut den Schnee gefärbt und die chinesischen Horden seinen Körper in den Boden gestampft hätten, statt in Frieden zu leben, aber für immer durch das Zeichen des Kompromisses gebrandmarkt zu sein. Bundi verließ mich traurig und enttäuscht.

Etwa um die gleiche Zeit entschlüpfte der Bote von Lhasa wieder unbemerkt dem Po-Tal und machte sich mit Briefen der Pangda-Brüder auf den Weg zur Lhasa-Regierung.

Er trug auch jenen Brief bei sich, der für fast dreieinhalb Jahre mein letzter an die Außenwelt sein sollte.

Als ich eines Morgens aus der Tür meiner Blockhütte sah, glaubte ich, ein Wunder sei geschehen: Die Vorposten der Volksbefreiungsarmee machten sich zum Abmarsch fertig. Die Funkanlage wurde abmontiert, Pferde wurden beladen, und etwa gegen neun Uhr zog das kleine, aber bedeutungsvolle Kommando ab. Von einem verlassenem Gehöft aus brachen sie auf. Sie waren angekommen, ohne willkommen geheißen zu werden, und nun zogen sie ohne Abschied davon. Sobald sie im Wald verschwunden waren,

schien es, als sei eine schwere, dunkle Wolke vorübergezogen und nun der Sonnenschein wieder durchgebrochen.

Dieser Zeitpunkt erschien auch mir für meinen Abmarsch richtig. Jetzt gab es nichts mehr, das mich halten konnte. Ich hatte einen offiziellen Pass von der Lhasa-Regierung, die Umstände hatten alles in Batang wie auch in Po wenigstens für den Augenblick zu einem gewissen Abschluss gebracht – was konnte mich noch halten? Durch mehrere Schriftstellen hatte auch das Wort Gottes mich in meinem Entschluss bestärkt. Ich machte mich also auf, mit Pangda Rapga über meine Absicht zu sprechen.

Als ich sein Zimmer betrat, begrüßte er mich mit den Worten: »Innerhalb der nächsten drei Tage werde ich nach Tibet aufbrechen. Lhasa hat mir zugesichert, dass ich dort aufgenommen werden soll und dass ich keinen Verrat wegen unserer früheren Differenzen zu befürchten brauche. Ich muss reisen und Dinge ordnen, die ich meinem Volke gegenüber zu ordnen schuldig bin. Persönliche Verluste oder die eigene Bequemlichkeit dürfen keine Rolle spielen.«

Dieser unerwartete Aufbruch war für mich die letzte Bestätigung meiner eigenen Reisepläne.

Die beiden Brüder standen fortan in ständigem Gespräch miteinander. Die Möglichkeit einer Kluft zwischen beiden, die ich vor Kurzem noch befürchtet hatte, war nun beseitigt. Auf welche Weise, das allerdings konnte man vorerst nur schwer erkennen. Als Pangda Dopgyay von meiner Absicht, Po endgültig zu verlassen und nach Tibet hineinzuziehen, hörte, sprach er wie ein Vater zu mir:

»Wenn Sie aufbrechen und die chinesischen Armeen Markham Gartok überrennen und Sie gefangen nehmen sollten, so kann

das sehr gefährlich für Sie werden. Wenn Sie dagegen hierbleiben würden und ich nach Kangding gehe, so kann ich mich vielleicht im Blick auf Ihre Position hier für Sie verwenden. Wenn Sie jedoch den Großen Fluss überschreiten, so sind Sie völlig auf sich allein gestellt. Unsere bisherige Abmachung, dass ich Sie mit allem Notwendigen in Xikang versehe und Sie mir dafür Rupien in Kalkutta überschreiben, würde damit zu einem Ende kommen müssen, denn unter den gegenwärtigen Umständen wäre das unmöglich und auch unklug. Wollen Sie aber unter allen Umständen aufbrechen, so will ich Sie gerne mit einem mir gut bekannten tibetanischen Händler in Verbindung bringen.«

Sein Verständnis und das Angebot, mir zu helfen, machten sehr deutlich, dass sich während der Zeit unserer Bekanntschaft ein recht gutes persönliches Verhältnis herausgebildet hatte.

Mit Rapga hatte ich noch verschiedentliche Vorkehrungen zu treffen. Ich schlug vor, dass wir zusammen reisen sollten. Aber nach eingehender Überlegung kam er zu einem anderen Plan, denn eine gemeinsame Reise konnte bei den Kommunisten leicht zu unliebsamen Missverständnissen führen.

»Sie folgen mir am besten drei Tage später!«, war Rapgas Meinung. »Wir treffen uns dann im eigentlichen Tibet, bevor wir nach Gartok weiterziehen.«

Ich nahm diesen Rat an.

Am 23. Juli 1950 gab eine große Truppe von Reitern Rapga auf seinem Weg nach Tibet das Abschiedsgeleit. Ich verstand nicht ganz, warum auch Pangda Dopgyays engster und vertrautester Diener, Tsering Dorje, mit Rapga zog. Aber sicherlich hatte auch das seine wohlerwogenen, guten Gründe. Nachdem wir etwa eine

Stunde mit Rapga geritten waren, nahmen wir feierlich voneinander Abschied, und ich ritt mit Pangda Dopgyay nach Po zurück.

Nun wurde Dopgyays Reise nach Kangding eifrig vorbereitet. Alle Diener, die mit ihm zogen, erhielten neue Kleider. Ein besonderes Zelt wurde angefertigt. Er war entschlossen, in einer gewissen Aufmachung und als Vertreter seines Volkes zu erscheinen.

Währenddessen räumte ich auch meine Blockhütte aus. Ihr Inhalt würde etwa sechs Tierladungen ergeben, darunter Bibeln, Bücher, Medikamente und allerlei medizinische Instrumente, ferner ein Zelt, Haushaltsgegenstände, Werkzeuge, Stoffe zum Handeln oder Tauschen, eine Schreibmaschine und mancherlei Kleidungsstücke verschiedenster Art. Etwa 25 weitere Ladungen Medizin, Bibeln und Bücher wollte ich zunächst in dem Keller eines großen Hauses zurücklassen. Das sorgfältige Aufteilen und Verpacken der Ausrüstung war eine unerwartet anstrengende Arbeit, doch am Morgen des 26. Juli 1950 waren auch wir zur Abreise bereit.

Aber noch genoss ich meinen letzten Abend in Po. Die Dämmerung brach schnell herein. Wie oft hatte ich am Ende eines Tages unter den Dorfbewohnern, nach mühsamem Studium oder nach der Rückkehr von einem kranken Patienten von meinem Fenster aus über das Dach hinweggesehen und beobachtet, wie die Schatten der Nacht über die westlichen Bergkämme glitten und ein letzter Schimmer der untergehenden Sonne die östlichen Gipfel vergoldete. Das waren die Stunden, in denen ich meine Einsamkeit immer am deutlichsten spürte. Und doch war ich mir nie so klar darüber wie gerade in solchen Augenblicken, dass ich mein Los nicht eintauschen würde gegen alles, was die Welt mir bieten konnte. Durch vier einfache Worte aus dem Ho-

helied war meine Seele an Christus gebunden: »Deine Liebe ist besser«²¹.

Ja, deine Liebe ist besser!

Ich schloss das Fenster und zündete meine Butterlampe zum letzten Mal hier an. Es war halb zehn. Morgen würde ich mich, wie so lange erwartet, auf dem Marsch befinden, auf jenem Pfad, der in die Wälder gehauen war und dann später über die grasbewachsenen Bergrücken in das große, jenseitige Land führte, von dem ich so vieles erwartete.

Gerade wollte ich mich schlafen legen, als – wie schon früher einmal – mich eine Stimme auf Englisch anrief: »Geoff, Geoff!«

Ich sah über das mondbeschienene Feld da draußen. Es war John Ting.

»John!«, rief ich in größter Verwunderung. »Wo kommst denn du um diese Nachtzeit noch her?«

»Geradewegs aus dem Wald!«, antwortete er ruhig und führte sein Pferd hinüber zu Pa Shamba.

»Nun, Bruder, dann komm schnell herein! Das ist ja merkwürdig! Ich breche nämlich morgen auf!«

Bekümmert antwortete er mir: »Und ich bin auf dem Weg nach Kangding. Meine Frau hat es irgendwie fertiggebracht, eine Nadel hinunterzuschlucken. Vielleicht muss ich sie nach Chengdu bringen und operieren lassen.«

Nachdem ich am nächsten Tag allen im weißen Haus Auf Wiedersehen gesagt hatte, ging ich noch einmal in meine Blockhütte zurück. Dopygay hatte mir ein wunderbares Geschenk gemacht.

21 Hohelied 1,2.

Es bestand aus einem farbenprächtigen tibetanischen Teppich und einem Anzug, den er kaum getragen hatte. Seine Frau gab mir zum Abschied einen sehr guten Rasierapparat. Nach tibetanischem Brauch machte auch ich ihnen einige Geschenke, von denen ein Pressluftkocher am meisten geschätzt wurde, weil Cidenla damit in jener Höhenlage ihre Hühnersuppe am schnellsten kochen konnte.

Es war ein stiller Aufbruch ohne viel Aufhebens. Die Abschiedsszenen hatten alle am Tage der Abreise Pangda Rapgas stattgefunden. Jetzt sagte ich nur noch meinen persönlichen Freunden Lebewohl und zum Schluss auch John Ting.

Diese Trennung ging mir sehr nahe. Da standen wir nun, allein in der ungeheuren Einsamkeit Zentralasiens, zwei Kinder Gottes, zwar verschieden von Nationalität, aber zusammenschweißt in der Sorge um das geistliche Schicksal dieser Völker hier. Wo unsere Wege uns hinführen würden, konnte keiner von uns sagen. Alles, was ich wusste, war, dass ich »mein Angesicht festgestellt hatte«, um nach Lhasa zu gehen.²² John dagegen musste zurück in den Rachen jenes gottlosen Systems, das die Millionen seines Volkes umschlungen hielt. Wir konnten uns nur den Händen Gottes anbefehlen und ihn bitten, dass er uns zur Verherrlichung seines Namens brauchen möge.

In dieser Hoffnung brachen wir auf, jeder seines Weges.

22 Vgl. Lukas 9,51.

INS INNERE TIBETS



*»Ein Mensch kann gar nichts empfangen,
wenn es ihm nicht aus dem Himmel gegeben ist.«*

JOHANNES 3,27

Wiederholt sah ich mich um. Das große Haus der Pangda-Brüder war noch meilenweit zu sehen. Ob ich jemals wieder hierher zurückkommen würde? Und was für eine Zukunft mochte vor mir liegen?

Mein braver Grauer wusste nichts von dem, was seinen Herrn bewegte. Er trabte zügig seinen Pfad, hinter ihm Ga Ga, der mich auch jetzt begleitete, und schon am frühen Nachmittag hatten wir den ersten Pass hinter uns. Eine kurze Rast mit einem kräftigen Schluck Tee wurde eingelegt, als wir auf unsere Pferdebur-schen stießen, die mit dem Gepäck vorausgezogen waren. Dann aber ging es wieder talwärts in die grünen, schattigen Wälder.

Jetzt im Sommer war es sehr angenehm zu reisen. Das satte Grün tat den Augen wohl, jede Wegbiegung bot ein anderes, immer wieder fesselndes Bild, sodass es kaum möglich war, die vielgestaltigen neuen Eindrücke alle in uns aufzunehmen.

Während uns der erste Tag größtenteils durch bewaldete Tä-ler und über sanfte Hügel führte, ein ganzes Stück auch an ei-nem freundlich sich dahinwindenden Fluss entlang, führte uns der zweite Reisetag wieder auf steile Höhenwege. Wir brauch-

ten fast den ganzen Morgen, um die Baumgrenze zu erreichen, und kamen gegen Mittag in ein offenes Nomadenland, wo wir uns zur Mahlzeit niederließen. Nach der Mittagsrast ging es weiter die Höhen hinauf, immer karger wurde die Vegetation, bis schließlich nur noch grobes Gestrüpp den Boden bedeckte. Nach etlichen Stunden beschwerlichen Marsches hörte auch das auf, und man sah nur noch eine öde Wüste aus Felsblöcken und Gestein. Mitten aus dieser Wüste hob sich der zweite Pass und eine schwierige Strecke über drei nackte Bergkämme lag vor uns.

Damit begann ein Ritt durch trostloses Land. Auf allen meinen Reisen durch Zentralasien habe ich kein Gebiet mehr wiedergefunden, das so tot und verlassen gewesen wäre wie dieses. Kein Grashalm, kein Wasser, kein Geräusch, kein Lebenszeichen – wir hätten uns ebenso gut auf dem Mond befinden können.

Es war ein anstrengender Ritt, und wir beschlossen, unser Nachtlager schon bald aufzuschlagen, obwohl wir uns immer noch auf einer Höhe von 4 800 Metern befanden. Vor allem fühlte ich mich selber wie zerschlagen. Eine Erkältung, deren Vorzeichen sich schon länger bei mir bemerkbar gemacht hatten, schien wohl jetzt zum Ausbruch zu kommen.

Auch stellte ich fest, dass ich im Einschätzen der Wetterverhältnisse immer noch ein blutiger Anfänger war, obwohl ich doch jetzt schon fast zweieinhalb Jahre auf den tibetanischen Hochebenen zubrachte. Wir hatten nämlich unser großes Zelt kaum aufgespannt, als es völlig unerwartet zu regnen begann und gleichzeitig die Temperatur gewaltig sank. Bald verwandelte sich der Regen in Hagel, und während Regen, Wind und Hagelkörner gegen unsere Zeltwände klatschten, begannen wir in aller Eile einen Zeltgraben auszuheben.

Es schien mir an diesem Tag, als wollte der Hagelsturm kein Ende mehr nehmen. Unser Zelt bot nur einen recht notdürftigen Schutz, vor allem auch gegen die Kälte, die sich doch recht unangenehm bemerkbar machte. Da natürlich auch kein Stück Brennholz trocken geblieben war, konnte uns nur noch unser Bettzeug vor allen Unbilden der Witterung bewahren.

Es wurde eine ungemütliche Nacht. Ich hatte Fieber und kühlte mir die Stirn mit Hagelkörnern, die der Wind unter die Zeltplane durch zu mir ans Bett geweht hatte. Das machte mich ein wenig klarer und ich konnte weiterschlafen. Am nächsten Morgen stellten wir fest, dass das Unwetter in Form eines Schneesturmes weiterwütete und es daher sinnlos war, schon aufzustehen. Nur die Schneelasten mussten hin und wieder von unserem Zeltdach weggeräumt werden, damit unsere Behausung nicht zusammenklappte.

Unsere Lage war keineswegs beneidenswert. Ich war immer noch krank und hielt mich nur mit Tabletten aufrecht. Endlich ließ der Sturm nach, und der Himmel hellte sich auf. Bald schien auch die Sonne wieder, der Schnee schmolz schnell dahin und wir konnten uns zum Weitermarsch rüsten. Es war zwar nicht ganz leicht, unsere etwas durcheinandergeratene Karawane wieder zusammenzubringen und das regendurchweichte Gepäck ordnungsgemäß zu verstauen, aber bald war auch das, so gut es ging, geschafft, und langsam konnten wir weiter durch schmelzenden Schnee und Wasserlachen talwärts ziehen.

Diese neu gewonnene Seite des Tales bestand zum größten Teil aus Tonerde, und durch das Unwetter war unser Weg jetzt glatt und schlüpfrig, wie mit flüssiger Seife überschüttet. Es wäre unmöglich gewesen, überhaupt vorwärtszukommen, hätten uns

und unseren Pferden nicht die zahlreichen Steinbrocken einen gewissen Halt geboten. Endlich erreichten wir einen Kamm, auf dem der Weg wieder besser wurde und von dem aus wir in eine bizarr geformte, schluchtenreiche Landschaft blickten. Aber erst nach einem weiteren Abstieg von etlichen Kilometern kamen wir in ein mit grünen Grasflächen überzogenes Vorgebirge, von dem aus ich weit hineinsehen konnte in das Land, das mir verheißen war zum Dienst an seinen Menschen: Tibet. Gott hatte mir den Weg hierher geebnet. Keine geistlichen, politischen oder natürlichen Schranken hatten seine Pläne durchkreuzen können. Nun sah ich über Täler, Gipfel und Grate hinweg in diese ungeheuerliche Weite, die mein Fuß betreten sollte. Wie überaus groß ist unser Gott!

Aber noch waren die Schwierigkeiten unserer Reise nicht ganz überwunden. Auch am nächsten Morgen war der Abstieg zum Fluss, der sich mehrere hundert Meter unter uns hinschlängelte, in jeder Hinsicht eine enorme Leistung. An manchen Stellen hörte die Straße völlig auf oder ging in eine Art Rutschbahn aus Kieselgeröll über. An anderen Stellen zwang uns der schmale Vorsprung einer steilen Felswand dazu, den Tieren alles Gepäck abzunehmen, da der nur grob behauene Pfad nicht mehr als einen Mann oder ein unbeladenes Tier vorbeiließ. Auch ging es oft so steil bergab, dass man Mühe hatte, nicht in die Tiefe zu stürzen.

Angenehm aber war hier die Luft: Sie war warm und weich, außerdem würzig von den wild wachsenden Kräutern und Bäumen. Bald hatte ich mit Ga Ga die felsigen Ufer des Großen Flusses erreicht, und nun erhob sich die Frage, wie wir auf die andere Seite kämen. Da entdeckte ich drüben ein kleines Dorf und, fast bis an den Fluss heran vorgeschoben, ein größeres Gebäu-

de, in dessen Nähe sicherlich auch Menschen zu erwarten waren. Wir riefen hinüber, aber nichts bewegte sich. Schließlich hatten uns auch die Pferdeburgen mit dem Gepäck erreicht, und mit vereinten Kräften wiederholten wir unsere Rufe. Aber im Vergleich zu dem Tosen des Wassers, das hier über Wände und Klippen schoss, wirkten sie wohl schwächer als ein Vogelschrei, und niemand hörte darauf. Endlich, nach langer Zeit des Rufens und Winkens, bewegte sich doch etwas. Es war ein grotesker Gegenstand, der einem prähistorischen Reptil nicht unähnlich schien, aber dieses erste tibetanische Wunder entpuppte sich bald als ein Mann, der ein mit Yakhaut bespanntes Boot auf seinem Rücken trug. Durch geschickte Manöver gelang es ihm und einem Begleiter schließlich, das primitive Boot über das tosende Gewässer bis an die Stelle zu bringen, an der wir uns befanden.

Nach längerem Hin und Her wurden schließlich fünf Kisten auf diese Nussschale verfrachtet, die auf dem Fluss beängstigend umhertänzelte. Wir glaubten, das sei schon mehr als genug, aber der wild aussehende Steuermann gab uns zu verstehen, dass auch noch drei Passagiere Platz nehmen konnten. Das schien mir zwar unmöglich, aber nach einigen Beteuerungen begab ich mich schließlich doch »an Bord«, und Ga Ga und einer der Leute mit mir. Bald traf auch noch ein weiteres Boot dieser Art ein, das mit Fracht beladen wurde und einige unserer Männer aufnahm.

Auch für die Pferde fand sich Rat. Sie wurden an einem langen Zügel von dem Bootsbegleiter hinter dem Kahn hergezogen, und einige der vorerst zurückbleibenden Diener trieben sie in den Fluss, bis wir tieferes Wasser erreicht hatten. Da fingen die Tiere an zu schwimmen und sich mit allen Kräften gegen die Strömung zu stemmen.

»Es besteht keine Gefahr!«, meinte unser Steuermann mit zuversichtlichem Lächeln, als er unsere zweifelnden Gesichter sah, und zeigte stolz auf seine Muskeln. Aber ich hielt es doch für richtiger, ein Stoßgebet nach oben zu schicken und Gott zu vertrauen, der es gewiss nicht zulassen würde, dass ich die Reise quer durch China bis an das Tor dieses Landes machte, um schließlich von der wütenden Flut den ganzen Weg wieder zurück nach Shanghai geschwemmt zu werden.

Die Bootsleute ruderten mit verbissener Kraftanstrengung, und alle duckten sich, solange der Kampf gegen die wütenden Elemente ausgetragen wurde. Trotzdem wurden wir von der Strömung immer weiter abgetrieben. Ich sah uns schon in die Schlucht stürzen, in die sich einige hundert Meter weiter der Fluss ergoss, und an Steinen und Felsenklippen zerschellen. Aber die Männer hatten das Boot mehr in ihrer Gewalt, als ich dachte, und bald brachten sie uns aus der Hauptströmung heraus. Nun hatten wir schnell das Ufer gewonnen, wenn auch ein weites Stück unterhalb des Dorfes.

Wir stießen an Land, und ich sprang auf ein paar Steine im Ufersand. Unter meinen Füßen befand sich nun tibetanischer Boden. Die eisernen Tore hatten nachgegeben. Gott hatte meinen lang gehegten Wunsch erfüllt und mich in dieses Land gebracht. Ich kam mir vor wie im Traum und war erfüllt von Dankbarkeit und Freude.

In meiner Bibel, die mir ein alter Sonntagsschullehrer überreicht hatte, stehen die Worte: »Samstag, 29. Juli 1950. Heute Vormittag überquerte ich den Fluss ›Goldener Sand‹, einen der oberen Nebenflüsse des Jangtse, und setzte meinen Fuß auf einen Teil des tibetanischen Bodens, der unter der Herrschaft Lha-

sas steht. Ein sehr großes Ereignis für mich und – wage ich zu glauben – nach Gottes Willen auch ein großes Ereignis für den Eingang des Evangeliums in Zentralasien.«

Ich ging nun hinauf in das Gebäude, das ich vom anderen Ufer aus schon gesehen hatte, und fand hier gleich einen Bekannten, einen Geschäftsfreund Pangdatsangs, der mich freundlich empfing und mir ein Zimmer im oberen Stockwerk anwies. Das ganze Gebäude war eine Herberge und eine Verbindungsstelle für Karawanen, die den Fluss überquerten. Dadurch herrschte hier ständiger Betrieb. Im Augenblick ging es besonders lebhaft zu, da gerade eine Karawane mit Salzladung vom Zoll abgefertigt wurde.

Ich saß auf einem bequemen Platz am Fenster und hatte nun Zeit, in das Menschengewühl hinabzusehen und die einzelnen Charaktere zu studieren. Es kam mir ganz so vor, als befände ich mich inmitten einer wilden Schar von Freibeutern. Bewaffnet bis an die Zähne, Pistolen und Dolche in ihren Gürteln, fluchten und schworen, schrien und gestikulierten sie auf das Heftigste. Einige der Leute waren bis zur Hüfte entblößt, sodass ihre kupferfarbene, vor Schmutz jedoch grau erscheinende Haut in der hellen Sonne schimmerte.

Mein Gastwirt war so beschäftigt, dass er, außer bei der Begrüßung, kaum Zeit fand, ein paar Worte mit mir zu wechseln. Doch das störte mich nicht. Ich wollte nur Ruhe, Ruhe, um mich erholen zu können und erst einmal wieder richtig gesund zu werden.

Aber bald kam die erste, allerdings nur geringfügige Störung. Der Zolloffizier trat ein, ein »Führer über zehn« dem Rang nach, um sich über den Zweck meiner Reise zu informieren. Als er hörte, wer ich war, machte er sich nicht einmal mehr die Mühe, nach

meinem Pass zu fragen. Pangda Rapga, der erst vor zwei Tagen, hier durchgekommen war, hatte ihm meine Ankunft bereits gemeldet, und jetzt war sein Hauptanliegen nur, von mir ein Medikament für seine syphilitischen Geschwüre zu bekommen.

Eine zweite unerwartete Begegnung hatte ich, als ich ein wenig am Fluss spazieren ging. Während ich zusah, wie die Fährtboote am Ufer festgemacht wurden, kam unser Steuermann von vorhin auf mich zu und deutete auf einen Riss in der Yakhaut seines Bootes. »Das kommt von Ihrem grauen Pferd!«, sagte er und nahm wohl an, dass der Besitzer dieses grauen Pferdes den Schaden bezahlen würde. Ich lächelte aber nur freundlich, und da er nicht weiter in mich eindrang, schlenderte ich langsam weiter. Auch mein Fährmann ging wieder an sein Boot und behob den Schaden ohne Vergütung.

Meine Freude hatte ich an einer Gruppe fünfzehn- bis sechzehn-jähriger Jungen. Die Burschen waren sehr aufgeweckt, und wir kamen bald ins Gespräch, wobei ich überrascht feststellte, dass sie mich recht gut verstanden. Es gelang mir sogar, mit ihnen über den wahren Gott zu sprechen, wobei sie mir aufmerksam zuhörten. Da ich mich erst seit wenigen Stunden im eigentlichen Tibet befand, war dieses kleine Erlebnis eine ziemliche Ermunterung für mich.

Ein kleines Problem war am Abend die Frage nach der richtigen Schlafstelle. Mein Gastwirt wollte unbedingt, dass ich im Hauptzimmer auf der Couch schlafe, wie das alle besseren Gäste taten und wie es sich eigentlich auch gehörte. Mir dagegen lag mehr als an der guten Sitte daran, eine ungezieferrfreie, absolut ruhige Nacht zu haben, und daher wollte ich lieber behelfsmäßig auf dem offenen Flachdach schlafen. Nach langwierigen Überre-

dungskünsten willigte der Wirt endlich in meine Wünsche ein. Schon kurz nach meiner Ankunft waren die Vorbereitungen für meine Weiterreise in die Wege geleitet worden. Ein Offizier versicherte mir, dass alles in guten Händen liege und mich auf Anweisung des Generals eine Eskorte von Soldaten zu meinem persönlichen Schutz begleiten werde. Ich hielt das zwar für überflüssig, aber es mochte wohl so richtig sein.

Bevor wir jedoch am anderen Morgen aufbrechen konnten, musste ich erst eine Reihe Kranker abfertigen. Die meisten Dorfbewohner hatten durch Unsauberkeit erkrankte Augen, die ich behandeln sollte. Ich konnte ihnen jedoch nur Tropfen geben, die vorübergehend Linderung verschafften, wofür die Leute schon sehr dankbar waren.

Inzwischen stand unsere kleine Karawane wieder marschbereit. Wir hatten neues Begleitpersonal bekommen und reis-ten abschnittsweise, da wir uns nun unter dem Ulang-System der Lhasa-Regierung befanden, wonach die Bauern ihre Ochsen und Pferde als eine Art Steuer der Regierung zur Verfügung stellen mussten. Es ging nun wieder durch weite Täler mit großen Weideflächen und stattlichen Gehöften, ein fruchtbares Gebiet, etwa 4 000 Meter über dem Meeresspiegel.

Auf unserem Weitermarsch fanden wir jetzt Haufen um Haufen von »Mani«-Steinen. Das sind Steine, auf welche die mystische buddhistische Formel *»om mani padme hum«* graviert ist. Für uns sind diese Zeichen bedeutungslos, aber von den Tibetauern werden sie über alle anderen Worte verehrt. Die herkömmliche Übersetzung lautet: »O das Juwel im Herzen der Lotos«, aber ein Lama sagte mir, es gebe Ausleger der lamaistischen Lehren, die allein über den Inhalt dieser Worte drei Monate lang

Vorträge halten könnten. Mani-Hügel sind ein gewöhnlicher Anblick in Gebieten, die von Tibetanern bewohnt sind. Sie werden von Pilgern und gläubigen Buddhisten errichtet, die einen solchen Stein vom Bildhauer kaufen und zum Zeichen ihrer Ergebung auf einen Mani-Haufen werfen.

Es ging über Berge und Täler durch eine wundervolle, mit herrlichsten Blumen übersäte Landschaft, bis wir endlich ein Dorf erreichten, das Pangdatsangs berüchtigtem Vertreter namens Azung unterstellt war. Azungs Hauptvergnügen stand darin, sich als Lama aufzuspielen, aber als wir den Innenhof seines Wohnsitzes betreten, empfing er uns in der üblichen tibetanischen Kleidung.

Ich entdeckte hier viele bekannte Gesichter und wusste sofort, dass Pangda Rapga im Hause sein müsste. Aku, Tsering Dorje und andere hießen mich herzlich willkommen, und ich wurde in das große Gästezimmer genötigt. Als ich eintrat, stierten mich mehrere menschengroße Götzenbilder von ihren verzierten Simsen an. Ganz am Ende saß Rapga auf einer Art Plattform. Er war offenbar sehr erfreut, mich zu sehen.

Auf einer Couch zu seiner Linken saß ein sehr alter Mann, eine bemerkenswerte Erscheinung. Er trug seltsam geformte, grüne Brillengläser – ich konnte mir nicht vorstellen, wo er die her bekommen hatte. Seine Gewänder waren orangefarben und rot, aber ganz anders, als ich sie sonst bei Lama-Priestern gesehen hatte. Von seinem Hals herab hing eine Art Brustplatte aus hell glänzendem Erz. Dieser alte Mann kannte Pangda Rapga von Jugend auf und war nun nach Ja Gag gekommen, um ihn willkommen zu heißen. Er konnte weder lesen noch schreiben und gehörte zu jener Schule von Lamas, die glaubte, dass alle Wahrheit durch Meditation komme und dass Studieren nichts nütze.

Pangda Rapga stellte mich auf etwas wunderliche Art diesem seltsamen Menschen vor, der viel in dieser Gegend umherzog und predigte. Inzwischen war eine Couch für mich bereitgestellt worden, und wir setzten uns zusammen und unterhielten uns. Ich war froh, dass Rapga vorhatte, einige Ruhetage einzulegen, denn auch ich konnte sie gut gebrauchen, da ich immer noch stark erkältet war und neuerdings auch Durchfall hatte. Während dieses Aufenthalts konnte ich einigen Kranken mit Medikamenten helfen und zu den Dorfbewohnern von Jesus Christus sprechen. Der eigenartige, alte Lama war sprachlos darüber, dass ich zu diesem Zwecke eine so weite Reise unternommen hatte. »Das war doch nicht nötig!«, meinte er und sah mich kopfschüttelnd an.

Meine Antwort hatte er gewiss nicht erwartet. »Doch«, sagte ich, »wegen der Gefahr, in der Sie sich befinden!«

»Gefahr?«, wiederholte er ungläubig. »Wer ist in Gefahr? Wir sind in gar keiner Gefahr!«

Seine Worte zeigten die typische Einstellung der Lama-Priesterschaft und damit der Mehrheit des tibetanischen Volkes. Die Lamas betrachteten sich als Vertreter der »inneren Lehre«. Alle anderen Religionen gehörten zu den »äußeren Lehren«. Schon allein die Vorstellung, dass ein Ausländer von so weit herkommen könnte, um ihnen seinen Glauben zu predigen, war für sie völlig absurd. Wenn wir in Betracht ziehen, dass wir den Einen, den wir predigen, aufgrund seiner Autorität und seines Befehls als den einzigen Erlöser und den alleinigen Mittler zwischen Gott und den Menschen verkündigen, werden die Schwierigkeiten, den Tibetanern das Evangelium verständlich zu machen, offenbar. Sie hielten Buddha und seine Inkarnationen

nation, die ganze Priesterschaft unter dem Dalai Lama sowie die 108 Bände ihrer heiligen Schriften für die drei Seiten ihres dreifaltigen Gottes. »Bei den drei Göttern!« war ein ständiger Schwur auf den Lippen der Tibetaner, und ihre Selbstgenügsamkeit in dieser finsternen Religion war einfach nicht zu überbieten.

An einem anderen Tag war ich auf dem Dach von einer Schar Tibetanern umringt, denen ich Medizin gab. Es handelte sich durchweg um Fälle von Syphilis, und diese Tatsache bot einen guten Anknüpfungspunkt für die Frage nach der Sünde und nach dem wahren Heilmittel, das nicht in Medikamenten, sondern im Opfertod Christi besteht.

Als ich nachher noch eine Weile auf dem Dach blieb, wurde ich auf einen Mann aufmerksam, der mich immerzu beobachtete. Ich wandte mich ihm zu, und unsere Augen begegneten sich. Plötzlich erkannten wir einander.

»Gezang Drashi, Gezang Drashi! Natürlich, jetzt erkenne ich Sie!«

Dieser Mann, einer von Pangda Dopgyays Zenturionen, hatte früher viel in unserem chinesischen Haus in Kangding verkehrt und sich sehr für das Evangelium interessiert.

»Geht es Ihnen noch gut?«, fragte er mich jetzt. »Ich wohne ganz hier in der Nähe. Es ist schön, Sie wiederzusehen. Sie müssen mich einmal besuchen!«

Überhaupt erlebte ich viel Schönes in diesen Tagen. Niemand hinderte mich daran, von Christus zu sprechen, und es war fast aufregend, in diesem großen, von der Finsternis des Aberglaubens verschleierten Lande für den Herrn und Meister wirken zu können.

Aber schließlich kam der Tag des Aufbruchs, denn wir waren ja noch nicht am Ziel unserer Reise. Es war diesmal ein stattli-

cher Reiterzug. Ich war ganz in meine tibetanische Tracht ge-
kleidet, wusste aber leider kaum, wie ich mich auf meinem Pferd
halten sollte, denn gesundheitlich ging es mir immer noch nicht
wesentlich besser.

Bald öffnete sich nun vor uns die ganze, etwa 4 300 Meter
hoch gelegene Ebene von Markham Gartok, und wir näherten
uns geradewegs der Garnison, die nur noch wenige Kilometer
vor uns lag. Als wir uns im Vorgelände der Stadt befanden, kam-
en Männer, Frauen und Kinder aus den Häusern gelaufen, um
uns zu begrüßen. Eine freudig bewegte Menge säumte den Weg
zu dem großen tibetanischen Fort, von dessen Mauern trotz-
dem die Fahne des Generals flatterte. Sie trug den neunten Buchsta-
ben des tibetanischen Alphabets, denn er war der Neunte Gene-
ral der tibetanischen Armee.

Als wir den Haupteingang der Festung erreicht hatten, stand
dieser hohe Offizier schon bereit, uns zu empfangen. Dem Rang
nach war er Militär-Gouverneur von Markham, seiner Geburt
nach Prinz des alten Xikang'schen Dege-Königtums. In seiner
großartigen Gestalt zeigte er sich uns in den prächtigen Gewän-
dern seines Standes und lächelte uns beiden sein Willkommen zu.

»Sind Sie müde?«, fragte er, wobei er die Ehrenform des
Lhasa-Dialektes verwandte. »Treten Sie ein!«

Ich stolperte durch die Vorhalle in seinen auserlesenen Blu-
mengarten und fühlte mich bereits wieder wesentlich wohler.

GAST BEIM NEUNTEN GENERAL



*»Von dem HERRN der Heerscharen
wird sie heimgesucht werden
mit Donner und mit Erdbeben
und großem Getöse.«*

JESAJA 29,6

Wir saßen auf niedrigen, teppichbehangenen Sesseln um einen festlich gedeckten Tisch in dem sehr geschmackvoll eingerichteten Wohnzimmer des Dege Sey und plauderten bis zum Sonnenuntergang. Pangda Rapga und der General sprachen sehr offen miteinander, und man hörte ihre Sorge um das Schicksal Tibets aus ihnen Worten. Auch bedeutete ihnen dieses Zusammentreffen nach so vielen Jahren persönlich sehr viel, und selbst mir gegenüber war der Dege Sey ein so herzlicher Gastgeber, dass ich mich von Anfang an bei ihm zu Hause fühlte.

Wie ich gehört hatte, erwartete man von mir, dass ich Englisch mit ihm spräche. Er aber fuhr fort, seinen höflichen Lhasa-Dialekt zu sprechen, bis er schließlich spät am Abend sehr zurückhaltend den einen oder anderen Ausdruck in englischer Sprache einstreute. Offenbar hatte er von Rapgas gründlichen Studien gehört und zögerte nun, seine – wie er wohl meinte – geringen Kenntnisse zur Schau zu stellen.

Nach dem ersten lebhaften Gedankenaustausch zog sich Rapga, der sehr müde war, ein wenig zurück und ließ mich mit dem Dege Sey allein. Dieser war von stattlicher, breiter Figur. Sein langes, schwarzes Haar war in Flechten um seinen Kopf gelegt, der rechts mit einem wertvollen Türkis-Ohrring geschmückt war. Durch und durch männlich, stellte der General eine Achtung gebietende Erscheinung dar, während zugleich ein Ausdruck des Sanften aus seinen Augen sprach, ebenso aus seinem Lächeln, das sehr gewinnend wirkte. Er sah ganz nach dem aus, was er tatsächlich war: ein echter Khamba-Tibetaner mit offenem Sinn für Kultur.

Frage auf Frage stellte er mir, während er sich es auf seinem kissenbedeckten Sitz bequem machte und sein prächtiges, orangefarbenes Seidengewand, Zeichen seines hohen Ranges, zurechtzupfte. Beim Sprechen schüttete er eine kleine Menge feinen Schnupftabaks auf seinen Daumennagel, ließ ihn da liegen, bis er zu Ende geredet hatte, und sog ihn dann mit einem geschickten Zug schnell ein. Danach setzte er das Gespräch mit Begeisterung fort, während sich seine Augen mit Tränen füllten.

An den vielseitigen Interessensgebieten, die der General bei unserer Unterhaltung streifte, erkannte ich seinen Hunger nach einem reicheren intellektuellen Leben. Seine Berufung in diesen weit nach Osten vorgeschobenen Landstrich isolierte ihn von den zahlreichen gesellschaftlichen Verbindungen, die er in Lhasa hatte pflegen können.

»Ich hoffe, dass Sie drei Monate lang hierbleiben!«, flocht er heiter in unser Gespräch ein. »Es gibt so viele Dinge, über die wir reden müssen.«

Seine unverhohlene Freude über meinen Besuch ermunterte mich, ihm einiges über meine Zukunftspläne nahezubringen. Er hörte mir sehr interessiert zu, als ich ihm erzählte, nach Qamdo und Lhasa weiterreisen zu wollen, um überall dort Verbindungen für meine medizinische Arbeit anzuknüpfen.

»Aus gewissen Gründen habe ich zwar wenig Hoffnung, dass sich Ihre Pläne verwirklichen lassen«, erklärte er mir anschließend, »aber wir wollen es versuchen. Ich werde in Ihrer Sache einen Brief an den Gouverneur von Qamdo schreiben. Dann ist dort Robert Ford, der Leiter des Radiosenders, ebenfalls Engländer und ein guter Freund von mir. Sie müssen auch mit ihm Verbindung aufnehmen. Außerdem kennt ihn der Gouverneur persönlich.« Er unterbrach sich einen Augenblick und fügte dann hinzu: »Nun ja, es hat ja alles noch ein wenig Zeit, und wir können uns die Dinge weiter überlegen!«

Nach einer Weile kam Pangda Rapga wieder herein. Zu meiner Verwunderung fragte er, ob er Opium rauchen dürfe. Nachdem er sich auf seiner Couch weit zurückgelehnt hatte, erhielt er von einem Diener Lampe, Opium, Pfeife und die übrigen Geräte. Dann formte er, genauso wie ich es nur zu oft in Po beobachtet hatte, über der Flamme eine kleine Kugel Opium, die er dann geschickt in seinen Pfeifenkopf stopfte, anzündete, bevor er endlich genießerisch den Rauch einatmete.

In dem von Lhasa beherrschten Teil Tibets war das Opiumrauchen verboten, aber der Dege Sey sah ruhig zu, wie sein alter Freund diesem Laster frönte. Nur schien es mir, dass der Ausdruck seiner Augen einen herben Zug der Trauer angenommen hatte.

Vor Jahren war Pangda Rapga ganz dem Opium ergeben gewesen, aber unter Aufbietung ungeheurer Willenskräfte hatte er

es sich dann abgewöhnt. Jetzt trieben ihn wohl der wachsende Druck der Ereignisse und die Düsternis der Lage wieder dazu.

Die Stunden verrannen, und auch ich wurde ziemlich müde. Die lange Reise, die durch meine Magenbeschwerden verursachte Schwäche und nun die ausgedehnte Unterhaltung brachten mich in eine solche Verfassung, dass ich nur noch mit Mühe meine Augen offen halten konnte. Ich fand es richtiger, mich zurückzuziehen, als in der Gegenwart des Generals einzuschlafen, und bat, mich entschuldigen zu dürfen. Der Dege Sey klatschte in die Hände, und ein Diener erschien, der mich auf mein Zimmer führte.

Pangda Rapga hatte vor, mehrere Tage hier bei seinem Freund zu bleiben, und auch ich musste erst die Genehmigung von Qamdo abwarten, ehe ich weiterreisen konnte. So hatten wir genügend Zeit, den Ort ein wenig näher kennenzulernen und Kontakt mit den verschiedensten Menschen und Kreisen aufzunehmen. Während dieser Zeit lud uns auch Kungo Dzong, der Zivilgouverneur und Magistrator von Markham, zu einem Fest ein und bat auch den Dege Sey, seinen Vorgesetzten, dazu. Ich erwartete, dass diese Feierlichkeit nach chinesischem Brauch durchgeführt wurde, war aber ganz erstaunt, als man mir sagte, dass dieses Fest drei Tage lang dauern sollte. Zweifellos stellten alle diese Veranstaltungen ein ganz besonderes Erlebnis dar, aber am Ende blieb doch das etwas flaue Gefühl, dass man sich dem Spiel gewidmet hatte, während Rom in Flammen stand.

Denn vom Großen Fluss kam nun eine alarmierende Nachricht nach der anderen. Die chinesischen Armeen befanden sich im Aufmarsch. Manchmal kam ein Patrouillenboot bis nahe an das tibetanische Ufer heran, oder man hörte das Grollen feindlicher Salven. Hier und dort kam es zu einem kleineren Gefecht, und es

gab schon Verwundete und sogar Tote. Diese untrüglichen Vorzeichen einer kommenden Schlacht bedeuteten für Pangda Rapga, dass er sich nicht zu lange in Gartok aufhalten durfte. So rüstete er denn wieder zum Aufbruch und reiste am zehnten Tag nach unserer Ankunft mit einer neu zusammengestellten Karawane nach Qamdo weiter. Ich blieb allein bei dem Dege Sey zurück und fand immer bessere Gelegenheit, ihn in jeder Richtung kennenzulernen.

Er war Witwer. Seine Frau war nach der Geburt ihres dritten Kindes, das jetzt fünf Jahre alt war, auf tragische Weise ums Leben gekommen. Die beiden anderen Kinder, ein Junge von sieben und ein Mädchen von neun Jahren, waren ständig mit ihrem Vater zusammen und verehrten ihn außerordentlich. Seine Liebe zu ihnen, ja, überhaupt allen Kindern gegenüber, die um ihn herum waren, war rührend. Er hatte eine Schule bauen lassen, und mehrere Stunden täglich konnte man seine eigenen Kinder und die der Soldaten ihre Lektionen lernen hören. Es geschah auch nicht selten, dass während unserer Gespräche im Wohnzimmer ein kleiner Kerl durch die Vorhänge sah, die hier als Türen dienten, und, wenn der General aufblickte, auf den Zehenspitzen eintrat und mit anmutiger Verbeugung seine mit großem Fleiß geschriebenen tibetanischen Buchstaben zeigte. Ein zustimmendes Kopfnicken des Generals, der als Begründer der Schule auch so viel wie ihr Rektor war, und der Kleine stürmte hochbeglückt davon, um sich von Neuem eifrig seinen Schularbeiten zu widmen.

Da der Dege Sey ein Mann von großem Wissensdurst war, beschlossen wir, soweit es uns die Zeit erlaubte, uns gegenseitig in dem, was wir voneinander lernen konnten, zu unterrichten. Er

wünschte, etwas mehr von der Mathematik zu verstehen und die Bedeutung von schwierigen politischen Ausdrücken kennenzulernen, denen er ständig in den ausländischen Zeitungen begegnete. Mir dagegen wollte er den Lhasa-Dialekt der tibetanischen Sprache, den ich erst wenige Monate vorher zu lernen begonnen hatte, weiter beibringen und mich darin perfektionieren. Ich schaffte mir zu diesem Zweck ein Notizbuch an, in das ich alle möglichen mir neuen Ausdrücke schrieb.

Durch Raggas Reise nach Qamdo hatte ich Gelegenheit, einen Brief an den dortigen Gouverneur zu schicken und ihn zu bitten, er möge mir wegen der augenblicklichen Notlage die Genehmigung erteilen, in Qamdo eine kleine Gruppe ärztlich geschulter Mitarbeiter zusammenzustellen. Ich teilte ihm auch mit, dass mein Freund gerade dabei sei, in Indien Mitarbeiter für eine solche Arbeit zu gewinnen, und dass wir sofort ans Werk gehen würden, sobald wir die Erlaubnis dazu in Händen hätten. Für den Fall, dass mir eine solche Genehmigung nicht gegeben werden könne, bat ich um die Erlaubnis, auf dem Weg durch Lhasa nach Indien weiterzureisen. Dann fügte ich einen Brief an Robert Ford bei, der in regelmäßiger Verbindung mit dem Dege Sey stand und diesem in seinem Englisch-Studium half.

Angesichts dieser Entwicklung der Dinge hatte ich die Frage meiner medizinischen Ausrüstung mit dem Dege Sey besprochen und ihm vorgeschlagen, dass Ga Ga nach Po zurückreiten solle, um die zurückgebliebenen Medizinvorräte nach Gartok zu bringen, damit sie dort zur Verfügung stünden. Der Dege Sey hatte auch alles Notwendige unternommen, diesen Vorschlag durchzuführen, denn die Zeit drängte. Auf der anderen Seite des Goldenen-Sand-Stromes änderte sich nämlich die Lage von Tag

zu Tag. Aber da die Fährstelle sehr entlegen war, gelang es Ga Ga vielleicht doch, unbehelligt nach Po durchzuschlüpfen und auch wieder hierher zurückzukommen. Mit einem Soldaten, der ihm auf besonderen Befehl als Begleitschutz bis zum Fluss mitgegeben wurde, machte sich Ga Ga auf den Weg. Er ritt meinen Grauen, um so schnell wie möglich seine wichtige Mission zu erfüllen. Damals, als ich in dieses Land aufgebrochen war, glaubte ich, meinen ganzen Vorrat an Arztgeräten und Medikamenten nur dann nachholen zu sollen, wenn sich die Türen nach Tibet wirklich vor mir öffnen würden. Und das war nun der Fall. Ich hoffte, innerhalb weniger Wochen die Genehmigung zur Weiterreise in Händen zu haben.

Die Tage in Gartok waren für mich sehr wertvoll. Neben den Kranken, die mich besuchten und meist Spritzen gegen Syphilis verlangten, kamen auch Lamas aus dem örtlichen Kloster zu mir. Einigen von ihnen gab ich Texte aus dem Evangelium mit, manchem konnte ich auch ein klares Wort des Zeugnisses sagen, obwohl ich deutlich spürte, dass ich im Allgemeinen vorerst noch sehr zurückhaltend darin sein musste, um erst einmal Fuß zu fassen und Vertrauen zu gewinnen.

Wenn es meine Zeit erlaubte, streifte ich durch die nähere Umgebung. Ich kletterte auf die Berge, die sich rund um die Stadt erhoben, und sah auf den Ort hinunter, der eine klar ersichtliche Dreiteilung aufwies: die Festungsanlage, die Wohnhäuser (besser gesagt: die niedrigen einstöckigen Lehmhütten) und das Lama-Kloster. An Einwohnern zählte das gesamte Gebiet wohl kaum 2 000.

An den Sonntagen ging ich oft schon in aller Frühe hinaus in den hellen Sonnenschein, sah in die Erntefelder, die schon zur

Frucht heranreifen, und atmete mit der herrlichen Frische dieser Luft hier draußen neue Kräfte ein. Dabei dachte ich viel nach über die Liebe Gottes, die in Jesus Christus ihre Offenbarung fand. Ein Lied, schlicht und tiefgehend, ging mir dabei immer wieder durch den Sinn:

*»Du bleibst ewig alles, was ich habe,
mehr als alle Freunde, all mein Leben.
Ach, lass, Herr, auf meinem Pilgerpfade
deine Nähe mir zur Tröstung sein.*

*Nahe, nahe, Herr, bei dir,
auf der langen Pilgerreise
bleibe, Heiland, stets bei mir.*

*Durch des Lebens sturmbewegte Wogen,
durch der Todesschmerzen finstres Tal
führst du, Herr, zum Tor des ew'gen Lebens
mich an deiner liebevollen Hand.*

*Nahe, nahe, Herr, bei dir,
bis das Tor zum ew'gen Leben
du durchschreiten wirst mit mir.«*

Später, in der Zeit meiner Gefangenschaft, musste ich noch oft an diese Verse denken, und eine wundersame Kraft strömte mir aus ihnen zu.

Aus den eintreffenden Nachrichten heraus erkannte ich, dass auch für mich die Lage immer bedrohlicher wurde. Es wäre mir

ein Leichtes gewesen, der Gefahr aus dem Osten zu entfliehen, denn der Weg durch Südosttibet nach Indien stand mir noch offen. Aber ich war überzeugt, dass Gottes Wille mich hier festhielt, und daher gab es keinen anderen Weg für mich. Auf der indischen Seite gab es viele christliche Missionare, und wenn Tibet von dorthier erreicht werden sollte, so gab es genug Männer, die das tun würden. Aber auf der chinesischen Seite standen nur wenige, und hier im eigentlichen Tibet war ich, soweit ich wusste, allein. Ein Rückzug war daher unmöglich, es gab nur einen Vormarsch.

Eines Abends saß ich noch im Zimmer des Generals. Es war halb zehn, die Kinder schliefen schon, und auch ich dachte daran, mich bald zurückzuziehen. Auch draußen war es bereits sehr still, nur der verhaltene Schritt eines Dieners war das einzige Geräusch, das gelegentlich zu uns hereindrang.

Da plötzlich erzitterte der Boden unter unseren Füßen. Das ganze Haus begann zu schwanken, alle Gegenstände im Raum bewegten sich, und Kalk fiel von der Decke. Wir saßen da wie angewurzelt, jeden Nerv angespannt. Als selbst die hölzernen Säulen wankten und sich klaffende Risse in den Lehm- und Steinwänden bildeten, sprangen wir auf. Mit hastigem Griff packte der General seinen jüngsten Sohn und trug ihn, nackt wie er war, hinaus in den Garten, während die schnell herbeigestürzte Pflegerin die anderen Kinder weckte und mit ihnen ebenfalls ins Freie floh.

Ich weiß nicht, wie lange wir draußen auf dem Boden herumkrochen, weiß auch nicht, wie lange dieses fürchterliche Beben anhielt. Die Erde war so in Bewegung geraten, dass man nicht wagte, sich aufzurichten, aus Furcht, von einem sich plötzlich

auf tuenden Erdriss verschlungen zu werden. Trotz dieser erheblichen Erschütterungen blieben die Häuser stehen, da sie fast alle einstöckig gebaut und mit dreißig bis neunzig Zentimeter dicken Mauern versehen waren. Jedoch erhielten sie klaffende Risse.

Als das Erdbeben erstarb und die Erschütterungen nachließen, zögerten wir noch lange, wieder ins Haus zu gehen. Schließlich setzte sich der General mit seinen Kindern auf ein Bett in meinem Zimmer, von dem aus man am schnellsten in den Garten kommen konnte, und wir verharrten noch geraume Zeit bei geöffneter Tür. Ich hatte meinen Blick auf eine Lampe gerichtet, die von der Decke herunterhing, und beobachtete ihre Schwingungen. Es dauerte noch lange Zeit, bis sie wieder ruhig hing.

Aber dann jagte uns ein neuer Schrecken. Aus dem wolkenlosen, sternenbesäten Himmel drangen dumpfe, unheimliche Geräusche, wie ich sie noch nie in meinem Leben gehört hatte. Es war weder Donner noch Kanonenfeuer, sondern ein Grollen, das in einer noch nie erlebten Art nervenzerreibend auf uns wirkte. Dazu riefen die Tibetaner in größter Bestürzung: »Die Götter kämpfen! Die Götter kämpfen miteinander!« Und schreiend eilten sie auf das Dach des Schulhauses, um dort Weihrauchstäbe abzubrennen.

Ich sah hinauf in die majestätische Gelassenheit des nächtlichen Himmels und dankte Gott, dass ich mich in seinen Händen wusste und ihn anbeten durfte als den Beherrscher aller Werke seiner Schöpfung.

Schließlich starben auch diese Geräusche, und die Leute krochen einer nach dem anderen wieder in ihre Betten. Ich hörte noch, wie ein alte Frau ängstlich flüsterte: »Vor vielen Jahren, als wir solche Geräusche hörten, gab es Krieg mit den Chinesen. Was

wird es diesmal geben?« Die meisten Tibetaner sahen in diesem Naturereignis ein böses Omen.

Einige Tage darauf erhielt ich wichtige Briefe, darunter auch Post von Robert Ford und ein Schreiben von der Qamdo-Regierung, die mir jedoch keine Erlaubnis zum Weiterreisen gab. Sie hatte aber meinen Antrag nach Lhasa weitergeleitet. Die übrigen Nachrichten erschöpften sich in Berichten über das Erdbeben.

Gott hatte mich nun vollkommen in die tibetanischen Grenzen eingeschlossen. Er würde mir auch die Kraft geben, auszuhalten, was immer sich auch ereignen würde.

GESANDTER FÜR DAS LAMA-KÖNIGTUM



*»... zu denen ich dich sende,
um ihre Augen aufzutun,
damit sie sich bekehren
von der Finsternis zum Licht und
von der Gewalt Satans zu Gott.«*

APOSTELGESCHICHTE 26,17-18

Ende August kehrte Ga Ga wohlbehalten von Po zurück. Er hatte mancherlei erlebt und viel zu erzählen. Ein weites Stück war er auf der anderen Seite des Goldenen-Sand-Flusses entlanggeritten, ohne einen einzigen roten Soldaten zu sehen. Einmal hatte er auf einem Pass einige von Pangda Dopgyays Leuten getroffen. Sonst hatte er keine bemerkenswerten Begegnungen gehabt.

Gerade in der Nacht, als das Erdbeben gewütet hatte, war Ga Ga in Po angekommen, doch hatte er nicht sofort etwas erreichen können, da der Verwalter auf Inspektionsreise war und erst nach seiner Rückkehr die nötigen Veranlassungen treffen konnte. So musste Ga Ga eine ganze Zeit lang warten, und als endlich alles zum Abmarsch fertig stand, wurde die Vorhut der Roten Armee gemeldet, sodass alles Gepäck aus dem Dorf heraus in ein abgelegenes Tal transportiert wurde und Ga Ga von dort aus in der Frühe des nächsten Morgens seine Rückreise antrat.

In Po war man froh gewesen, Ga Ga zu sehen, zumal man durch ein Gerücht erschreckt worden war, wonach ich von den Roten aufgegriffen und nach Batang geschleppt worden sei. Cidenla lag immer noch krank im Bett, und Pangda Dopgyay war wie geplant auf dem Weg nach Kangding, um dort mit den Kommunisten zu verhandeln.

Ich war voller Freude und Dankbarkeit, dass Ga Ga mit meiner gesamten Sanitätsausrüstung gesund und ohne ernste Zwischenfälle hier eingetroffen war, und wartete nun nur noch auf die Genehmigung zur Weiterreise. Unter den neueren Briefen aus Qamdo war auch einer von Pangda Rapga, der mir inoffiziell die Erlaubnis gab, mich in Gartok aufzuhalten. Er schrieb mir auch, dass er, wenn möglich, für mich eine Reise nach Qamdo vorbereiten würde. Ich könne getrost so lange hier beim General bleiben. Das alles konnte mir der Qamdo-Gouverneur nicht offiziell mitteilen, daher war es ihm offenbar sehr recht, dass Pangda Rapga es mir persönlich schrieb.

In diesen Tagen besuchte mich auch Gezang Drashi in der Residenz des Generals, und er war mir ein sehr willkommener Gast. »Wissen Sie«, fragte er mich während eines Gesprächs und tat sehr wichtig dabei, »warum Pangda Dopgyays Leibdiener die ganze Strecke mit nach Qamdo reiste, um dann sofort wieder umzukehren und auf seinem Weg nach Kangding bei uns vorbeizukommen?« Er fügte die Antwort gleich selbst hinzu: »Weil es vielleicht doch noch eine Möglichkeit gibt, die Konflikte zwischen Chinesen und Tibetanern auf dem Verhandlungsweg zu lösen.«

Standen die Brüder vielleicht im Begriff, einen ihrer größten Trümpfe auszuspielen?

Auch Azung war in dieser Zeit für ein paar Tage Gast des Generals, aber was sein Auftrag war, konnte ich nicht herausfinden, wie ich überhaupt keine klare Vorstellung davon hatte, welche Rolle er eigentlich spielte.

Neben den Maßnahmen, die diese undurchsichtige politische Entwicklung forderte, galt es auch noch anderen Aufgaben nachzukommen. Ich sprach mit dem Dege Sey über die Möglichkeit, am Fluss eine offene Badeanstalt anzulegen, und er war sofort davon begeistert, machte Vorschläge, entwarf Pläne und brachte Scharen von Leuten zusammen, die innerhalb weniger Tage eine ungeheure Menge Erdreich bewegten und einen Damm aufrichteten, der einen Teich von fast zwei Meter Tiefe umgrenzte. Die Jugend war hochofreut über diese neue Badeanstalt, und auch ich war dankbar für diese Gelegenheit zum Schwimmen, wenn es auch recht primitiv dabei zuing.

Bei alledem vertiefte sich meine Freundschaft mit dem Dege Sey von Tag zu Tag, und es wurde mir möglich, mit ihm auch über Fragen des christlichen Glaubens zu sprechen. Er zeigte eine Aufgeschlossenheit dafür, wie ich sie nie erwartet hätte. Der General hatte kürzlich erst einen Weisen in den Bergen besucht, einen äußerst intelligenten jungen Lama, der aus einer der drei weltberühmten Lamaschulen von Lhasa hervorgegangen war. Die ständige Verschlechterung der politischen Lage hatte den Dege Sey unsicher gemacht, und er suchte nun Weisung und Rat bei diesem Priester, den er besonders verehrte. Dazu blieb er ein paar Tage in dessen Behausung oben in der Abgeschiedenheit der Berge, wohnte dort und frischte sich körperlich und geistig auf.

Zwei oder drei Wochen waren seitdem vergangen, und jetzt besuchte ihn dieser Lama mit einem anderen bekannten Pries-

ter. Ich hielt mich weitgehend zurück, um die Männer bei ihren Gesprächen nicht zu stören, aber schließlich wurde ich doch gebeten, mich bei diesen hohen Gästen vorstellen zu lassen.

Der Dege Sey gab sich Mühe, zu erklären, dass ich ein Prediger der Jesus-Lehre sei, und die beiden Lamas zeigten sofort das größte Interesse. Als das mein Gastgeber bemerkte, bat er mich, doch einiges über die christlichen Anschauungen zu sagen, weil es in diesem Kreis doch interessiere.

Durch diese Aufforderung entstand zunächst eine etwas gekünstelte Atmosphäre, aber schließlich wandte sich einer der Priester mir zu und fragte mit großem Ernst: »Sagen Sie doch, was ist der wesentliche Inhalt Ihrer Lehre?«

Während ich ihm antwortete, sah ich mir den jungen Lama näher an. Er war eine außergewöhnlich intelligente Erscheinung. Obwohl er erst 29 Jahre alt war, hatte er doch schon die schwierigste Ausbildung in der buddhistischen Lehre und Lebensanschauung in einer der besten Lama-Schulen des Landes hinter sich. Die Zucht dieser Jahre, seine Einsamkeit und das ständige Horchen nach innen hatten einen Ausdruck der Klarheit und gelösten Heiterkeit auf dem jungen Gesicht hinterlassen, und doch zeigte seine Frage, dass er bei all seinem Forschen und Meditieren noch nicht die letzte Befriedigung gefunden hatte.

Der andere Lama, ein Mann von fast fünfzig Jahren, ebenfalls ein Hochstudierter der buddhistischen Lehre, nahm nur als Zuhörer teil an unserer Unterhaltung, während der Dege Sey seinen ihm rangmäßig zustehenden Ehrensitz aufgegeben und den eines Jüngers eingenommen hatte. Was mich betraf, so war ich mir im Klaren, dass mir hier eine Gelegenheit von Gott gegeben war, diesen Männern zu dienen. Und er gab mir auch die Worte,

die ich zu sagen hatte. Es war die ausführlichste Erklärung des Evangeliums von Jesus Christus, die ich jemals vor Tibetanern gegeben hatte.

Die drei Männer hörten mir höflich und ohne jede Unterbrechung zu. Als ich endlich schloss, machte der junge Lama keine Bemerkung und stellte auch keine weiteren Fragen, sondern sagte einfach zu mir und im gewissen Sinne auch zu sich selbst: »Wie eigenartig!«

Ja, Gottes eigenartiges Werk des Gerichtes über die Sünde, das seinen eigenen geliebten Sohn bestrafte, sodass er an einem römischen Kreuz sterben musste, ist für den Kult des Lamaismus unerhört. Und doch: »Denen nicht von ihm verkündigt wurde, die sollen sehen, und die nicht gehört haben, sollen verstehen.«²³

Der ältere Lama glaubte, mir wenigstens eine Frage stellen zu müssen: »Wenn Gott so allmächtig und für den Menschen so unfassbar ist, wie kann dann der Mensch etwas über Gott wissen?«

Ich erinnere mich daran, wie mir die Antwort von oben gegeben wurde: »Man kann etwas von Gott wissen, weil er sich uns offenbart hat.«

Anschließend machte ich mir noch meine Gedanken über dieses Gespräch. Was für Menschen waren doch diese Lamas! Sie waren verblüfft über den Heilsweg und doch zugleich interessiert. Ich hatte ihnen beim Abschied ein ganzes Neues Testament auf Tibetisch angeboten, das sie gern genommen hatten. Mit welcher inneren Einstellung würden sie es lesen?

Kurze Zeit später führten die örtlichen Lamas besondere Zeremonien durch, die dem Schutz der Garnison dienen sollten.

23 Römer 15,21.

Zweifellos war diese Aktion auf Anraten der beiden fremden Priester erfolgt. Der Führer dieser Lama-Gruppe war ein blinder, hochbetagter und sehr gebrechlicher Mann. Trotz seines Alters war er ein schlauer, listiger Fuchs mit außergewöhnlich schnellem Denkvermögen. Sein engerer Mitarbeiter, ein wesentlich jüngerer Mann, war ein sehr selbstsicherer Typ, wurde aber wegen seiner Gelehrtheit hoch geschätzt.

Die ganzen folgenden Tage waren nun ausgefüllt mit unharmonischer Trompeten- und Zimbelmusik. In der Zwischenzeit wurde heftig debattiert, und mitunter konnte man vom Schulhaus her, wo die Lamas untergebracht waren, lebhaftes Klat-schen hören – ein Zeichen dafür, dass ein Punkt in der Diskussion gewonnen war. In ihren Debatten standen nämlich die Lamas beim Sprechen auf und schlugen mit ihrer rechten Hand in die offen ausgestreckte linke, immer wenn in einer Diskussion ein Punkt für sie gewonnen wurde. Diese beiden Lamas bildeten gewiss ein gutes Gespann, und ich glaube, dass sie sich dem ausländischen Prediger, der in ihren Einflussbereich gedrungen war, durchaus ebenbürtig fühlten.

Eines Abends kam der jüngere Lama noch sehr spät in mein Zimmer. Mit ihm kam eine große Anzahl Diener und Soldaten aus der Festung, und er schien in sehr angriffslustiger Stimmung zu sein. In überlegener Haltung stand er da und fing an, mich durch Schnellfeuerfragen über religiöse Angelegenheiten herauszufordern. Besonders über die Existenz Gottes und der Seele fragte er mich aus. Hierüber wird in der ursprünglichen Lehre Buddhas nichts Bestimmtes ausgesagt, obwohl der Lamaismus, wie er heute praktiziert wird, sie in der einen oder anderen Form voraussetzt. Ich stand ihm Rede und Antwort

und gab ihm auch an Schnelligkeit nichts nach. Aber es war keine sehr faire Diskussion, sondern von ihm nur dazu gedacht, mich vor seinen Begleitern bloßzustellen, während er sich damit wichtigmachen wollte.

Schließlich kam er mit einer sehr kindischen Frage, die meiner Auffassung nach die ganze Diskussion in eine Komödie verwandelte. Mich ärgerte das, und ich antwortete ihm sehr scharf, indem ich sagte, dass ich nicht um die halbe Welt gereist sei, um auf dieser Ebene über geistliche Dinge zu reden. Sehr geschickt passte er sich nun dieser Wendung des Gesprächs an und stellte eine völlig anders geartete Frage, aber immer noch aus sehr überlegener Haltung heraus. Nachdem das Gespräch noch sehr lange hin und her gegangen war, verließ mich dieser junge Lama wieder, und ich blieb etwas unbefriedigt in meinem Zimmer zurück.

Auch Ga Ga war ein wenig betroffen über die Art und Weise, wie ich mit dem Lama gesprochen hatte. »Wissen Sie«, sagte er, und es lag etwas wie Tadel in seinen Worten, »er ist in dieser Gegend sehr berühmt!«

Am nächsten Tag begegnete ich dem Dege Sey im Park. Auch er kam auf den vergangenen Diskussionsabend zurück. »Ich habe mir Ihre Debatte angehört«, erklärte er mir. »Ich stand draußen vor dem Fenster. Sie wurden ärgerlich, oder? Das liegt daran, dass Sie die Art der buddhistischen Debatte noch nicht verstehen. Vom buddhistischen Standpunkt aus war die Frage, die er an Sie richtete, durchaus ernst zu nehmen, und selbst wenn es keine vernünftige Frage gewesen wäre, so hätte sie doch als solche aufgenommen werden müssen.«

Der General war sehr ehrlich mir gegenüber. Für mich war das, was er sagte, sehr demütigend, und ich erkannte aufs Neue,

wie viel ich noch zu lernen hatte. Sicherlich hatte ich »menschlich« gesprochen, und ich war sehr dankbar für diese freundliche Zurechtweisung.

Einige Abende später wurde ich von diesen beiden Lamas in ihre Wohnung eingeladen. Sie benahmen sich sehr freundlich. Der Ältere hieß mich willkommen, und auch der Jüngere war höflich und entgegenkommend. Wir hatten ein langes Gespräch, in dem nahezu alle Hauptbestandteile der christlichen Lehre diskutiert oder wenigstens gestreift wurden. Die Atmosphäre war jetzt völlig verändert, und die Fragen kamen direkt und ehrlich, ohne jede Hintergründigkeit.

Jedes Gespräch mit Anhängern des Lamaismus war mit Schwierigkeiten verbunden. Die Entwicklung der tibetanischen Sprache ging Hand in Hand mit dem Wachstum der buddhistischen Philosophie. So beruhen oft Wörter, die man gebraucht, auf zwei völlig verschiedenen Vorstellungen. Wir westliche Christen nehmen ein tibetanisches Wort auf und gebrauchen es, indem wir ihm unbewusst einen christlichen Inhalt geben. Für den Tibetaner jedoch, der nicht an Christus glaubt, hat es einen buddhistischen Inhalt.

Wir sprechen von Gott. In unseren Gedanken verbindet sich damit die Vorstellung des höchsten und ewigen Geistes, des Schöpfers und Erhalters aller Dinge, dessen Wesen Liebe ist, dessen Gegenwart heilig und dessen Wege gerecht sind. Für den Tibetaner bedeutet das Wort »Gott« nichts dergleichen.

Wir sprechen vom Gebet, der geistlichen Verbindung zwischen Gott, unserem Vater, und seinen Kindern. Für den Tibetaner bedeutet Gebet die Wiederholung unklarer Formeln und mystischer Sprüche, die ihm von undenklicher Vorzeit her überliefert worden sind.

Wir sprechen von Sünde. Für den Tibetaner liegt die Hauptbetonung auf der Verurteilung des Tötens von Tieren. In Batang sah ich einmal zu, als ein buddhistisches Stück unter freiem Himmel aufgeführt wurde. Eine der Hauptsünden, die dort dargestellt wurden, war das Angeln von Fischen. Als ich mich nach der besonderen Bedeutung dieser Übertretung erkundigte, sagte man mir: »Oh, Fische dürfen nicht getötet werden, sie können nicht sprechen!« Wenn ein Bauer einen Yakochsen tötet, murmelt er wilde Gebete vor sich hin, dass ihm die Götter seine Schuld vergeben. Grobe Unmoral wird von dem ernsthaften Lama zwar auch verurteilt, aber selten öffentlich.

Wir sprechen von dem Erlöser. Der Tibetaner denkt dabei sofort an Buddha oder den Dalai Lama.

Wir sprechen von Gott als einer Dreieinigkeit. Der Tibetaner sagt: »Ja, Gott: Buddha, Gott: Kanon der buddhistischen Schriften, und Gott: Gesamtheit der buddhistischen Priesterschaft.«

Wir, sprechen davon, dass der Geist des Menschen tot in Sünde und deshalb von Gott getrennt ist. Das kann der Tibetaner nicht verstehen. Ein Mensch, so sagt er, besteht nur aus Seele und Körper. »Was meinen Sie mit dieser dritten Auffassung, mit dem Geist eines Menschen?« Die Tibetaner glauben, dass die Seele eines Menschen, wenn er stirbt, aus einer seiner neun Körperöffnungen entweicht. »Wir wissen nichts von seinem Geist!«, sagen sie.

Ich war erstaunt, dass sogar ein Mann wie der Dege Sey wirklich an eine Reinkarnation²⁴ glaubte. Es kam sogar einmal zu ei-

24 *Reinkarnation* (von lat. *re* »wieder« und *incarnatio* »Fleischwerdung«): Wiedergeburt. Im Unterschied zur christlichen Lehre der neuen Geburt eines Menschen (vgl. Johannes 3,1-8) versteht man besonders im Buddhismus und Hinduismus darunter den Übergang der Seele eines Menschen in einen neuen (Tier-)Körper.

ner ziemlich erheiternden Begebenheit. Der General erzählte mir, dass sie sehr vorsichtig sein müssten, denn vielleicht könne sogar eines der Haustiere seine Großmutter sein. Ich stand gerade im Begriff, eine humorvolle Bemerkung über die übliche Behandlung der Hunde in Tibet zu machen, als mir die Worte abgenommen wurden durch ein viel beredteres Geräusch, das unsere Ohren traf. Vom Hof her erscholl nämlich das Gejaule eines bedauernswerten Hundes, der gerade geschlagen oder mit einem Stein getroffen worden war. Der Dege Sey, der eine Situation normalerweise sehr schnell erfasste, saß völlig unbewegt.

Die Lehre von der Reinkarnation als solche wird ohne Weiteres von den Tibetanern angenommen. Aber wenn wir behaupten, dass es nur *eine* Inkarnation des lebendigen und wahren Gottes gebe, nämlich »das Wort wurde Fleisch«, so ist das völlig unannehmbar für sie. Ebenso ist auch die Auferstehung für sie nur in gewisser Hinsicht denkbar. Sie behaupten, dass viele ihrer Heiligen von den Toten auferstanden seien.

Die letzte Handlung der Lamas zum Schutze der Garnison war ein recht merkwürdiger Akt. Ein Haufen Knochen, darunter, glaube ich, auch ein menschlicher Schädel, wurden in einem großen Loch außerhalb des Ortes vergraben. Nachdem diese Handlung mit feierlichen Beschwörungen vollzogen war, gingen die Lamas wieder ihrer Wege. Ob der General oder die Lamas selbst wirklich daran glaubten, dass solche Maßnahmen eine Katastrophe verhindern könnten? Ich möchte das sehr in Frage stellen. Aber vielleicht hatten sie tatsächlich den blinden Glauben jener alten Frau, die einmal zu mir sagte: »Die Kommunisten können nicht nach Tibet kommen, weil wir sehr starke Götter haben!«

Wir hatten schon längere Zeit keine neuen Nachrichten mehr vom Gebiet am Großen Fluss bekommen. Da ließ sich endlich wieder ein Bote beim Dege Sey melden und übergab ihm einen Brief, der zur Verwunderung des Generals von der anderen Seite des Flusses kam. Er öffnete das Schreiben in meiner Gegenwart. Es kam von Pu Tso Wanje, dem Leiter der kommunistischen Gruppe in Batang, und enthielt vertraulich zu behandelnde Mitteilungen. Der General las Seite um Seite dieses in schlechtem Tibetanisch geschriebenen Briefes, und man konnte aus seinen Mienen erkennen, dass er wenig Erfreuliches enthielt. Wie ich später erfuhr, wurden darin England und Amerika in giftigen Worten als Teufel und imperialistische Verschwörer hingestellt und langatmig die kommunistische Einstellung gegenüber völkischen Minderheiten erklärt. Pu Tso Wanje forderte den General auf, einen Aufruhr und die Übergabe an die Volksbefreiungsarmee vorzubereiten. So unsachlich und verworren der Brief auch abgefasst sein mochte, eins ging deutlich aus ihm hervor: dass die »Volksarmee« mit ihren »revolutionären« Forderungen sich auf einen sehr baldigen Angriff vorbereitete.

DIE ROTE EROBERUNG



*»Wenn du dein Nest auch hoch bauest
wie der Adler und wenn es
zwischen Sterne gesetzt wäre:
Ich würde dich von dort herabstürzen.«*

OBADJA 4

Kapuzinerkresse, rot und golden leuchtend, blühte im Überfluss, und die Kinder hatten ihre helle Freude daran. Die Größeren allerdings tummelten sich auf den Wiesen und spielten, was immer wieder alle Jungen in aller Welt spielen: Soldaten.

Eine eigenartige Mischung von Ernst und munterem Zeitvertreib lag in diesem Spiel. Aber die Luft war gewittrig, und hin und wieder hörte man aus der Ferne schon ein dunkles Grollen. »Das Wetter hat Magenschmerzen!«, pflegte der General dann zu sagen, und die jüngeren der Kinder holten die Blumentöpfe aus dem Garten und trugen sie, während ihnen die Blüten vor der Nase herumtanzten, behutsam auf die geschützte Veranda des Schulgebäudes.

Nicht nur durch das Wetter, auch allgemein lag eine seltsame Spannung in der Luft. Vom Fluss waren in der letzten Zeit keine Nachrichten mehr gekommen, auch von Qamdo hatte sich seit mehreren Wochen kein Bote mehr blicken lassen. Das alles wirkte sehr beunruhigend, denn man empfand, dass dies nur

die Stille vor dem Sturm war. Erst kürzlich hatte Pangda Rapga geschrieben: »Das Volk ist verloren. Vielleicht müssen erst viele Jahre vergehen, bevor wir wieder emporsteigen können.« Er hatte alle Möglichkeiten studiert und beurteilt und war vielleicht einer der ganz wenigen, die erkannten, dass eine drohende Dämmerung mit Sicherheit hereinbrechen würde.

Ich saß in meinem kleinen Zimmer und suchte Trost in Gottes Wort. Und er gab mir, was ich brauchte, und bereitete mich dadurch mehr, als ich zu jener Zeit ahnen konnte, auf die große Krise meines Lebens vor. »Glückselig bist du, Israel!«, las ich. »Wer ist wie du, ein Volk, gerettet durch den HERRN, den Schild deiner Hilfe und der das Schwert deiner Hoheit ist? Und deine Feinde werden dir schmeicheln, und du wirst einherschreiten auf ihren Höhen.«²⁵

Es muss wohl der 10. Oktober gewesen sein. Ich stand mit dem General und seinem kommandierenden Oberst im Garten, als ein Bote in den Hof der Festung galoppierte, sich schnell vom Pferd schwang und nach dem Dege fragte. Dann kam er eilig auf uns zu, seine Botschaft zu überbringen. Es war die erste Nachricht seit längerer Zeit. Eine leise Kopfbewegung zeigte dem Kurier an, dass er vorläufig entlassen war.

Der Dege Sey überflog schnell den kurzen Inhalt. »Ein Pass im südlichen Abschnitt des Gunka-Lama-Landes ist an die vordringenden Chinesen verloren worden!«, wandte er sich dann an seinen Oberst, und die Worte lagen ihm schwer auf der Zunge.

»Hm, so schnell und so leicht!«, meinte der Oberst mit vielsagendem Blick zum General.

25 5. Mose 33,29.

Gunka Lama war noch ein kleiner Junge, und sein Gebiet befand sich in der Hand eines skrupellosen Regenten, dessen Machenschaften nur allzu bekannt waren. Ich hörte aus den Äußerungen der beiden hohen Offiziere, dass sie Verrat vermuteten. Jedenfalls bedeutete der Verlust dieses Passes einen ernsten Schlag.

Der Dege Sey hatte viele seiner Leute eingesetzt, um die südlichen Pässe zu verteidigen. Jetzt, da der eine von ihnen verloren war, war der ganze Süden bedroht. Bald nach dieser ersten traf auch schon eine weitere Nachricht ein, wonach der tibetanische Regierungsmagistrat des südlichen Gebietes von den Chinesen gefangen genommen worden sei.

»Ich denke, Sie sollten nach Qamdo aufbrechen!«, schlug mir der General vor. Aber ich konnte nur weiterhin an dem Platz bleiben, an den der Herr mich gestellt hatte. Angesichts des Großangriffs, der nun wahrscheinlich in Gang gebracht war, wäre es sinnlos gewesen, nach eigenen Gesichtspunkten zu handeln und wie ein Flüchtender im Land herumzuziehen. Ich befahl mich Gottes Wegen an und teilte das dem General mit. Wortlos ging er auf sein Zimmer.

Der nächste Morgen brachte weitere Nachrichten in die spannungsgeladene Atmosphäre. Ein Reiter lieferte Berichte vom Norden. Sie waren schlecht genug: Dreihundert kommunistische Soldaten hatten den Goldenen-Sand-Strom überquert und drangen in das Innere des Landes vor.

Der General lächelte bitter. »Das kann natürlich übertrieben sein«, sagte er, wie um sich selbst zu ermutigen. Aber als militärischer Führer wusste er sehr wohl, woran er war. Seine Anordnungen bewiesen das auch.

Er befahl einem Zenturio, eine Kavallerie-Abteilung aufzustellen und dem Feind entgegenzureiten. Außer mit Gewehren waren die Soldaten auch mit Maschinenpistolen ausgerüstet, dazu begleitete die abziehenden Kavalleristen vom höchsten Berggipfel eine steil aufsteigende weiße Rauchsäule – ein kläglich-er Ausdruck menschlicher Hilflosigkeit und verzweifelten Suchens nach höherer als menschlicher Gunst.

Ernst und nachdenklich sahen wir dem Zug der jungen Männer nach. Einige von ihnen sollten nie mehr zurückkehren.

Kaum war der Hall der Hufe in der Stille des Morgens verklungen, als schon ein weiterer Regierungsbote vom Tal heraufkam. Er brachte Nachrichten aus einer Gegend, die sich allmählich als Hauptkampflinie abzuheben schien. Ein kurzer Blick auf das tibetanische Gekritzeln, das den Papierfetzen bedeckte, genügte dem General.

»Es ist aus!«, sagte er nur und schob, äußerlich in beherrschter Ruhe, die Meldung seinem Oberst zu. »Acht-hundert feindliche Soldaten haben den Goldenen-Sand-Strom überquert und die Verteidigungslinien bereits durchbrochen. Jetzt werden sie in Bom Ting sein, und morgen, wenn sie weiter so vorankommen, können sie uns erreichen.«

Der Oberst las die Nachricht mit finsterner Miene und sagte nichts. Er überließ es dem General, der neuen Lage entsprechende Anordnungen zu treffen.

Aber was war schon zu tun? Bestenfalls konnten die Regierungstruppen einen geordneten Rückzug nach Qamdo antreten, aber von dort hatte man keinerlei Nachrichten und Befehle. War die Verbindung bereits abgeschnitten? Der General hatte gehofft, den Gegner, wenn irgend möglich, in der Ebene von Gartok

zu einer Schlacht zu stellen, aber nach Lage der Dinge war dieses Vorhaben mehr und mehr unmöglich geworden.

Ich hielt es für besser, den General und seine Mitarbeiter allein zu lassen, und ging in mein Zimmer zurück. Es war seltsam still überall, und mühselig schleppte sich der Nachmittag in den Abend. Als es dunkel wurde, legte ich mich auf mein Lager, aber es fiel schwer, jetzt einzuschlafen. Ich stellte mir vor, wie die Festung über unseren Köpfen abbrennen würde, wenn es hier zu einer Feldschlacht kam, wie die Tibetaner bis zum Tode kämpfen würden und was wohl mit dem General geschähe. Es war mir dabei ein großer Trost zu wissen, dass das Volk ihn wegen seiner väterlichen Güte liebte und verehrte.

Drüben im Zimmer des Generals brannten die Butterlampen die ganze Nacht hindurch. Alle möglichen Dokumente wurden herausgesucht, wahrscheinlich, um vernichtet zu werden. Zwischendurch wurden neue Meldungen empfangen, Anordnungen erteilt und Kuriere weggeschickt. Die Festung war von einer seltsam drückenden Unruhe erfüllt, man war geschäftig, doch man lärmte nicht.

Die Einzigen, die von der zum Bersten geladenen Atmosphäre nichts merkten, waren die Kinder in den Räumen des Generals. Sie schliefen unbekümmert und ahnten wohl kaum, dass die Chinesen, die sie in ihren übermütigen Reimen und Liedern gern verspottet hatten, ihnen so gefährlich nahe waren.

In den frühen Morgenstunden des nächsten Tages kam der General in mein Zimmer und teilte mir mit, wozu er sich entschlossen hatte. Er wollte sich nach Norden absetzen, und ich sollte mit ihm ziehen. Zwei Kisten, eine mit Kleidung, eine andere mit Medikamenten, könnte ich mitnehmen. Pferde würde er mir beschaffen.

Die Lage hatte sich inzwischen so zugespitzt, dass der Fall Gartoks unmittelbar bevorstand. Es herrschte ein völliges Durcheinander. Diener, die mehr ihrem Instinkt als ihrem Herrn folgten, hasteten hin und her und packten Wertgegenstände ein, häufig, um sich selbst daran zu bereichern. Einer sagte im Vorübergehen zu mir: »Es ist furchtbar! Wir können überhaupt nichts retten! Es bleibt keine Zeit mehr dazu!«

Überall im Volk löste sich die Ordnung auf, als die Nachricht von dem bevorstehenden Rückzug durchsickerte. Die Soldaten begannen zu plündern und zu desertieren. Das umliegende Land fiel den heranziehenden Banditen in völliger Anarchie in die Hände.

Wenig später kam der General abermals in mein Zimmer. Er trug seine prächtigste Uniform. Sein starker, stolzer Kopf war trotz aller Nackenschläge hoch erhoben. »Sehen Sie doch dieses Volk!«, sagte er mit einem verächtlichen Blick auf Soldaten und Zivilisten, die in nervöser Hast zusammenzuraffen suchten, was an dürftigem Besitz ihr Eigen oder auch nicht ihr Eigen war. »Was bedeutet dieses ganze erbärmliche Zeug, jetzt, da wir die Nation verloren haben! Was kann es ihnen noch nützen?«

Ich konnte nichts darauf antworten. Der General, innerlich aufs Tiefste bewegt, tat mir leid. Und doch verstand er es meisterhaft, seine Gefühle zu beherrschen, wenn auch jeder Nerv in ihm angespannt war.

»Meine gesamten Streitkräfte sind aufgelöst«, fuhr er nach einer Weile bedrückenden Schweigens fort. »Ich kann nur noch eines tun: mich um meiner Leute willen ergeben.«

Aus diesem Entschluss und der Art, in der er ihn jetzt äußerte, sprach die ganze menschliche Größe dieses Mannes.

Er verließ nun mein Zimmer, und ohne weiter auf das Durcheinander um ihm her und die überstürzten Vorbereitungen zur Flucht zu achten, versammelte er einige wenige Auserlesene seiner Offiziere um sich. Es wäre ihm leichtgefallen, nach Qamdo oder Lhasa zu fliehen oder sich irgendwohin in den Westen abzusetzen. Sogar nach Indien hätte er kommen können, wenn ihm daran gelegen wäre, sich selbst zu retten. Aber um der einen Hoffnung willen, dass er seinen Leuten das Schlimmste ersparen könnte, gab er sich in die Hände seiner Feinde.

Das war das Ende.

Mein Weg lag nun eindeutig fest. Er führte mitten durch diesen Zusammenbruch, er hielt mich an der Seite des Dege Sey.

Als ich ihm auf dem Hof begegnete, fragte ich: »General, soll ich mit Ihnen gehen, als Ihr Dolmetscher?«

Er schwieg eine Weile, sichtlich erstaunt über ein solches Zeichen der Freundschaft in so schwerer Krise. Dann sagte er kurz: »Kommen Sie mit mir!« Nur sein Blick verriet, was er dabei empfinden mochte.

Und gemeinsam gingen wir zu den Pferden, die im Hof für uns aufgezümt wurden.

Wir ritten aus der Festung heraus, an einer wie im Rausch befindlichen Menge von Tibetanern vorbei und dann in südlicher Richtung über die Ebene. Lange Zeit sprach keiner ein Wort. Jeder empfand, was das menschliche Herz so oft in Zeiten größter Tragik empfindet: Wie kann nur die Sonne dabei scheitern!?

Indem der General jetzt sein Pferd an meine Seite drängte, flüsterte er mir zu: »Was die nächsten Stunden bringen werden, weiß ich nicht. Ich denke, man wird mich umbringen.«

Ich hatte keine Ahnung, wie die Lage für den Dege stand, und konnte ihn daher nur wenig trösten. Ich fand auch wenig Zeit dazu, denn ein alter Lama schleppte sich durch das staubige Gras, kam nahe an uns heran und ergriff das Pferd des Dege Sey am Zügel. Von innerer Bewegung überwältigt schrie er laut: »Sie dürfen nicht gehen! Nein, Sie dürfen nicht gehen, hören Sie?«

Der General sprach freundlich auf den alten Lama ein, dann drängte er sanft sein Pferd an dem Mann vorbei, weiter vorwärts, einer ungewissen Zukunft entgegen.

In tiefem Schweigen, wie in einem Trauermarsch, ritten wir weiter, aber nichts konnte den General jetzt davon abhalten, seinen Entschluss auszuführen. Als wir in das nächste Tal einbogen, erreichten wir das Ufer eines seichten Flusses. Hier stieg er ab. Während ich noch überlegte, was er wohl vorhaben möge, zog er aus den Falten seines weiten Gewandes ein kleines Päckchen hervor, öffnete es und nahm eine Anzahl in Papier gewickelte Bonbons heraus. Dann ging er persönlich zu jedem einzelnen seiner Reiter und gab ihm eins davon. In diesem einfachen Vorgang lag angesichts der verzweiflungsvollen Lage etwas wie tröstliche Zärtlichkeit.

Wir ritten weiter. Überall sahen wir Männer und Frauen, die in höchster Bestürzung aus den Ortschaften in die Berge flohen. Viele der Leute waren in ihre besten Gewänder gekleidet und führten ihre klägliche Habe mit sich, die auf eine Maultier- oder Yakladung reduziert war. Das Land bot einen Anblick trauriger Schönheit, und die Schellen an den Pferden gaben einen seltsam monotonen Klang – wie ein Grabgeläute.

Während wir so dem Feind immer näher kamen, begegneten uns Soldaten der demoralisierten tibetanischen Streitkräfte.

Wie Kinder wandten sie sich schreiend an den General, und ich war erstaunt festzustellen, dass er sie wie ein Vater tröstete. Nie hörte ich ein hartes Wort von ihm.

Mehr und mehr der in Auflösung befindlichen Haufen begegneten uns, darunter fast nur noch Soldaten, die entwaffnet worden waren. Einer von ihnen zeigte uns ein Flugblatt, das ihm von einem der chinesischen Offiziere gegeben worden war. Es berichtete in Bildern über die kommunistischen Beweggründe zur »Befreiung« Tibets.

Als sie von den Chinesen überrannt worden seien, so erzählte dieser Soldat, hätten sie ihre Waffen ablegen müssen, aber die Chinesen hätten ihnen sonst nichts getan, sondern – im Gegenteil – jedem tibetanischen Soldaten ein paar Silberdollars überreicht und ihm das Versprechen abgenommen, nach Hause zu gehen und nicht mehr weiterzukämpfen.

Die Leute, denen wir begegneten, waren alle hundemüde und völlig durcheinander. Kein Wunder, dass die gut ausgerüsteten frischen Kräfte der chinesischen Roten Armee leichtes Spiel mit diesen erschöpften Truppen hatten.

Wir verließen nun das schmale Tal und sahen vor uns, etwa hundert Meter tiefer, ein kleines Dorf, dem wir uns langsam näherten. Jetzt befanden wir uns unmittelbar vor dem Feind, und der General gebot nun Halt. Ein Bote wurde vorausgeschickt, um als Verhandlungsoffizier zu fungieren und festzustellen, welche Möglichkeiten sich für uns ergaben. Nach wenigen Minuten kehrte er bereits zurück und berichtete, dass eine Vorausabteilung sich direkt vor uns befände und damit einverstanden wäre, wenn wir mit ihr Verbindung aufnahmen.

Der große Augenblick war gekommen.

Wir zogen nur ein kleines Stück weiter und fanden dort die chinesischen Soldaten genauso, wie ich sie zuvor gesehen hatte: in gelben Baumwoll-Uniformen, an ihren Mützen das rote Sternabzeichen, das die Zahlen 8 und 1 trug, und an den Füßen Gummistiefel. Die Ziffern 8 und 1 bedeuteten den Ersten des achten Monats, nämlich den Geburtstag der chinesischen Roten Armee, der nun mehr als zwanzig Jahre zurücklag.

Ein Junge aus Batang, etwa vierzehn Jahre alt, ein winziger Bursche, kam auf uns zu und stellte sich als Dolmetscher vor. Der General in seiner mächtigen Gestalt beugte sich zu ihm herab und sprach zu ihm wie zu einem seiner eigenen Kinder. Wir wurden aufgefordert, uns an der Straßenseite niederzulassen und die Ankunft der Offiziere der Roten Armee abzuwarten. Sie kamen etwa eine Viertelstunde später und waren hocherfreut über die Übergabe des Generals. Sie sahen diese Tatsache natürlich als Aufstand des Generals gegen die »Tyrannei der Lhasa-Regierung« an, was besser zu ihrer Rolle als »Befreier« passte.

In Begleitung dieser Offiziere befand sich eine reichlich merkwürdige Gestalt, die sofort unsere Blicke auf sich zog. Es war ein Mann, in ein altes Kostüm nach Lama-Art gekleidet, dazu ein wallender Umhang und eine Kopfbedeckung in der Form eines Zuckerhutes. Er sprang bald hier-, bald dorthin und machte ganz den Eindruck eines Narren. Als er in unsere Nähe kam, hörte ich, wie der Dege Sey ihm Vorhaltungen machte: »Azung, um alles in der Welt, was machst du denn hier?«

Das alles hatte sich schon am späten Nachmittag abgespielt, und als uns schließlich in dem Dorf, das nun dem Kriegsgesetz unterstand, Quartier angewiesen wurde, brach bereits die Nacht

herein. Im Oberstock eines sehr solide erbauten Wohnhauses begannen dann endlich die Verhandlungen. Der überraschte Hausherr war nicht, wie so viele seiner Genossen, geflohen, sondern er hielt sein Anwesen weiter in Ordnung, sah auch jetzt nach dem Rechten und zündete uns ein paar Kienspäne an.

Als das flackernde Licht kräftiger wurde und die Schatten nicht mehr so irritierend an den Wänden auf- und niedertanzten, konnte ich die Gesichter der Versammelten erkennen. Auf der tibetischen Seite standen der General und sein Oberst. Auf chinesischer Seite waren der kommandierende Offizier, ein besonderer Stabsoffizier – wahrscheinlich ein kommunistischer Parteifunktionär –, ein Englisch sprechender jüngerer Offizier, der sich mir bereits als Leutnant Chang vorgestellt hatte, und verschiedene andere Militärs, deren Ränge mir unbekannt waren. Das Kreuzverhör des Generals wurde auf Chinesisch, Englisch und Tibetanisch durchgeführt. Für mich gab es dabei nicht wirklich viel zu tun, aber ich tat mein Bestes, um dafür zu sorgen, dass eine richtige Übersetzung der Ausführungen des Generals gewährleistet war.

In all dem Hin und Her der Übersetzungen versuchten die Offiziere herauszufinden, warum der General überhaupt Widerstand geleistet habe – was sie als unerhört ansahen, obwohl es doch für jeden vernünftig denkenden Menschen das Natürlichste in der Welt war.

Der Dege Sey blieb sehr ruhig.

»Ich handelte aufgrund der Anweisungen meiner Regierung«, erklärte er. »Und wenn ich mich jetzt ergebe, so geschieht es, weil ich der festen Überzeugung bin, dass weiteres Blutvergießen völlig sinnlos wäre.«

Nachdem einigermaßen klar herausgestellt war, dass sein Widerstand auf Anordnung der Lhasa-Regierung erfolgt war, während seine Kapitulation auf seine persönliche Entscheidung zurückzuführen war, nahmen die Offiziere seine bedingungslose Übergabe an. Nun wurden Vorkehrungen getroffen, nach denen der Oberst noch in der gleichen Nacht nach Gartok zurückreiten sollte, um dafür zu sorgen, dass keinerlei Widerstand mehr geleistet würde, falls die von Norden kommenden chinesischen Truppen die Garnison zuerst erreichen würden.

Damit waren die Verhandlungen zunächst beendet. Ein Durcheinander von Stimmen erhob sich, als die Chinesen aufbrachen. Aber schließlich wurde es doch stiller, einer nach dem anderen verließ den Raum, und wir waren wieder allein. Nur im Hof unten wurde ein Posten aufgestellt, der Wache halten musste.

Der Dege Sey tauschte seine Gedanken mit mir aus. Wir hatten beide den Eindruck, dass bisher alles erstaunlich glatt gegangen sei. Gott war uns in dieser schwierigen Lage gnädig. Dankbar machten wir unser Nachtlager fertig.

Da kam ein chinesischer Soldat herein, um uns zu einer weiteren Besprechung abzuholen, die diesmal draußen in einem der Zeltlager stattfinden sollte. Das Zelt war überfüllt von Menschen. Als alles so weit bereit war, dass die Verhandlung beginnen konnte, sah einer der Offiziere auf mich und fragte: »Was ist das für ein Mann? Es ist nicht nötig, dass er hier ist. Er macht am besten, dass er in sein Quartier zurückkommt.«

Begleitet von einem chinesischen Soldaten musste ich das Zelt verlassen. Es war stockfinstere Nacht, und wir hatten Mühe, das Haus, das mir als Unterkunft diente, wiederzufinden.

Nicht sehr lange, nachdem ich die Unterkunft erreicht hatte, kam auch der General zurück, und wir wurden wieder allein gelassen. Mit gedämpfter Stimme berichtete er, dass sie über die Übergabe von vier- bis fünfhundert Gewehren gesprochen hatten, die in der Festung lagerten. Morgen sollten wir nach Gartok zurückmarschieren, um alles zu regeln.

Wir sprachen noch über mancherlei, und hin und wieder ging ich kurz auf das flache Dach hinaus, um mich zu vergewissern, dass wir nicht bespitzelt würden. Doch es hatte nicht den Anschein.

Hundemüde schlossen wir dann endlich die Augen.

Was würde uns nun die Zukunft bringen?

Sie lag in Gottes Händen.

ZWEITER TEIL
**KRIEG GEGEN
DIE SEELE**

IN HAFT



*»Hast du mich lieb? ... Wahrlich, wahrlich, ich sage dir:
... ein anderer wird dich gürtlen und
dich hinbringen, wohin du nicht willst.«*

JOHANNES 21,17-18

Hell und frostig brach der neue Morgen an. Eine erste dünne Eisschicht lag über den Pfützen und zerbrach unter den Pferdehufen, als wir aus dem Dorf ritten. Der chinesische Kommandant hatte den unverzüglichen Aufbruch seiner Truppen nach Gartok angeordnet. Die Soldaten marschierten im Gänsemarsch, jeder trug sein Gewehr und sein Gepäck. Obwohl die Kommunisten alle zu Fuß waren, wurde es dem Dege Sey und mir gestattet zu reiten, nur mussten wir uns immer in der Mitte der Kolonne halten. Vor uns und hinter uns, so weit unsere Blicke reichten, zog die lange gelbe Schlangenlinie der Soldaten.

Den Weg, den wir zurücklegten, kannte ich nicht. Er führte uns drei Stunden durch ein schmales Tal, dann das Bett eines Sturzbaches entlang und endete mit einer scheußlichen Kletterpartie. Danach riefen die Signalhörner endlich zur Rast, und die fußwunden Soldaten ließen sich ins Gras nieder oder setzten sich auf die herumliegenden Felsblöcke. Aus ihren Leinwandbeuteln, die wie eine längliche Wurst aussahen und auf dem Rücken oder über den Schultern getragen wurden, holten sie ihr Tsamba und

verrührten es mit Wasser oder Tee zu einem Brei, der ihre Hauptnahrung darstellte. Einige benutzten Stäbchen zum Essen, aber die meisten nahmen die Finger, womit sich diese klebrige Masse aus dunklem Gerstenmehl am besten aufnehmen ließ.

Nach zehn Minuten Rast bliesen die Signalhörner bereits wieder zum Weitermarsch. Es ging jetzt wesentlich langsamer, und die bisher wohlgeordnete Reihe zerfiel, da viele nicht mehr in der Lage waren, das Tempo der Spitze zu halten. Dabei ging es auf beschwerlichem Wege höher und höher. Besonders die armen Kerle, die dazu bestimmt waren, das Gepäck zu tragen, taten mir leid. Sie wankten nur noch über den Pass, während sich die Bambusstäbe unter ihrer Last tief durchbogen. Ich sah, wie einer der Soldaten, ein Junge von vielleicht achtzehn Jahren, sich völlig erschöpft auf einem Felsblock am Wegrand niederließ und Blut spuckte.

Trotz dieser außerordentlichen Anforderungen, die immer wieder an die Volksbefreiungsarmee gestellt wurden, war die Moral der Truppen erstaunlich hoch. Sie rühmten sich, dass jeder Soldat ein Freiwilliger sei. Das Geheimnis ihrer Kraft lag zweifellos im Glauben an ihre Idee. Sie waren überzeugt, als »Befreier« zu kommen, um Tibet von den Intrigen der Imperialisten und den Fesseln der Feudalherrschaft zu befreien und den Anfang einer neuen, besseren Zeit zu bringen. Die Anspielung auf das »Tausendjährige Reich« der buddhistischen Mythologie war ein kluges Argument ihrer Propaganda. Nach der Lama-Lehre sollte das Heil vom Norden her kommen, und schien nicht der Name Stalins und die Hoffnung des kommunistischen Zeitalters die Erfüllung zu sein? Die Politik Mao Tse-tungs, des ergebenen Schülers von Marx, Engels, Lenin und Stalin, sollte die höchst-

ten Erwartungen des Buddhismus erfüllen. Für das tibetanische Volk würde das eine autonome Regierung bedeuten, religiöse Freiheit, Schutz vor Angriffen und einen Platz der Gleichberechtigung und Ehre in der großen Familie der Völker, dazu Vereinigung mit der mächtigsten Nation, die sich jetzt in Asien erhob: der Volksrepublik China. Da diese Soldaten nun Träger und Werkzeuge eines solchen »Evangeliums« waren, musste auch das Recht auf ihrer Seite sein. Invasion wurde so »Befreiung«, der Eroberer zum »Gesandten der Kultur«. Damit aber wurde jeglicher Widerstand zum Verrat und bedingungslose Übergabe zum ersten Schritt für das Wohl des Landes.

Als wir den Scheitelpunkt des Passes fast erreicht hatten, wurde wiederum eine kurze Rast eingelegt, und es gelang mir, mit den kommunistischen Offizieren zum ersten Mal frei zu sprechen. Einer von ihnen stammte aus Batang und sprach fließend Chinesisch und Tibetisch.

»Wir kämpfen sehr hart um den Frieden!«, war eine der ersten Bemerkungen, die mir gegenüber gemacht wurden. Da ich bisher noch völlig ungeschult war, ein einfacher Imperialist, der dringend der Reform bedurfte, berührte es mich sehr eigenartig, von einem aktiven chinesischen Offizier, der von seiner kommunistischen Sendung überzeugt war, ins Gespräch gezogen zu werden. Ich stellte zu meiner Verwunderung fest, dass das Verlangen nach Frieden, wie es in den Parolen der westlichen Welt zum Ausdruck kam, auch von den jungen Menschen hier an den Tag gelegt wurde, und dass sie sich mit ganzem Ernst hinter diese Forderung stellen.

Nach einigen Stunden erreichten wir die Gartok-Ebene. Kurz vor der Stadt hielten wir an, und die chinesischen Offiziere berei-

teten ihre Übernahme vor. Ich wurde aufgefordert, mit einigen Männern des Dege Sey voranzugehen, da wir an dem »Siegeszug« nicht teilnehmen durften. In den umliegenden Feldern lagerten bereits einige Kompanien Soldaten, die die Stadt von Norden her erreicht hatten. Sie waren wie erwartet zuerst angekommen, aber da ihr kommandierender Offizier eine freiwillige Übergabe der Stadt erwartete, hatte er die Festung noch nicht angegriffen.

In dem Bauwerk selbst herrschte tödliche Stille. Das alte Kinderfräulein und die drei Kleinen warteten ängstlich auf die Rückkehr des Vaters. Dienstpersonal war nirgendwo mehr zu finden, auch mein Diener Ga Ga nicht. Ich band mein Pferd wie gewohnt im Hof fest und ging zurück zum großen Stadttor, um die Einnahme Gartoks mitzuerleben.

Immer wieder konnte ich beobachten, dass die Einwohner völlig außerstande waren, die Lage der Dinge zu übersehen. Schweigend, vielleicht ein wenig neugierig, versammelten sie sich, um zuzuschauen, was sich nun abspielen würde. Einige hundert Meter von ihnen entfernt stand der General zwischen den chinesischen Offizieren, die er weit überragte. Zum letzten Mal war er als Kommandeur seiner eigenen Streitkräfte geritten, nun musste er zu Fuß als ein Besiegter in die übergebene Festung zurückgehen. Als die roten Offiziere mit dem Dege Sey die Festung betreten hatten, wurde die Flagge des Neunten Generals der Tibetischen Armee eingeholt, und die Fahne der Volksrepublik China entfaltete sich in der freien Luft des tibetischen Hochlandes. In einem endlosen Strom drangen die gelb gekleideten »Befreier« ein, um das Lama-Kloster, die Festung und alle Hauptstellungen in und außerhalb der Stadt zu besetzen. Sie

führten, soweit ich erkennen konnte, kleine Kanonen und Mörser mit sich. Staunend standen die Tibetaner angesichts dieses ununterbrochenen Stromes von Soldaten und Material. »Sind ihre Männer nicht klein?«, sagten die einen. »Aber ihre Kanonen sind groß!«, riefen die anderen. Jedoch stimmten alle darin überein, dass sie nie zuvor Chinesen in solcher Stärke gesehen hatten.

Schließlich tauchte auch Ga Ga auf. Er erzählte mir alle möglichen Geschichten. Ein Mann habe bei dem Durcheinander während der Abwesenheit des Generals einige Pferde gestohlen und sei von den Dorfbewohnern, die ihn dabei erwischt hatten, beinahe gelyncht worden. Er beschrieb mit größtem Vergnügen, wie sogar Kinder Kot in den Mund des Diebes gepresst hätten, während die Erwachsenen ihn am Boden festhielten. Dann erzählte Ga Ga, wie der fliehende Magistratsbeamte von Banditen überfallen worden sei, was er als gerechte Strafe empfand, da der Mann einige Pferde der armen Leute mitgenommen und außerdem sein kleines Kind hilflos zurückgelassen hätte. Weiter seien einige Soldaten nach Lhasa geflohen.

Da nun über die Stadt der Belagerungszustand verhängt wurde, war es ratsam, sich in die Wohnräume der Festung zurückzuziehen. Ich hatte immer noch die Freiheit, mit dem General zu sprechen und ihn in seinem Zimmer zu besuchen, aber da ständig kommunistische Offiziere bei ihm aus- und eingingen, hielt ich es für richtiger, mich möglichst wenig sehen zu lassen. Bei Einbruch der Dunkelheit wurden außerdem überall Posten aufgestellt, die selbst die Diener anhielten, die lediglich ihren Pflichten nachkamen. Manch einer erschrak fast zu Tode, wenn ihm ein Posten sein chinesisches »Halt!« unversehens aus der Finsternis entgegenrief.

Noch sehr spät am Abend kam der Leibdiener des Dege Sey zu mir ins Zimmer und brachte mir einige trockene Brötchen. Das sollte mein Abendbrot sein. Ich sah ihn groß an. Nicht, dass ich undankbar gewesen wäre, aber mir war klar, dass der General selbst unter den schwierigsten Umständen nicht einfach trockenes Brot als Abendessen angeboten hätte.

»Was ist los?«, fragte ich etwas überrascht. »Gibt es keine Marmelade?«

»Doch«, antwortete mir der Diener, »aber mein Herr wünscht nicht, dass die Kommunisten den Marmeladentopf sehen.« Das war fast zum Lachen, wenn nicht ein so bitterer Ernst dahintergesteckt hätte.

Einige Augenblicke später kam der Diener noch einmal. Mit einer Miene, als habe er sein Leben aufs Spiel gesetzt, zog er den halbleeren Marmeladentopf aus den weiten Falten seines Gewandes hervor. Ich nehme an, dass er einen solchen Artikel, der immerhin von Indien importiert werden musste, als ein gefährliches Zeichen von Wohlhabenheit ansah.

Am Morgen des 13. Oktober saß ich mit dem General und dem Tibetanisch sprechenden Offizier der Volksbefreiungsarmee zusammen. Wir unterhielten uns in dem großen hohen Zimmer des Dege Sey, der immer noch seinen alten Platz einnahm.

»Sie werden sich jetzt nach einer entsprechenden Stellung umsehen müssen!«, wandte sich der kommunistische Offizier an den General.

»Vielen Dank«, antwortete dieser, »ich habe nicht vor, irgend etwas zu unternehmen. Ich werde einer von den einfachen Leuten werden, und das ist schon ganz in Ordnung so.«

Der Offizier wehrte ab. »Nein, nein«, meinte er. »Wir werden Ihnen auf jeden Fall einen geeigneten Posten verschaffen. Und«, wandte er sich dann an mich, »was haben Sie vor zu tun?«

»Ich möchte gern nach Qamdo gehen, wenn das möglich ist.«

»Für Sie wird es wohl heißen müssen: zurück nach Hongkong!«, antwortete der Offizier sehr bestimmt.

Begeistert erzählte er nun, wie die Missionare Batang verlassen mussten: »Das war ein großartiges Schauspiel, wie die Missionare aus der Stadt getrieben wurden! Es waren ja alles nur amerikanische Imperialisten, besonders einer unter ihnen, ein ganz junger noch, aber sicherlich ein ganz gerissener Spion. Er lief bis zuletzt herum und machte Filmaufnahmen von dem Lama-Kloster. Jemand von uns beobachtete, wie er von der Bank in Kunming eine Menge Geld abholte, und als wir ihn später untersuchten, fanden wir auch die entsprechende Empfangsbestätigung, die wir ihm natürlich abnahmen. Ich versetzte ihm dafür einen gehörigen Schlag mit meiner Faust.«

Wir saßen stumm und ausdruckslos vor solch patriotischem Eifer. Endlich ging der Offizier wieder zu anderen Dingen über und schien sich wirklich intensiv mit einer Stellung für den General zu beschäftigen. Schließlich ging er hinaus, und ich war mit dem Dege Sey allein.

Als wir uns vergewissert hatten, dass wir nicht bespitzelt wurden, sagte der General zu mir: »Jetzt wollen sie mir auch Schwierigkeiten Ihretwegen machen. Man behauptet, Sie besäßen ein Gewehr, aber ich habe ihnen gesagt, dass ich absolut dafür garantieren könne, dass Sie nicht das geringste Interesse an unseren militärischen Angelegenheiten hätten.«

Während wir noch miteinander sprachen, trat der Oberst der alten tibetanischen Armee ein, der während der ganzen Krisenzeit die rechte Hand des Generals gewesen war. Der Mann war fast völlig zusammengebrochen und dem Weinen nahe.

»Unsere eigenen Leute haben meinen Besitz geplündert!«, jammerte er. »Unsere eigenen Leute! Als wenn das, was geschehen ist, nicht schon genug wäre! Unsere eigenen Leute!«

»Regen Sie sich nicht auf, Oberst!«, versuchte der General ihn zu beruhigen. »Unsere Zeit braucht starke Nerven und – eine starke Hand. Wir werden versuchen, wieder Ordnung zu schaffen.«

Man sah ihm an, dass diese Disziplinlosigkeiten auch für ihn eine Enttäuschung waren und dass er sie nicht länger hinnehmen wollte. Schon kurze Zeit später wurde eine Versammlung anberaumt, in der diese Dinge zur Sprache kamen. Alle entwaffneten tibetanischen Soldaten wurden gerufen, und der General hielt einen Vortrag über die gegenwärtige Lage. Die tibetanischen Streitkräfte sollten von einer Verteidigungseinheit unter dem Kommando der chinesischen Besatzungstruppen übernommen werden. Uniformen und Verpflegung wurden von dem neuen Militär-Hauptquartier gestellt, sodass keinerlei Veranlassung zum Plündern vorläge. Wer dennoch dabei erwischt würde, habe mit drakonischen Strafen zu rechnen.

Dann versuchte der General, seinen Männern klarzumachen, dass alles, was geschehen sei, nur zu ihrem Besten dienen solle, und er forderte sie auf, mit der Besatzungsmacht zusammenzuarbeiten. Das Vielfache »*Lags so's*« und die tiefen Verbeugungen, die dem Vortrag folgten, konnten praktisch alles Mögliche bedeuten, aber man hatte doch den Eindruck, dass der Dege Sey bei seinen Leuten immer noch in hohem Ansehen stand.

Bei einem Gang durch den Garten begegnete mir ein Tibeter, dessen Gesicht mir bekannt vorkam. Nach einigem Nachdenken erinnerte ich mich, dass es ein Christ aus Batang war, einer von denen »am Rande«, wie ich glaubte.

»Was tun Sie denn hier?«, fragte ich ihn.

»Wir wurden hier als Dolmetscher für die Volksbefreiungsarmee eingesetzt«, gab er sehr freundlich zur Antwort.

Ich erkundigte mich nach einigen unserer Freunde in Batang und erhielt, soweit er über ihr Schicksal im Bilde war, bereitwillig Auskunft.

»Von Ihnen nahm man allgemein an«, schloss er seinen Bericht, »dass Sie längst nach Indien weitergereist seien.«

Dann sah er sich scheu um, und als er merkte, dass niemand in unserer Nähe war, flüsterte er mir zu: »Die Roten sagen, dass sich in Gartok ein Spion befinde, wissen Sie das?«

»Nein!«, erwiderte ich, aber ich verstand, was er meinte.

Er gab mir herzlich die Hand und ging weiter seines Weges, denn es war nicht gut, längere Zeit beieinanderzustehen. Mir hatte er mit dieser Nachricht einen guten Dienst erwiesen. Auch die Art, mit der er sie mir überbracht hatte, war taktvoll und fein. Vielleicht liebte er Christus und seine Gemeinde mehr, als ich angenommen hatte.

Die nächsten Tage verbrachte ich größtenteils in meinem Zimmer. Obwohl bisher noch niemand meine Bewegungsfreiheit eingeschränkt hatte, hielt ich mich doch nach Möglichkeit zurück, da an jeder Ecke Posten standen und ständig Soldaten um uns herum waren.

Ga Ga erzählte mir, dass er eine große Massenversammlung besucht habe. »Die Chinesen behaupten, dass England und Ame-

rika sehr böse Länder sind, die uns Tibet nehmen wollen.« Dabei sah er mich fragend an, als erwarte er eine Erklärung von mir.

»Ganz abgesehen davon, dass diese Leute wahrscheinlich gar nicht wissen, was England und was Amerika überhaupt ist, sollte ich meinen, dass du die Lage der Dinge selbst beurteilen kannst«, antwortete ich und ging nicht weiter auf dieses Thema ein.

Ein Diener kam und teilte mir mit, dass mich der General zu sprechen wünsche.

»Ich habe hier eine Mitteilung vom Oberkommandierenden der chinesischen Streitkräfte«, erklärte mir der Dege Sey, »wonach er Sie sobald wie möglich in dem Kungo-Dzong-Sommerhaus sprechen möchte. Ihren Diener mögen Sie mitbringen.«

Ich ging auch gleich mit Ga Ga in das genannte Haus. Bis auf die unzüchtigen Bilder an den Wänden hatte man hier alles verändert.

Wir mussten warten, immer von einem Posten beobachtet.

Aber schon nach wenigen Minuten trat Leutnant Chang ein, jener Englisch sprechende Offizier, der auch in der Nacht der Übergabe zugegen war. Ich hielt es für selbstverständlich, dass er eine Menge spitzfindiger Fragen an mich richten würde, und nahm durch eine Art Rechenschaftsbericht schon selber manches vorweg. Leutnant Chang schien jedoch über meine Erklärungen sehr erfreut und beeilte sich, so viel er konnte in seinem Notizbuch mitzuschreiben. Dann trat noch ein höherer Offizier hinzu und ließ mir mitteilen, dass ich mit meinen Sachen sofort aus der Festung in ein Haus ziehen müsse, das mir noch angewiesen würde. Wenn erforderlich, würde man mir helfen, den Umzug schnell und ohne Schwierigkeiten vorzunehmen. Damit wurde ich allein gelassen.

Bedrückt kehrte ich in mein Zimmer zurück und begann sofort zu packen, was längere Zeit in Anspruch nahm. Noch ehe ich den Raum ganz verlassen hatte, machte sich bereits ein chinesischer Soldat daran, den Boden zu fegen. Offenbar sollte mein Zimmer einige der chinesischen Offiziere aufnehmen.

Mithilfe einiger Träger wurde mein ganzes Hab und Gut, insgesamt sechs Kisten, in ein niedriges Lehmhaus innerhalb des Ortes gebracht und mir ein Raum zugewiesen, in dem bereits einige chinesische Soldaten, meist jüngere Offiziere, untergebracht waren. Leutnant Chang war ebenfalls darunter. Sein Englisch war für einen so jungen Mann wirklich außergewöhnlich gut.

»Dies ist die Frontlinie«, erklärte er mir, »wir können Ihnen daher nicht gestatten, hierzubleiben. Sie haben Freunde in Batang, oder? Sie werden besser dahin gehen.«

Ich war sehr traurig darüber.

»Wenn Sie Verpflegung brauchen«, fuhr Leutnant Chang fort, »habe ich für diesen Zweck eine gewisse Summe zur Verfügung. Sagen Sie mir nur, was Sie wünschen, und ich werde es besorgen lassen.«

Ich sagte ihm, dass ich schon zurechtkäme. Ich hätte tibetisches Geld und einige Seide bei mir, die ich eintauschen könne.

Aber der Offizier sah nur kurz zu mir auf und blieb bei seinem Angebot. Dann erklärte er mir noch: »Wenn Sie irgendwann einmal nach draußen gehen wollen, müssen Sie einen der Soldaten bitten, mitzugehen. Das verstehen Sie doch, oder?«

Ich verstand. Ich hatte meine Freiheit verloren. Vielleicht aber, so versuchte ich mir einzureden, nur so lange, bis wir nach Batang gekommen waren ... Vielleicht aber auch ...? Nein, ich wollte nicht an Schlimmeres denken!

»Da, lesen Sie das einmal!«, riss mich Leutnant Chang aus meinen Gedanken und gab mir eine Schrift, die den Titel trug: *Über die demokratische Diktatur*, von Mao Tse-tung. Ich überflog ein paar Seiten. Sie waren sehr billig und in steifem Englisch gedruckt.

»Die Kommunisten sind intelligenter als andere Menschen«, las ich. »Sie verstehen die Gesetze, die hinter den Dingen stehen.«

Die Arroganz und der antichristliche Geist, womit in dieser Schrift alle Dinge behandelt wurden, veranlassten mich, sie schleunigst wieder wegzulegen und mich meiner Bibel zuzuwenden. Wie konnte ich jetzt das 33. Kapitel des fünften Buches Mose gebrauchen, das ich erst kürzlich gelesen hatte und worin so schön geschrieben stand: »Der Liebling des Herrn! In Sicherheit wird er bei ihm wohnen; er beschirmt ihn den ganzen Tag, und zwischen seinen Schultern wohnt er.«²⁶

»Würden Sie so freundlich sein und mir hierbei helfen?«, fragte Leutnant Chang mich dann unvermittelt. Er bemühte sich gerade, eine Propagandaschrift zu übersetzen.

»Ich fürchte, dazu bin ich nicht in der Lage«, antwortete ich. »Es würde gegen mein Gewissen gehen.«

Er sah mich sehr verwundert an, aber er bat mich kein zweites Mal um derartige Hilfe.

Die Soldaten gingen in diesem Haus aus und ein. Sie genossen diese wenigen Tage der Ruhe nach den großen Strapazen, die sie seit Beginn des Hauptangriffs durchgemacht hatten. Die Männer hier hatten besonderes Glück, denn andere Truppenteile waren

26 5. Mose 33,12.

von Gartok aus ohne Unterbrechung gleich weitergeschickt worden, um bei dem Angriff auf Qamdo mitzuwirken. Sie waren alle mit USA-Pistolen ausgerüstet, die sie von Zeit zu Zeit aus den Taschen nahmen und reinigten.

Gegen Abend besuchte mich eine alte, abgehärmte Frau, die ich kürzlich wegen eines Abszesses behandelt hatte. Sie machte einen leidgeprüften Eindruck. In ihren Händen hielt sie eine Schale voll Milch, und mit einer äußerst liebevollen Bewegung gab sie mir zu verstehen, dass ich sie trinken solle.

Die Soldaten waren ganz verwundert. »Was will diese Alte?«, fragten sie grob.

Ich erklärte es ihnen und lehnte gleichzeitig die Gabe der Frau ab, da ich fürchtete, es könnten ihr daraus Unannehmlichkeiten entstehen. Sie aber ließ sich nicht abweisen, sodass ich die Milch dankbar nahm.

Solche Liebe erfuhr ich von den Tibetanern noch in den letzten Tagen, die ich unter ihnen war!

Aus den Gesprächen der Offiziere konnte ich entnehmen, dass wir wahrscheinlich morgen nach Batang aufbrechen würden. Die Soldaten bestanden darauf, dass ich die Nacht über die einzige Schlafstätte bekommen sollte, die über den Boden erhöht war. Da ich ihr Gefangener war, durfte ich in Höflichkeit nicht so weit gehen und gegen ihre Anordnungen verstoßen. So machte ich es mir auf diesem Lager bequem. Meine erste Nacht in den Händen der Kommunisten – und doch in einem äußerst realen Sinn zugleich auch in den Händen Gottes. Er war barmherzig genug, die Erkenntnis der wirklichen Situation noch von mir zurückzuhalten – dass nämlich weitere 1150 Nächte vergehen würden, bevor ich wieder als freier Mann schlafen konnte.

GEFANGENER IN BATANG



»Er ändert Zeiten und Zeitpunkte.«

DANIEL 2,21

Der nächste Tag war sehr quälend. Wir sollten aufbrechen. Dann plötzlich sollten wir wieder noch warten. Dann wieder sollte es doch losgehen. Dann waren die Maultiere nicht angekommen. Den ganzen Tag über standen wir im Begriff des Aufbruchs. Doch der Abend kam, und wir waren immer noch in Gartok.

Leutnant Chang brachte mich ein letztes Mal zum Dege Sey. Es wurde ein bitterer Abschied.

Zahlreiche Offiziere und Soldaten waren bei ihm versammelt, wir konnten kein Wort allein miteinander wechseln. Gedankenlos sprach ich den General auf Englisch an. »Bitte, sprechen Sie doch Tibetanisch mit mir!«, bat er mich etwas beunruhigt. Praktisch war auch er ein Gefangener in seiner Burg.

Ich überlegte mir, was ich ihm wohl als Abschiedsgeschenk geben könne. Mit Genehmigung meiner Begleiter holte ich Georges Schreibmaschine und bot sie ihm an. Das war das einzige Zeichen meiner Anerkennung und meines Dankes für alle die Freundlichkeit, die er mir in den letzten zweieinhalb Monaten erwiesen hatte.

Während Leutnant Chang noch die Maschine öffnete und untersuchte, erkundigte sich der General, wie ich für die bevor-

stehende Reise versorgt sei und ob ich auch genügend Geld bei mir hätte. Am Tage zuvor hatte er mir stillschweigend durch die Hand der alten Kinderfrau Tsamba und Trockenfleisch herüberbringen lassen, und nun, als letzten Ausdruck seiner Fürsorge, setzte er sich dafür ein, dass alles Erdenkliche für mein Wohlergehen getan wurde.

Bald darauf erschien ein Diener und händigte mir zweihundert Silberrupien aus. Ich zögerte, die Summe anzunehmen, aber der General wusste besser, wie gut ich das Geld noch gebrauchen konnte. Es wäre mir später unmöglich gewesen, etwa meine Seide gegen Geld einzutauschen oder meine alte tibetanische Papierwährung loszuwerden, die so gut wie wertlos geworden war.

So schied ich in herzlicher Dankbarkeit von diesem Mann. Wir konnten nur wenig zeigen, was uns dabei bewegte, da wir von allen Seiten beobachtet wurden. Aber ich werde ihn stets in Erinnerung behalten als einen von Tibets besten Söhnen, einen wahrhaft aufrechten Soldaten und Ehrenmann.

Als es dunkel wurde, musste ich draußen auf dem großen Hof der Festung neben meinen Gepäckstücken warten, bis die Maultiere kamen. Noch während der Dämmerung versammelten sich die chinesischen Soldaten. Nach dem Appell wurde gemeinschaftlich gesungen. Mit großer Begeisterung brüllten sie ihre beliebten Revolutionslieder in die sinkende Nacht. Danach hielt einer der Offiziere eine anfeuernde Rede.

In der Volksbefreiungsarmee gingen politische und technische Instruktionen Hand in Hand. In jeder Kompanie war ein Mitglied des politischen Komitees, also ein Instrukteur der Kommunistischen Partei. Diese Leute hatten die Rolle eines politischen »Militärgeistlichen«. Sie hielten marxistische Predigten, gaben

politischen Unterricht und kümmerten sich in allen möglichen Situationen um die Soldaten, versuchten ihre Schwierigkeiten zu lösen und sie zu beraten. Jede Art von bürgerlichem Denken, Mangel an Begeisterung, Feigheit, unmarxistische Anschauungen oder unproletarisches Benehmen erweckte sofort ihre Aufmerksamkeit und löste entsprechende Gegenmaßnahmen aus. Gleichzeitig waren sie Berater und rechte Hand des Kommandeurs. Ihre Aufgabe war es ferner, das proletarisch-politische Bewusstsein der Einheit auf den höchsten Stand zu bringen und das theoretisch Gelernte mit dem praktischen Leben in Einklang zu bringen. Sie sollten durch ihr Beispiel zu äußerster Hingabe an die Sache der Revolution anspornen. Das selbstlose und in ihrer Art heroische Leben, das einige dieser Leute zweifellos führten, konnte man wirklich nur bewundern. Doch ahnten sie wohl nur wenig davon, wie viele Gewissenskonflikte und schwere innere Kämpfe sie bei vielen ihrer Kameraden verursachten, indem sie erbarmungslos alle diejenigen verfolgten, deren Denken nicht in der gleichen Richtung verlief wie das ihres angebeteten Führers Mao Tse-tung. Ihre Gegenwart war die Garantie für ein Zwangsjackenleben nach den marxistischen Direktiven und bedeutete damit zugleich den Tod jeder individuellen Freiheit.

Endlich traf doch noch eine Anzahl von Maultieren ein. Eigentlich waren es nicht genug, aber irgendwie schafften wir es doch, ihnen bis auf zwei alle Gepäckstücke aufzupacken. Dann brachen wir von der Festung aus auf. Inzwischen war es ganz dunkel geworden, man konnte kaum den Weg noch sehen.

Wir waren eine Gruppe von sechs Leuten: Leutnant Chang, einige andere Offiziere, Ga Ga und ich. Während der letzten Tage hatte Ga Ga bei einem Freund gewohnt.

Wir passierten eine Unzahl von Posten, die in der Dunkelheit Wache standen, und ich befürchtete ständig, dass einmal einer auf uns schießen würde. Wir stolperten mehr durch die Nacht, als dass wir gingen. Dazu hatte sich jetzt ein heftiger Sturm erhoben. Es heulte und orgelte in der Luft, und mir graute bei dem Gedanken, hier in der offenen Ebene ein Zelt aufschlagen zu müssen.

Es dauerte auch gar nicht lange, da befahl Leutnant Chang, zu halten und alles Gepäck abzulegen. Wir konnten einander nicht einmal sehen, aber ich fühlte, dass Ga Ga nicht mehr bei uns war. Es war kaum anzunehmen, dass er entflohen oder versehentlich von der Kolonne abgekommen war. Vielleicht war er mit einem Maulesel oder Pferd zurückgeblieben.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als da, wo wir uns gerade befanden, mein Zelt aufzuschlagen. Da es sich um ein tibetanisches Zelt handelte, vermochten mir die Chinesen herzlich wenig zu helfen, denn sie waren mit der Art der Befestigung nicht vertraut. Auch mir fiel die Arbeit nicht leicht, denn die im Sturm flatternde Zeltleinwand zeigte sich äußerst widerspenstig, außerdem waren die Zeltpflocke immer verschwunden, sobald man sie aus der Hand legte. Eine alte Taschenlampe nützte mir nur wenig, denn ihre Batterie war denkbar schwach, und im Übrigen war es so dunkel, dass man die Hand nicht vor Augen sehen konnte. Aber endlich stand das Zelt doch einigermaßen.

Es wurde eine unruhige Nacht. Wir hatten uns einfach auf den Boden unter die flatternden Zeltbahnen gelegt und schliefen nicht gut. Die Kälte, der Sturm, verwunderte Ausrufe kontrollierender Posten und das Wechseln der wachhabenden Soldaten gestatteten uns nur unvollkommene Ruhe. So brachen wir zeitig wieder auf, aber bevor wir weiterzogen, bestanden die Maul-

tiertreiber darauf, dass ich zwei meiner Kisten auspackte und den Inhalt in kleinere Zeltplanpakete umpackte, um so die Lasten gleichmäßiger zu verteilen. Das so entstandene Durcheinander wurde noch größer, als ein Tibetaner erschien und die beiden leeren Kisten erhandelte. So kamen wir erst gegen zehn Uhr zum Weitermarsch, obwohl wir schon im Morgengrauen aufgestanden waren. Inzwischen hatte sich auch Ga Ga wieder eingefunden. Er war zur Festung zurückgekehrt und hatte die zwei am Vorabend zurückgelassenen Kisten abgeholt. Nun hatten wir insgesamt dreizehn oder vierzehn Maultierladungen von Medikamenten, Bibelpaketen und Ausrüstungsstücken.

Wir erkletterten den Pass, den wir erst wenige Tage zuvor mit den Truppen in umgekehrter Richtung überschritten hatten. Leutnant Chang kostete diese Kletterpartie große Anstrengung, da er klein und dick von Gestalt war. Ich bot ihm mein Pferd an, aber er lehnte entschieden ab. Als wir den Höhepunkt erreicht hatten, wanderten meine Blicke in die Ebene. Da lagen die kleine Stadt, die Festung und das Lama-Kloster in der Ferne. Ich konnte nicht länger mehr hinsehen.

Im Norden zwischen den Bergen konnte ich jenen Gipfel erkennen, über den der Pass nach Qamdo führte. Wie sehr hatte ich gehofft, jenen Weg einmal gehen zu können, weiter nach Tibet hinein, hin nach Lhasa! Nun stand ich im Begriff, dieses ungeheure Land zu verlassen und sein geschlagenes Volk dazu. Ein Gefangener war ich, der in eine unbekannte und ungewisse Zukunft schritt.

»Herr, du weißt alles! Du weißt alles!«²⁷ Mehr konnte ich nicht sagen, mehr vermochte ich nicht zu denken.

27 Vgl. Johannes 21,17.

Dieser Weg, den Gott mich jetzt führte, war für mich die größte Enttäuschung, die ich je erlebt hatte. Die ganzen Jahre über hatte Gott an die Türen des Lama-Reiches geklopft und geklopft. Wenn die Menschen wenigstens an diesem Tag erkannt hätten, was zu ihrem Frieden diente! Wie oft hatte er sie versammeln wollen, aber sie hatten nicht gewollt. Und nun blieb ihnen ihr Haus selbst überlassen – verwüstet. Das erschien mir als eine ungeheure Tragödie. Doch kam nicht alles aus den Händen Gottes? Auch das?

Einige Stunden vor Einbruch der Dunkelheit erreichten wir jenes Dorf, in dem wir die Übergabe miterlebt hatten. Da es noch Tag war, konnte heute das Lager ordentlich aufgebaut werden, vor allem auch das Zelt. Wir kauften Holz und kochten uns eine Mahlzeit, wovon die Lebensgeister wieder etwas ermutigt wurden. Leutnant Chang unterhielt sich sehr freundschaftlich mit mir, sodass das Bewusstsein, ein Gefangener zu sein, weithin ausgeschaltet wurde. Wir verbrachten diesmal eine gute Nacht mit stärkendem Schlaf.

Am nächsten Morgen sah ich nach kurzem Marsch im Osten eine der großen Residenzen der Pangda-Familie. Sie war auf Anordnung von Pangda Dopgyay erbaut worden, er selbst hatte aber nie dort gelebt. Während wir jetzt durch den Wald kamen, zerstreute sich unsere Gruppe. Leutnant Chang befahl mir, nahe bei ihm zu bleiben. Er fürchtete wohl, ich würde zu fliehen versuchen. Das wäre zwar gefährlich, aber durchaus möglich gewesen.

Gegen Mittag erreichten wir Hla Dun, einen Ort, den ich schon kannte. Als wir hindurchmarschierten, begegnete uns zu meiner großen Überraschung Gezang Drashi. Ich stellte ihn Leutnant Chang als einen meiner Freunde vor und machte den Vorschlag,

kurz bei ihm einzukehren. Aus einem Anflug von Gutmütigkeit heraus stimmte Leutnant Chang zu, und wir ließen uns bewirten.

Gezang Drashi benahm sich außerordentlich schlau und vorsichtig. Als die Volksbefreiungsarmee durch seinen Ort gezogen war, hatte er sich für einige Zeit in die Berge zurückgezogen und gewartet, bis alles wieder etwas ruhiger wurde. Dann hatte er die Einwohner des Dorfes um sich gesammelt und ihnen neuen Mut zugesprochen. Als ihn jetzt Leutnant Chang nach seinen politischen Anschauungen fragte, ging er in einen Hinterraum und holte einige kommunistische Propagandaschriften hervor, die er an seiner statt sprechen ließ. Inzwischen hatte uns seine Frau ein Mahl von Fleischklößen bereitet, das einfach königlich war. Als wir aufbrachen, sagte Gezang Drashi in freundlicher, aber absichtlich gedämpfter Stimme auf Tibetänisch zu mir: »Sie werden nun sehr vorsichtig sein müssen bei Ihrem Reden!« Ich merkte mir diese Worte gut.

Während wir weiterzogen, gab mir Leutnant Chang seine Meinung über Gezang Drashi zu verstehen: »Wirklich sehr fortschrittlich!«, sagte er.

Ich konnte ein leichtes Lächeln nicht zurückhalten.

»Wer ist er? Womit verdient er sich seinen Lebensunterhalt?«

»Landwirtschaft!«, antwortete ich ziemlich kurz.

»Seltsame Art von tibetänischem Bauer!«, schüttelte Leutnant Chang den Kopf. »Spricht so gut Chinesisch und macht doch wirklich einen gebildeten Eindruck!«

Ich hielt es nicht gerade für notwendig, ihm zu erzählen, dass Gezang Drashi in einer ausländischen Missionsschule erzogen wurde, dass er ein Hauptmann von Pangda Dopgyays Privatarmee war und früher einmal den größten Teil von Dopgyays

Handel in China und Indien geleitet hatte. Auch sagte ich ihm nicht, dass er der Verwalter von sämtlichen Gütern und Besitzungen in Pangdatsangs Land und in der Umgebung von Hla Dun war.

Der Nachmittag brachte uns hinauf ins Grasland und wieder an den Mani-Hügeln vorbei.

Plötzlich fragte mich Leutnant Chang: »Warum müsst ihr Missionare immer mit einer örtlichen Regierungsstelle verbunden sein?«

»Müssen wir das?«, fragte ich unschuldig zurück.

Er musste wohl schon länger über diese Sache nachgedacht haben und schien sehr ungehalten über meine Gegenfrage.

Das Gespräch wurde nicht fortgesetzt, aber es half mir erkennen, welche Themen ich vor ihm nicht berühren durfte, damit die Reise in möglichst gutem Einvernehmen fortgesetzt werden konnte.

Gegen Abend kamen wir hinab in die Umgebung von Bom Ting. Ga Ga ging ins Dorf, um Holz zu kaufen, blieb aber zwei oder drei Stunden zu einem Trinkgelage fort. Ich war sehr verärgert darüber, denn wir hatten uns niedergelassen und warteten darauf, dass er uns Feuer machte und den Tee bereitete. Wir hatten alle Durst. Als Ga Ga dann endlich den Weg zu uns fand, ereilte ihn ein Unglück: Er wurde von dem Kompaniehund, einer Art Labrador, angefallen und ziemlich übel zugerichtet. Dieses Tier fiel wütend jeden an, der keine gelbe Uniform trug.

Mir tat es nachher leid, dass ich mich so aufgereggt hatte. Es war doch sinnlos, besonders in der Situation, in der wir waren. Doch die Belastung, die auf mir lag, hatte mich wohl nervös gemacht. Aber Gott erzog mich zur Geduld.

Mit der Zeit fing Leutnant Chang an, über meinen Diener in einer Weise zu verfügen, die ich für sehr ungerechtfertigt hielt. Ga Ga war weder ein Gefangener, noch war er von den chinesischen Truppen als Laufbursche bezahlt oder angestellt. Aber Changs Einstellung war ihrem Wesen nach durch und durch imperialistisch. Er hatte die Einstellung eines Eroberers gegenüber einem unterjochten Volk. Vom kommunistischen Standpunkt aus war er gewiss ein sehr schlechtes Aushängeschild. Jahre später wurde mir klar, dass er bei all dem, was er auch in der Volksbefreiungsarmee darstellte, ein Beispiel war für das, was die Kommunisten als ein »rückständiges Element« in ihrer Mitte bezeichneten. Sie würden von ihm sagen, dass er das Gift der kapitalistischen Lebensweise getrunken habe. Es war sehr notwendig für ihn, sich selbst zu »reformieren«, indem er für die Revolution arbeitete und das »Leben der breiten Masse« führte. Unter der Erziehung der Kommunistischen Partei würde er dann langsam zu einem brauchbaren »guten Partikel« und zu einem »guten Bürger« herangebildet werden. Viele Schüler reformierten sich auf diese Weise selbst, bis sie ganz und gar die proletarischen Auffassungen angenommen hatten. Einige dagegen, die insgeheim an ihrer alten Lebensweise festhielten, mussten später als »Gegenrevolutionäre« gereinigt und geläutert werden.

Nachdem wir den Fluss des Goldenen Sandes erreicht hatten, marschierten wir in nördlicher Richtung am Westufer entlang, überquerten mithilfe unserer Pferde zwei Zuströme und kamen in ein Dorf namens Gora. Hier verbrachten wir eine gute Nacht auf dem Flachdach eines tibetanischen Hauses, und ich hatte vor dem Einschlafen noch ein langes Gespräch mit Leutnant Chang über Fragen der christlichen Weltanschauung. Unser Gespräch

endete damit, dass Chang mir versicherte, er sei durchaus nicht antichristlich eingestellt.

Es ist beinahe lächerlich, wenn man immer wieder erlebt, wie viel Mühe sich kommunistische Funktionäre machen, um ihre »christliche« Einstellung zu beweisen! Aber diese Politik der angeblichen Religionsfreiheit kann die Tatsache nicht verbergen, dass das Wesen ihres Programms darin besteht, auf jede mögliche Weise, mit allen Mitteln und in kürzester Zeit ein Gesellschaftssystem aufzubauen, in dem das Christentum und ebenso jede andere Religion keinen Platz mehr haben. Ihre gesamte Propaganda ist wegen ihrer materialistischen Grundlage durch und durch gegen Gott. Geschickte Versuche, diese Tatsache zu verbergen, sind nichts als grober Betrug und typisch für die Geschicklichkeit Satans, von dem diese ganze Weltanschauung ausgeht.

In der fünften Nacht übernachteten wir am Flussübergang. Hier lagen sich zwei Dörfer gegenüber, und zwischen ihnen brausten tosende Wassermassen. Diese Gegend war das Hauptkampfgebiet gewesen. Als wir durch die Türen eines Hauses gingen, deutete Leutnant Chang auf einige Kugeleinschläge im Holz. Eine Zeit lang ruhten wir uns im Wohnzimmer einer tibetischen Familie aus, bis wir den Fluss zu seinem Ostufer hin überqueren konnten.

Die Tibetaner hier waren sehr niedergeschlagen. Ich hörte, wie ein alter Mann Ga Ga von dem Tag erzählte, an dem hier die Schlacht gewütet hatte. Er war einer der Bewohner gewesen, die sich geweigert hatten, ihr Haus zu verlassen.

»Als die Chinesen kamen«, erzählte er, »baten wir sie, unser Haus zu verschonen. Aber sie warfen dennoch ihre Handgrana-

ten in unser Fenster und machten keinen Unterschied. Sind das denn Befreier?»

»Was ist mit dem Hauptmann hier geschehen?«, fragte Ga Ga.

»Furchtbar, furchtbar!«, war die Antwort. »Er kämpfte bis zuletzt. Schließlich wurde er in einen Raum eingeschlossen. Die Chinesen schickten einen Mann hinein mit der Aufforderung, dass er sich ergeben solle. Aber der Hauptmann schoss ihn nieder. Dann schickten sie einen anderen Mann hinein. Wir wissen nicht, was geschah, aber dieser zweite Chinese hat ihn herausgeholt.«

»Und was machte man mit ihm? Wo ist er jetzt?«

»Draußen hinter dem Dorf! Ich denke, die Hunde haben bereits die Hälfte von seinem Körper aufgefressen!«

In Ga Gas Mienen drückten sich Erschrecken und Abscheu aus.

Der Hauptmann aus Hla Dun, der mich mit seiner jungen Frau noch vor zweieinhalb Monaten so freundlich beköstigt hatte, war tapfer, aber vergeblich gestorben.

Nun wurde ich aus dem zusammengeschossenen Haus unserer tibetanischen Gastgeber an den Fluss geführt. Als wir an einem umzäunten Garten vorbeikamen, sah ich einen Mann mitten zwischen dem Gemüse am Boden liegen. Er krümmte sich vor Schmerzen und stöhnte zum Steinerweichen. Er musste schwer verwundet worden sein, und jemand sagte, dass das Einzige, was man für ihn tun könne, sei, ihn eben dort liegen zu lassen, wo er sich befand.

Der Gedanke an diesen Mann und seine Qualen drängte mich, Leutnant Chang zu fragen, ob ich zu ihm hinübergehen könne. Als er sich überzeugt hatte, dass ich aus religiösen Gründen zu dem Mann wollte, gab er seine Zustimmung. Nachdem er kurz zuvor noch so deutlich gesagt hatte, dass er nicht antichristlich einge-

stellt sei, konnte er meine Bitte auch nicht gut ablehnen. Ich sah nun, dass der Sterbende vier klaffende Wunden hatte. Es war sehr eigenartig: beide Arme und beide Beine waren durchschossen. So war er absolut hilflos, aber doch bei völligem Bewusstsein. Die Wundstellen waren bereits in einen Fäulnisprozess übergegangen, und die Fliegen saugten den Eiter heraus. Der Bedauernswerte litt unter großen Schmerzen. Alles, was er wimmern konnte, war »*Kachrug! Kachrug!*« – das tibetanische Wort für »Behandlung«.

Ich hatte keine Medikamente bei mir, da alle Pakete bei den Maultieren waren. Sie hätten auch nichts mehr gebracht. So versuchte ich, mit ihm über Jesus, den Heiland der Menschen, zu sprechen. Aber der arme Mann hatte so wahnsinnige Schmerzen auszuhalten, dass er kaum zuhören konnte. Jammernd rief er in einem fort nach seinem Sohn. Der wohnte einige Tagereisen weit entfernt. Wie sollte ich ihm Nachricht bringen?

Als ich zu Leutnant Chang zurückkehrte, fragte er mich sarkastisch: »Na, wie kommen Sie mit Ihrer Arbeit voran?«

Am Landeplatz war das Ein- und Ausladen in vollem Gange. Ochsenhäute mit Reisladungen in 30-Kilo-Ballen wurden unaufhörlich über den Fluss geschifft und an die Front gebracht. Schließlich kamen auch wir auf die Fähre. Das Fährschiff war eines der großen hölzernen Boote, die von den Chinesen speziell für diesen Zweck gebaut worden waren. Langsam kamen wir vom Ufer ab, und langsam entfernte sich Tibet von mir. Mein letzter Eindruck in diesem Land war das Bild jenes verwundeten sterbenden Soldaten gewesen. Das Bild eines Mannes, der vom Kopf bis zu den Füßen keine gesunde Stelle mehr an sich hatte, nur faulende Wunden und Löcher. Die Wunden waren weder geschlossen worden noch verbunden, noch durch Salbe gelindert.

Konnte es eine bessere Darstellung der geistlichen und moralischen Situation des tibetanischen Volkes geben als dieses Bild?

Und Tausende von Kilometern entfernt von dieser tragischen Szene sitzen viele bequem in ihren Sesseln, zufrieden darüber, dass sie in Christus vollkommen gemacht sind. Wie ein Christ einmal gesagt hat: »Jesus hat heute viele, die sein himmlisches Königreich lieben, aber wenige, die sein Kreuz auf sich nehmen. Er hat viele, denen sein Trost recht ist, aber wenige, die bereit sind, die Trübsal auf sich zu nehmen. Viele, die sich gern mit ihm an einen Tisch setzen, aber wenige, die bereit sind, mit ihm Entbehrungen hinzunehmen. Alle verlangen danach, mit ihm fröhlich zu sein, wenige aber sind bereit, alles für ihn oder mit ihm zu erdulden. Viele folgen Jesus bis zum Brechen des Brotes, aber nur wenige bis zum Trinken des Kelches seiner Leiden.«

Gehörte ich nicht auch zu diesen Christen? So viel hatte ich mit meinem Mund bekannt, aber so wenig hatte ich bisher getan! Nun stand Gott im Begriff, mich beim Wort zu nehmen und ein Gebet zu beantworten, das ich in den ersten Tagen meines Aufenthaltes unter dem tibetanischen Volk niedergeschrieben hatte:

*»Ach Herr, ich kann nicht weinen
und lache gar bisweilen mit den andern
ob Deines Kreuzestods! Ich meine,
Dich zu lieben, jedoch mit einer Liebe ohne Leid.
Wie brach das Herz Dir, damals in Gethsemane,
und ich – ich schlief!
Aber rufe mich, Herr,
wecke mich
zu jener Liebe voller Tränen!«*

Nachdem wir auf der anderen Uferseite gelandet waren, stiegen wir hinauf zu dem Dorf Juba Lung. Dieser Ort war das Sprungbrett für den Hauptangriff gewesen. Mehrere Wochen lang hatten die Chinesen hier Truppen und Material zusammengezogen. Leutnant Chang zeigte auf ein Haus und sagte: »Dort auf jenem Dach hatten wir ein Maschinengewehr in Stellung gebracht.«

Er war sicher sehr stolz darauf. Auch jetzt waren noch Soldaten hier stationiert, und ein junger Kerl fing an, mich auszufragen. Darüber war Leutnant Chang sehr erbost und brüllte den Jungen an: »Was fällt dir ein? Wer hat dir den Auftrag gegeben, hier Fragen zu stellen?«

Danach wagte kaum noch jemand, mit mir zu sprechen, und ich hielt es ebenfalls für ratsam, niemanden anzureden.

Umso mehr unterhielten sich die Chinesen untereinander. Offenbar hatte es nur wenig Verwundete und Gefallene gegeben, als sie den Flussübergang bezwangen. Ein Boot mit sieben Mann Besatzung war gekentert und von der Strömung mitgerissen worden, aber im Großen und Ganzen war alles sehr erfolgreich verlaufen. Am Vorabend der Offensive, die zusammen mit dem Angriff auf Qamdo von Norden her und auf das Gunka-Lama-Land von Süden her durchgeführt wurde, war eine kleine Gruppe von Juba Lung aus nach Norden geschickt worden. Sie war ein ganzes Stück am Ostufer entlangmarschiert und hatte dann den Fluss in der Totenstille der Nacht an einer ganz einsamen, von tibetanischen Truppen unbewachten Stelle überquert. Diese Truppe war dann am Westufer erschienen, wo sie bis zum letzten Augenblick nicht entdeckt worden war. Kurz vor dem Morgengrauen hatte sie bereits eine Position eingenommen, von der aus sie die tibetanischen Streitkräfte, die das Dorf Juba Lung ge-

genüber besetzt hielten, leicht in Schach halten konnte. Das war zweifellos eine geschickte Strategie gewesen.

Als der schicksalsschwere Morgen des 7. Oktober 1950 über den Bergen dämmerte, eröffneten sie das Feuer auf das Dorf. Die Tibetaner waren zu Tode erschrocken über den Angriff von ihrer eigenen Flussseite aus und verteilten ihre Streitkräfte, um dem Unheil zu begegnen. Zum gleichen Zeitpunkt strömten die Haupteinheiten der chinesischen Armee, die in Juba Lung stationiert waren, zum Fluss hinab und führten mit ihren Spezialbooten einen frontalen Großangriff vom Fluss her. Die Kugeln der Tibetaner konnten sich nur auf einen Bruchteil der chinesischen Streitmacht richten. In wenigen Minuten waren die ersten Soldaten über den Fluss und erstürmten das gegenüberliegende Ufer. Mit Handgranaten säuberten sie die Häuser der tibetischen Truppen, die schnell überrannt waren, da sie von zwei Seiten angegriffen wurden. Durch den so entstandenen Riss fluteten nun Hunderte von Chinesen über die Pässe nach Bom Ting und weiter nach Gartok.

Während sich die Soldaten über ihre Kampferfahrungen unterhielten und Nachrichten austauschten, blieb ich mir selbst überlassen.

Mein Herz war schwer. Ich dachte nach über den bisher zurückgelegten Weg. Im September 1941 war ich mir sicher, dass Gott mich nach Zentralasien gerufen hatte. Ich war mir bis zum gegenwärtigen Augenblick seiner Führung bewusst gewesen – oder sollte ich mich geirrt haben? Aber er hatte doch ständig für alles gesorgt, er hatte das Menschenunmögliche getan, indem er mich durch ganz China nach Tibet gebracht hatte, und zwar zu einem entscheidenden Zeitpunkt, da sich gerade die Tü-

ren für seine Botschaft weit öffneten. Alles hatte sich mit solcher Präzision erfüllt und war so klar aufeinander abgestimmt, alles hatte sich so wunderbar entwickelt – das war doch Gottes Weg gewesen! Und nun sollte das alles auf einmal umsonst, vernichtet, ins Gegenteil verkehrt sein? Was war in den »himmlischen Örtern« geschehen?²⁸ Konnte jener, der als ein Blitz vom Himmel gefallen war²⁹, es mit dem aufnehmen, der »auf den Himmeln einherfährt«³⁰, »Jah ist sein Name«³¹?

Ich konnte keine Antwort auf alle diese Fragen finden. Satan hatte an die Wurzel meines Glaubens gerührt und meine Berufung infrage gestellt. Aber während ich suchend in meiner Bibel blätterte, fiel mein Blick auf folgende Worte:

»Daniel hob an und sprach: Gepriesen sei der Name Gottes von Ewigkeit zu Ewigkeit! Denn Weisheit und Macht, sie sind sein. Und er ändert Zeiten und Zeitpunkte, setzt Könige ab und setzt Könige ein; er gibt den Weisen Weisheit, und Verstand den Verständigen; er offenbart das Tiefe und das Verborgene; er weiß, was in der Finsternis ist, und bei ihm wohnt das Licht.«³²

Das war ein Wort vom Thron Gottes. Bisher war es mir so wenig bewusst geworden, dass Gott Herr seiner Gesetze und Zeiten ist. Er legt fest und ändert, ändert sogar die vorbestimmten Zeiten, wenn er es für gut und richtig hält. Gott ist Herr des Universums, Herr aller Ordnungen – könnte menschliches Denken ihn je verstehen, ihm Grenzen setzen und Vorschriften machen? Ich würde seine formende Hand noch in manchem Leid erfahren

28 Vgl. Epheser 6,12.

29 Vgl. Lukas 10,18.

30 5. Mose 33,26.

31 Psalm 68,5.

32 Daniel 2,20-22.

müssen, um zu erkennen, dass Gottes Wille vollkommen ist und seine Wege mir zum Besten dienen.

Der letzte Tag unserer Reise nach Batang brach an. Ich schätzte, dass wir den 19. Oktober hatten, aber später erfuhr ich, dass es bereits der 22. war. Ich war ein wenig durcheinandergeraten und brachte die Daten nicht mehr recht zusammen.

An diesem Tag riss Ga Ga, der von den Kommunisten wieder wie ein Laufbursche behandelt wurde und allerlei Handlangerdienste für sie tun sollte, der Geduldsfaden. Er beschwerte sich durch mich bei Leutnant Chang und ließ ihm sagen, dass er nicht länger gewillt sei, unsere Pferde mit dem Marschgepäck der chinesischen Soldaten zu beladen.

Leutnant Chang wurde blass. »Wir sind dir gegenüber immer sehr gütig gewesen«, erklärte er erregt, »und du willst dich so unkameradschaftlich ausschließen?« Und zu mir gewandt sagte er: »Teilen Sie Ihrem Diener mit, dass er wohl daran täte, sehr, sehr vorsichtig zu sein, sonst garantiere ich für nichts.«

Es war eine unangenehme Situation. Um jeden Preis wollte ich ohne Zwischenfall nach Batang kommen, bis ich dort die höchsten Stellen sprechen konnte. Es war völlig zwecklos, auf seinem Recht zu bestehen und sich mit den Soldaten herumzuschlagen. Sie sahen die Dinge doch immer nur von ihrer Perspektive aus und waren sachlichen Argumenten nicht zugänglich.

Das Ergebnis dieses Einspruchs sah denn auch dementsprechend aus: Ga Ga musste sein Pferd ganz abgeben und zu Fuß gehen. Er war sehr wütend. »Wir haben schließlich nicht darum gebeten, mit all diesem Gepäck hier herunterzukommen!«, murrte er. Ga Ga tat mir sehr leid, aber ich konnte ihm in der augenblicklichen Situation nicht helfen.

Gegen zwei Uhr nachmittags überschritten wir einen kleinen Pass, der uns die Sicht auf Batang freigab. Leutnant Chang lud seine Pistole. »Wir können hier nicht vorsichtig genug sein!«, erklärte er. »Auch jetzt noch streifen in dieser Gegend Banditen herum und haben schon manchen unserer Leute erschossen.« Ich fügte die Bemerkung hinzu, dass vor einigen Jahren an dieser Stelle auch ein Missionar ermordet worden sei.

Aber wir überquerten den Pass ohne Zwischenfall und kamen nach dem Abstieg an einen kleinen Fluss, der von unseren stauigen und durstigen Männern freudig begrüßt wurde. Erfrischt ging es dann ein fruchtbares Tal entlang, das sich schnell erweiterte und in eine üppig bewachsene Ebene mündete. Einer der Soldaten kaufte in einem Bauernhaus Birnen – in Xikang ein großer Luxus – und verteilte sie großzügig unter seine Kameraden, wobei er auch mich und sogar Ga Ga berücksichtigte.

Wir kamen auf einem Umweg nach Batang hinein und erreichten zuerst die alte Missionssiedlung. Eines der stark zerstörten Missionshäuser wurde gerade wieder aufgebaut, und eine große Anzahl von Männern war damit beschäftigt, das Bauholz herbeizuschleppen. Ich wurde direkt zum Hauptgebäude gebracht, das jetzt als Armeehauptquartier eingerichtet war. Wie im Traum ging ich durch die mir so gut bekannten Flure und Räume, wie ein Spuk erschienen mir die bewaffneten Posten und Soldaten – und ich war ihr Gefangener! Das alles sollte Wirklichkeit sein?

Ich konnte es nicht fassen.

Man führte mich jetzt eine Treppe hinauf, und in dem gleichen Raum, in dem die Gemeinde noch vor wenigen Wochen den Gottesdienst abgehalten hatte, genau da, wo ich das Wort des

Lebens gepredigt hatte, wurde ich von einem höheren Offizier der Volksbefreiungsarmee empfangen.

Ein Soldat brachte mir Tee. Es waren Offiziere und Soldaten im Raum, aber kaum jemand sprach mich an. Offenbar waren sie nicht autorisiert, meine Angelegenheit zu behandeln. Nach etlichen Minuten kamen zwei Posten und führten mich durch die Stadt zu der alten tibetanischen Festung.

Es war mir sehr ungemütlich zumute, als ich so als Gefangener durch die Stadt geführt wurde. Eigenartig war es auch, jetzt an Pangda Dopgyays Kanonen vorbei in die Festung zu müssen, die alten Treppen hinaufzusteigen in einen Raum direkt gegenüber der Halle, in der ich mit dem einstigen Kuomintang-Kommandeur das Fest gefeiert hatte.

Ich setzte mich an einen Tisch und wartete lange Zeit, während Leutnant Chang, der noch bei mir war, seinem Oberkommandierenden Bericht erstattete.

Endlich erschien ein Offizier. Es war ein noch junger Mann mit scharf geschnittenen Gesichtszügen. Er machte einen sehr intelligenten Eindruck, aber der Blick seiner Augen wirkte kalt. Sicher, so nahm ich an, würde dieser Mann hart und rücksichtslos in seinen Entscheidungen sein. Ich war erstaunt, dass ein so junger Mensch leitender Offizier von Batang sein sollte, aber es war so. Wie ich später erfuhr, war er tatsächlich der höchste Offizier hier im Raum. Ihm unterstand die ganze Garnison, und er sollte es sogar gewesen sein, der die gesamte Offensive an diesem Frontabschnitt geleitet hatte und weiterhin noch leitete.

Er war nicht anders gekleidet als die übrigen Offiziere, aber er fiel dadurch auf, dass er wortkarger war als sie und jeden Satz, den er sprach, erst reiflich überlegte. Zweifellos hatte Leutnant

Chang ihn bereits mit meiner Angelegenheit bekannt gemacht, und so bat ich ihn, mir zu gestatten, mit meinen christlichen Freunden in der Stadt zusammenzuwohnen. Ich sagte ihm, ich sei darum nach Batang gebracht worden, weil es mir nicht gestattet werden könne, mich an der Frontlinie frei zu bewegen. Jetzt aber, hier in der Etappe³³, könne ich keinen weiteren Grund dafür sehen, warum ich festgehalten würde.

Er antwortete mir kurz, dass ich bei der Volksbefreiungsarmee in der Festung bleiben müsse.

Wir beschäftigten uns dann allgemein mit dem chinesisch-tibetanischen Konflikt, der momentan ausgetragen wurde, und in größter Unbefangenheit sprach ich von China und Tibet als von zwei verschiedenen Ländern. Damit hatte ich einen großen Fehler gemacht.

»Was meinen Sie damit?«, fragte er mich sehr entrüstet. »Tibet sollte ein Land für sich sein? China und Tibet zwei Länder? Wer hat je so etwas gehört! Erzählen Sie mir, wer hat Ihnen das beigebracht?«

Er hätte mich ebenso gut fragen können, wer mir erzählt habe, dass die Erde rund sei. Aber offenbar wollte er gar keine nähere Erklärung hören. Für den Augenblick genügten ihm meine Ausführungen, und ich war sehr erschrocken über den Fehler, den ich gemacht hatte. Er stand auf, gab einem Posten Anordnungen darüber, wo ich untergebracht werden sollte, und ging hinaus.

Ich wurde nun in die Mitte der großen Festung gebracht und kam in einen Raum, der ein vergittertes Fenster hatte. Es war fast dunkel darin, denn durch das Fenster drang kaum Licht,

33 *Etappe*: Gebiet hinter der Front.

lediglich ein Luftschacht in der Mitte des Gebäudes ließ einen schwachen hellen Schimmer eindringen.

Ich war sehr niedergeschlagen ob dieser neuen verzweiflungsvollen Lage.

Etwas später kam Leutnant Chang und sah sich in meinem neuen Wohnraum um. »Zu dunkel!«, sagte er und ging mit einigen Soldaten zum nächsten Raum. Auch der war reichlich dunkel, doch konnte man immerhin die Gegenstände in diesem Zimmer erkennen. »Quartiere ihn hier ein, das wird genügen!«, erklärte er einem Posten. Ich trat in die Zelle. Direkt danach wurde die Tür verriegelt.

IM TIBETANISCHEN BURGVERLIES



Einen Augenblick lang blieb ich stehen. Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Dann tastete ich mich langsam an der Zellenwand entlang. Nach etwa einem Meter stieß ich an einen hölzernen Gegenstand gerade in Höhe meiner Knie. Er stellte sich als eine herrenlose Tür heraus, die dort an der Seite lag. Nach einigen weiteren Untersuchungen stellte ich fest, dass sie auf einigen ausgedienten Maultiersattelruhen ruhte, und ich vermutete, dass das nun mein Bett sein sollte. Ich ließ mich umgehend darauf nieder und saß längere Zeit still und bewegungslos im Dunkeln. Ich war zu betäubt, als dass ich hätte beten können.

Als sich meine Augen an die Finsternis gewöhnt hatten, sah ich, wie groß der Raum war: ungefähr zwei Meter breit und dreieinhalb Meter lang. Von der Tür aus, auf der ich saß, konnte ich durch die Risse eines abgenutzten, schmutzig-gelben Papiers sehen, das genau vor mir an das Eisengitter des Fensters geklebt war. Ich konnte draußen den Posten erkennen mit seinem Gewehr und dem aufgepflanzten Bajonett. Er stand in einer Art Passage, die in einen inneren Hof der Festung führte. Offiziere und Soldaten gingen aus und ein und zeigten sich sehr geschäftig.

In der einen Ecke des Raumes, an der Seite, wo auch mein »Bett« stand, war eine zweite vergitterte Öffnung, ebenfalls mit schmutzigem Papier verklebt, das aber so dicht war, dass es keinen Lichtschimmer durchließ. Die Wände waren ursprünglich wohl weiß gewesen, jetzt starrten sie vor Dreck und waren mit einer dicken Staubschicht und vielen Spinnweben bedeckt.

Allmählich erkannte ich auch die Lage meiner Gefängniszelle. Sie befand sich unter dem Mittelgebäude der Festung in einem engen Korridor, der zwei Höfe miteinander verband. Daher erklärte sich es auch, dass es jetzt, am fortschreitenden Nachmit-

tag, noch dunkler als vorher in meiner Zelle zu werden begann, denn die Strahlen der Sonne erreichten den Korridor nicht mehr. Er lag wie in fahlem Dämmerlicht.

Eine eigenartige Stimmung kam über mich. Es war keine Furcht im üblichen Sinne, aber es war das Bewusstsein von einem katastrophalen Einbruch in mein Leben. Ich fühlte mich wie durchbohrt und wagte nicht, mich zu bewegen. Wie ein gehetztes Tier kam ich mir vor, dass sich niederduckt und unter dem Griff eines unbekanntes Siegers stillhält in völliger Unterwerfung.

Als mir das Furchtbare meiner Lage deutlich wurde und ich nüchtern darüber nachdenken konnte, stellten sich mir alle möglichen Schrecken vor Augen. Würde ich jemals wieder hier herauskommen? *Wie ist es möglich, dass man mich einfach hier einsperren kann? Was habe ich denn getan? Wie konnte ich mich einfach so gefangen nehmen lassen! Meine Gesundheit wird leiden unter diesem Schmutz, und meine Kräfte werden verfallen bei dieser Untätigkeit. Wann werde ich je wieder frei sein?* Aber endlich wichen alle diese aufbegehrenden Fragen einer stillen Ergebenheit, die Gott denen gibt, die ihm vertrauen, und ich konnte zu mir selber sagen: *Geoff, sei still, du bist in der Hand Gottes!*

Da hörte ich Schritte, die sich meiner Zellentür näherten, dann das Geklapper eines Gewehrs und schließlich das Herumdrehen eines Schlüssels. Das alles schien mir eine Ewigkeit zu dauern, aber endlich öffnete sich doch die Tür, und Leutnant Chang trat ein.

»Kommen Sie und holen Sie sich Ihr Bettzeug!«, sagte er.

Ich durfte meinem Gepäck Schlafsack, Decke und zwei Satteltaschen entnehmen, dann wurde ich sofort wieder in die Fins-

ternis meiner Zelle zurückgebracht. Es schien mir, als könnte der Posten nicht schnell genug das Schloss wieder verriegeln.

Ich breitete die Decke auf der alten Tür aus und ließ mich darauf nieder. Was sollte ich nur tun, wenn ich Tag für Tag hier sitzen müsste? Schon der Gedanke daran war schrecklich.

Da war wieder jemand an der Tür. Der Posten polterte herein und schob einen Bambusnapf mit warmem Reis auf mein Bett. Dazu reichte er mir eine Feldflasche, nahm sie aber, noch bevor ich zugreifen oder gar trinken konnte, wieder weg. So verschlang ich nur gierig den Reis und das zähe Ochsenfleisch. Danach kehrte der Posten noch einmal zurück und brachte mir eine Feldflasche voll Tee, die diesmal wirklich mir zugehört war.

Nach dieser Mahlzeit fühlte ich mich wohler. Es wurde nun stockfinster. Eine rote Wachskerze, wie sie sonst in den Tempeln gebraucht wurde, wurde hereingebracht und an dem vergitterten Fenster befestigt. In ihrem flackernden Licht kniete ich zum Gebet nieder und befahl mich in die Hände meines himmlischen Vaters.

Bei Tagesanbruch brachte mir der Posten eine Schüssel Wasser zum Waschen. An manchen Tagen vergaß er dies zwar, aber das waren Ausnahmen. Auch der Gang zur Toilette war immer eine ersehnte Unterbrechung. Er bedeutete immer einen Blick in die Außenwelt und war wie ein winziges Stück vertrauten Privatlebens. Von dem Schlitz eines niedrigen Fensters in dem oberen Raum konnte ich die Felder überblicken, die sich zwischen der Stadt und dem großen Lama-Kloster ausdehnten. Ich sah Menschen draußen frei umhergehen, und das löste eine gewisse innere Freude und Heiterkeit in mir aus. Irgendwie projizierte ich mich selbst in sie hinein und genoss für einen Augenblick ihre Freiheit, als wäre sie mir selbst gegeben.

Aber wenn ich dann wieder in der Finsternis meiner Zelle saß, fühlte ich meine große Verlassenheit und Ausweglosigkeit nur umso schmerzlicher. Draußen ging die Welt weiter. Dort ging man seinen Geschäften nach, dort pulsierte das Leben mit seinen Leiden und Freuden, und ich saß einsam und allein, abgeschnitten von allem in diesem Burgverlies.

Stunde um Stunde krochen die Tage hin. Niemand kam, außer zu den Mahlzeiten, und das waren nur zwei am Tag: eine am Morgen und eine weitere um vier Uhr nachmittags, so wie es auch die Soldaten hielten. Beide Male gab es die gleiche Verpflegung, die aus Reis und zähem Ochsenfleisch bestand. Ich erhielt das Gleiche wie auch die Soldaten, nur dass mein Essen zu der Zeit, wenn es endlich zu mir gelangte, oft kalt war. Der Reis bekam meinem Magen nicht besonders gut, und das armselige Fleisch war völlig unverdaulich, die Zähne taten einem weh davon. Dennoch nahm ich alles dankbar an, denn mir war die Tatsache, dass ich überhaupt etwas bekam, ein Segen Gottes und ein Zeichen seines Handelns.

Die Nächte wurden jetzt bedeutend kälter, und ich war froh, dass ich mein warmes tibetanisches Gewand bei mir hatte. Hier in meiner Zelle empfand ich die Kälte besonders stark, da ich einem ständigen Luftzug ausgesetzt war.

Die Wachen wechselten dauernd. Einmal sah ein junger chinesischer Soldat zu mir herein. »Wie bitter!«, sagte er, als er meine Lage erkannte. Er schien Mitleid mit mir zu haben.

Ich empfand den Staub in der Zelle von Tag zu Tag als lästiger. Wenn ich viel hin und her ging, wirbelte ich ihn auf, und er ließ sich auf alles nieder und durchsetzte Decke und Kleider. Ich wagte manchmal kaum zu atmen. Ansonsten sorgte die Dunkelheit

dafür, dass der Schmutz weniger in Erscheinung trat, und das war gewiss ein Vorteil. Nur zum Lesen war das Dunkel schlecht. Ich hatte meine Bibel und ein tibetanisches Wörterbuch bei mir, aber nur zwischen elf und ein Uhr mittags war es hell genug, dass ich darin studieren konnte, auch dann, wenn das Wetter freundlich war. Diese Tatsache vermehrte die Qualen meiner Einzelhaft, die mir zu jener Zeit noch so ungewohnt und fremd war.

Diese ersten Tage waren für mich die schlimmsten. Mir erschien alles so sinnlos. Warum wurde ich so allein gelassen in Schmutz und Finsternis, völlig abgeschnitten von der Außenwelt, durch ungeheure Entfernungen von Freunden und Bekannten getrennt? Niemand hörte von mir, niemand wusste, wo ich mich befand. Niemand konnte mir helfen. Und meine Peiniger hielten es nicht einmal für nötig, vernünftig mit mir zu sprechen. Dazu kam der völlige Zusammenbruch meiner Erwartungen. Meine Arbeit, die mich so ganz ausgefüllt hatte, war auf grausame Weise unterbrochen worden, und meine Lage war vollkommen aussichtslos. Ich war nichts als ein hilfloser Gefangener, der in diesem elenden Verlies am Ende der Welt tiefer und tiefer in Kraftlosigkeit und Verzweiflung sank.

Diese Fragen und Überlegungen lasteten als unerträglicher Druck auf mir. Mein ganzes Christenleben schien sich in nichts aufzulösen, und die geistliche Armut meines Lebens und Dienstes stand anklagend vor meinen Augen. So vieles von dem, was ich getan oder gesagt hatte, wurde jetzt zu gedroschenem Stroh oder nutzlosen Stoppeln. Ich fühlte den Tadel meines Gottes und brach in Tränen zusammen. Zitternd kniete ich auf dem Boden. In meinem Innern wogte wilder Aufruhr, und ich wurde überwältigt von dem Bewusstsein der Sünde und Unwürdigkeit.

Da, im Augenblick völliger Verzweiflung, begegnete mir Gott aufs Neue. Abermals erfuhr ich seine unbeschreiblich große Liebe. Jetzt, wo ich hilflos im Staub lag, erlebte ich den barmherzigen Gott. Und er kam nicht, um mich zu tadeln. Er kam, um mich aufzurichten. Ich war wieder dort angelangt, wo ich ihm zum ersten Mal begegnet war. Ich hätte hinausschreien mögen: »Ich habe gesündigt! Ich bin nicht mehr würdig! Ich bin nicht mehr würdig ...!« Aber ich spürte nur seine starken Arme. Da kniete ich, bis ich den Trost jener unvergesslichen Worte empfand: »Bringt schnell das beste Gewand her und legt es ihm an!«³⁴

Ruhe zog in mein Herz, und die Freude über Gottes Gnade und Vergebung erfüllte mich in einem Maße, wie ich es bis dahin noch nie erfahren hatte. Meine Gedanken wanderten zurück in jenen anderen spärlich beleuchteten Raum, zu jenem Abend, als wir in Shanghai zu unserer ersten Inlandreise an Bord des Jangtse-Flussdampfers gegangen waren. Ich hörte wieder Con Baehr in der Kabine das Lied »König meines Lebens« singen.

Ja – König meines Lebens. Trotz und alledem!

Etwa nach fünf Tagen besuchte mich Leutnant Chang und sah durch das vergitterte Fenster. Er machte einen frischen und frohen Eindruck.

»Nicht besonders schön hier«, sagte er, »aber für ein paar Tage werden Sie es wohl aushalten!«

Wie ich innerlich aufjubelte bei diesen Worten! Für ein paar Tage! Ich fasste neuen Mut.

»Ist es wohl möglich, dass ich eine Beschäftigung bekomme?«, fragte ich zuversichtlich.

34 Lukas 15,22.

»Ich werde Ihren Wunsch auf unserer nächsten Offiziersversammlung vortragen«, antwortete Leutnant Chang. »Vielleicht lässt sich etwas für Sie tun.«

Kurz darauf kam ein Posten und führte mich aus der Zelle. Ich wurde in den gleichen Raum gebracht, in dem ich damals mit dem Kuomintang-Kommandeur als Gast gegessen hatte. Jetzt saßen kommunistische Offiziere und Soldaten hier, vor denen ich mich verantworten sollte. Auf dem Boden war ein Teil meiner Bücher aufgestapelt, daneben Briefe, Traktate und alle möglichen anderen Dinge aus meinem Besitz. Neugierig waren alle Blicke auf mich gerichtet.

Das Verhör begann. Nur zwei der Soldaten sprachen Englisch. Zunächst wurde mein Gepäck durchstöbert. Alles, was in den Augen der Kommunisten zweifelhaft erschien, wurde aussortiert und für sich gelegt – so zum Beispiel eine Landkarte von China, ein Buch über Tibet, eine Karte über die Verteilung der einzelnen Volksgruppen und Ähnliches. Zu meinem großen Schrecken waren auch einige flüchtig hingeworfene Notizen zu einem Vorwort für ein politisches Wörterbuch dabei, das ich für den Dege Sey zusammengestellt hatte. Zum Glück gelang es mir rechtzeitig, dieses Blatt unbemerkt an mich zu nehmen und später zu vernichten.

Etwa eine halbe Stunde dauerte es, bis alle meine Privatpapiere durchwühlt waren. Man hatte einen ziemlichen Berg möglicherweise belastenden Materials herausgesucht, darunter auch Bücher, Briefe und meinen Pass, und trug diese Sachen nun in einen Nebenraum, während ich wieder in meine Zelle geführt wurde. Leutnant Chang teilte mir noch mit, dass ich mein ganzes Leben neu durchdenken müsse, besonders aber das, womit

ich gegen die Interessen des Volkes gehandelt habe. Ich müsste bald meinen Lebenslauf schreiben, und zwar ausführlich von meinem achten Jahre an.

Ich war darüber hocheifrig, was Leutnant Chang vermutlich einigermaßen in Verwunderung setzte. Aber ich sehnte mich geradezu danach, einen solchen »Rechenschaftsbericht« abzugeben, denn ich hoffte, dass dies einen Schritt vorwärts bedeuten würde und meine Lage klären könnte. Auch sah ich darin als Missionar eine günstige Gelegenheit, den Offizieren und Funktionären etwas über das Wesen des Christentums mitzuteilen.

Schon am späten Nachmittag des gleichen Tages brachte man mir Papier und Federhalter. Es war zwar schon fast dunkel, aber ich hatte ja eine Kerze, und in ihrem Schein kritzelte ich drei eng beschriebene Seiten voll. Die gab ich dann ab.

Ich lebte nun in einer beständigen Spannung und erwartete, dass sich aufgrund meines Berichtes meine Lage endlich bessern müsse. Die Tage vergingen, doch es tat sich nichts. So hielt ich es für richtiger, mit einer weiteren Verlängerung meiner Einzelhaft zu rechnen und mir den Tag irgendwie einzuteilen.

So war mir zum Beispiel ein täglicher »Morgenspaziergang« genehmigt worden, und da sich auch die Posten, die mich dabei bewachen mussten, lieber an der frischen Luft als in der finsternen Festung aufhielten, nahmen sie es mit der vorgeschriebenen Zeit gewöhnlich nicht allzu genau. Ich war Gott dankbar für jede Minute, die er mir außerhalb meiner muffigen Dunkelzelle schenkte.

Ansonsten sah mein Alltag etwa folgendermaßen aus: Sobald die Morgenglocke ertönte – Aufstehen und Beten. Gegen acht Uhr brachte der Posten Wasser. Anschließend Waschen und Le-

sen in der Bibel, wobei ich mich bemühte, ganze Abschnitte auswendig zu lernen. Ich tat dies besonders auch deshalb, weil es mir während der meisten Zeit des Tages unmöglich war, irgendeine Schrift zu lesen oder zu erkennen. Auch das Singen von Liedern und Chorälen fiel in diese Morgenstunden. Dann kam die erste Mahlzeit und danach mein Spaziergang. Anschließend weiteres Forschen in der Bibel, soweit die Lichtverhältnisse es zuließen. Wenn diese günstig waren und ich recht zügig las, konnte ich an einem Tag ein Buch wie etwa das Matthäus-Evangelium schaffen. Ich merkte dabei, wie wertvoll es ist, einmal ein ganzes Buch der Bibel in zügigem Zusammenhang zu lesen. Viele neue Erkenntnisse taten sich mir auf. Nachmittags ging ich gewöhnlich in meiner Zelle hin und her und ließ meinen Gedanken freien Lauf oder schrieb Gedichte. Gegen vier wurde mir dann die zweite Mahlzeit gebracht, und abends hielt ich meine Stille und betete. Meist zog ich mich früh auf mein Lager zurück.

Diese bewusste Tageseinteilung, die natürlich je nach den Umständen häufig Änderungen erfuhr, brachte einen ganz neuen Grundton in meine Einzelhaft. Während in der ersten Zeit die Umstände mich beherrschten, war in gewissem Sinne ich jetzt Herr der Situation und sah neue Aufgaben. Ich hatte ein Programm, ich konnte planen und mir Ziele setzen. Ich bereicherte meine Kenntnisse und erhielt und stärkte meine Denkkraft. Ich bin davon überzeugt, dass Gott mir in dieser Zeit viel Weisheit und Kraft der Seele schenkte, wovon ich später zehren konnte.

Am dreizehnten Tag meiner Haft wurde ich aus der Zelle herausgeführt wieder in jenen Raum, in dem meine Papiere durchsucht worden waren. Diesmal war auch der junge kommandierende Offizier dabei, dazu Leutnant Chang und Soldaten.

Man wies mich an, auf einem Stuhl Platz zu nehmen, den man für mich bereitgestellt hatte. Mit unbeweglichem Gesicht fragte der junge Kommandeur mich aus. Er sprach chinesisches, und Leutnant Chang übersetzte.

»Was tun Sie als alleinstehender Ausländer hier in Tibet?«

»Missionsarbeit.«

»Wer hat Sie hierhergeschickt?«

»Gott hat mich hierhergerufen«, antwortete ich und fragte mich selbst im gleichen Augenblick, ob ich vor diesen Leuten in dieser Sprache reden durfte. Aber ich war überzeugt davon, dass ich es tun sollte.

»Gut, aber wer hat Sie ausgesandt? Alle Missionare haben eine Missionsgesellschaft hinter sich. Wie heißt Ihre Gesellschaft?«

»Ich gehöre zu keiner Missionsgesellschaft.«

»Aber das gibt es ja gar nicht! Jeder Missionar in China ist von einer Gesellschaft ausgesandt, es gibt keinen einzigen ohne! Welcher Kirche gehören Sie an?«

»Ich komme von einer kleinen Gemeinde am Rande Londons in England.«

Die Offiziere waren ziemlich gereizt. Auch Leutnant Chang hatte ich noch nie so aufgebracht gesehen wie jetzt. Er durchbohrte mich mit wütenden Blicken und schrie mich an: »Ihr Pass ist ja gar nicht in Ordnung, wissen Sie das? Ein sehr ungewöhnlicher Pass, muss ich schon sagen!«

Ich wagte einzuwenden, dass das unmöglich sei. Mein Pass sei im Mai 1948 in Chongqing ausgestellt worden und völlig in Ordnung und einwandfrei.

Ein langes Verhör über alle britischen Pässe, die ich je besessen hatte, schloss sich an, und man fragte, wann und wo sie aus-

gestellt oder erneuert worden seien. Aber am Ende war man doch nicht zufrieden damit, und Leutnant Chang fasste das Verhör zusammen in der billigen Bemerkung: »Auf jeden Fall bedeutet Ihr britischer Pass für uns nicht mehr als ein Fetzen Papier!«

Ganz offensichtlich war der kommandierende Offizier ein Mann der Kürze, aber die Untersuchung über meinen Pass hatte allem Anschein nach mehr Zeit in Anspruch genommen, als dafür vorgesehen war. Jetzt stand er auf und fasste das Ergebnis dieses ersten Verhörs in knappen Worten zusammen:

»Erstens: Sie sind ein britischer Untertan, der sich unabhängig hier in Tibet bewegt. Zweitens: Sie stehen in Verbindung mit bedeutenden tibetanischen Persönlichkeiten, haben aber keine klaren Motive dafür, keine anerkannte Dienststelle oder Missionsgesellschaft, die Sie beauftragt. Drittens bleibt die Frage Ihres Passes. Wenn Sie andere von der Richtigkeit Ihrer Aussagen überzeugen können, so mögen Sie das tun, ich aber halte Sie für einen imperialistischen englischen Spion.«

Damit war ich entlassen, und mein Posten brachte mich in die Zelle zurück.

Meine Lage war sehr, sehr ernst geworden. Wenn es mir nicht gelang, ihnen zu beweisen, dass ich wirklich als Missionar Tibet bereiste, hatte ich nur wenig zu erhoffen. Auch Leutnant Chang schien nicht davon überzeugt, dass ich die Wahrheit sagte, und er maß mich mit vorwurfsvollen Blicken, wenn wir uns bei den verschiedensten Gelegenheiten trafen.

Mein gesamtes Hab und Gut wurde aufs Neue untersucht. Jedes Medizinfläschchen und jede kleine Schachtel wurde ausgepackt und nachgesehen. Das war oft recht demütigend für mich, denn ich musste dabei sein oder es selber tun. Ein großer Kreis

neugieriger, lachender Soldaten stand dann um uns herum, und sie trieben ihren derben Spott dabei. Über jeden einzelnen Gegenstand wurde ich ausgefragt. Medikamente riefen sofort größten Verdacht hervor, und manches wurde mir abgenommen und zur Untersuchung in ein Laboratorium gebracht. Man befürchtete wohl, dass einige der Chemikalien in Wirklichkeit Explosivstoffe seien.

Das alles deprimierte mich sehr, und die ständigen Verdächtigungen waren recht quälend. Auch andere Dinge wirkten zermürend. So sagte Leutnant Chang eines Tages zu mir, und er hatte seine bestimmte Absicht dabei: »In Malaya³⁵ hat Ihre Regierung 500 000 Chinesen töten oder deportieren lassen. Bedenken Sie, wie wir Sie dagegen behandeln!«

»Ich wusste gar nicht, dass es 500 000 Chinesen auf Malaya gibt!«, sagte ich gleichmütig.

»Es gibt zwei Millionen dort!«, belehrte er mich barsch und schien über meine Unwissenheit sehr erstaunt zu sein.

Bei einer anderen Gelegenheit wagte ich ihn zu fragen: »Ich bin wohl inzwischen zu einem feindlichen Verbündeten gestempelt worden?«

»Ja, so ungefähr!«, antwortete er bezeichnenderweise.

Später erzählte er mir, dass Robert Ford vom Radiosender Qamdo gefangen genommen worden sei und dass wir beide in den Süden gebracht werden sollten.

»Wir haben der Weltöffentlichkeit über das Radio mitgeteilt«, meinte er triumphierend, »dass bei der Befreiung Tibets auch

35 *Malaya*: Malaiische Halbinsel, auf der heute Teile der Staaten Myanmar, Thailand und Malaysia gelegen sind; ab dem 18. Jahrhundert bis 1957 gab es dort britisch kolonialisierte Gebiete (*British Malaya*).

zwei Engländer und zwei Inder gefangen genommen worden sind.«

Kurze Zeit darauf traf mich Leutnant Chang bei meinem üblichen Morgenspaziergang. Er blieb stehen und sprach mich an.

»Wir wollten Sie eigentlich heute weiter nach Süden bringen, aber die Maultiere wurden für einen anderen Zweck gebraucht. In Chongqing, unserem Hauptquartier, sind übrigens mehrere Ausländer. Einige von ihnen sollen zu drei Jahren verurteilt werden, andere zu zehn, und einige werden erschossen.«

»Und warum das?«, fragte ich und war wie erschlagen von dieser Mitteilung, die mir nicht gerade rosige Aussichten verhieß.

»Weil sie Dinge getan haben, die sie nicht hätten tun sollen«, antwortete Chang mir unbarmherzig. »Als ich das letzte Mal in Chongqing war, wurden gerade sechs Italiener hingerichtet.«

Durch solche und ähnliche Mitteilungen begann ich allmählich, mir selber Angst einzureden. Alles, was ich bisher über den Kommunismus gehört hatte, schien mir dazu angetan, das Schlimmste zu erwarten. Und lag das nicht wirklich sehr nahe? Die internationale Lage war angespannt. Großbritannien und China mussten wohl gegeneinander im Krieg stehen. Angebliche britische Grausamkeiten in Malaya weckten Gefühle der Rache unter den Kommunisten. Und ich sollte nach Chongqing gebracht werden, wo schon so viele Ausländer hingerichtet worden waren. War da nicht meine eigene Hinrichtung nur noch fehlendes Glied in dieser grausigen Kette?

Mir schien diese Tatsache wirklich unabänderlich. Und Satan benutzte diesen Umstand, um mich in tiefste Seelenqual zu stürzen. Denn ich hing am Leben. Ich konnte den Gedanken nicht er-

tragen, dass ich einfach spurlos in den tibetanischen Bergen verschwinden und niemand mehr etwas von mir hören sollte.

»Musste, wie ein Tor stirbt, Abner sterben?«³⁶ Dieses Bibelwort über Sauls Feldhauptmann ging mir nicht aus dem Kopf, ebenso wenig wie der darauffolgende Vers: »Deine Hände waren nicht gebunden, und nicht in eiserne Fesseln gelegt deine Füße. Wie man fällt vor Söhnen der Ungerechtigkeit, so bist du gefallen!«³⁷

Es schien mir, als hätte ich mein Leben fortgeworfen, als müsste ich – erst 29 Jahre alt – verlöschen wie eine Kerze, ohne irgendetwas erreicht zu haben. Eine weitere Tragödie des tibetanischen Hinterlandes, eine von vielen!

Nach zweitägigem Gebetskampf lösten sich meine verkrampften Hände. Ich wurde ruhig und ließ mein armseliges Leben einfach fahren. Das war Gottes Triumph. Ich übergab mich auch in dieser Hinsicht völlig seiner Gewalt, und der Friede kehrte zurück.

»Wer sein Leben lieb hat, wird es verlieren«³⁸, hatte Jesus gesagt. Und sollte ich es verschmähen, einsam und verlassen zu sterben? Erwartete ich mehr als der Gottessohn?

Die Wirklichkeit seines Sieges über diesen Angriff Satans zeigte sich in den folgenden Tagen. Obwohl in der Tat mein Leben mehr und mehr bedroht wurde und es sehr gut möglich war, dass man mich hinrichten ließ, brachte Satan es doch nicht mehr fertig, mich in Verzweiflung und Todesfurcht zu bringen.

Während dieser Zeit der Versuchung hatte ich ernstlich die Möglichkeit einer Flucht erwogen. In den tibetanischen Ber-

36 2. Samuel 3,33.

37 2. Samuel 3,34.

38 Johannes 12,25.

gen hatte ich ausgezeichnete Verbindungen. Da war das Linka-She-Land, das sehr antikommunistisch eingestellt war und von Linka Jabon regiert wurde. Ich kannte ihn gut und hatte ihn noch in Po getroffen, bevor sich George von mir verabschiedete. Jabon hatte uns damals in sein Land eingeladen. Sollte ich versuchen, es zu erreichen?

Eine Zeit lang spielte ich mit diesem Gedanken. Eine Möglichkeit zur Flucht ließe sich schon herbeiführen. Wenn ich zum Beispiel bei Nachtanbruch auf dem Weg zur Toilette über das Gelände in den Innenhof sprang, so würde mich das sehr nahe an die Außenmauer der Festung heranbringen. Und die wiederum grenzte an das freie Feld, das zum Tal des Linka-She-Landes führte. Die Wahrscheinlichkeit, dass mir so eine Flucht gelingen würde, hielt ich für sehr hoch, denn ich würde bequem und ohne großes Aufsehen zu erregen über die Mauer kommen, und wenn ich im Schutze der Dunkelheit das offene Feld erreicht hatte, konnte geschehen, was da wollte, man würde mich so leicht nicht kriegen. Und war ich einmal in den Bergen, so konnte getrost eine ganze Armee nach mir suchen – es würde zwecklos sein.

Schwieriger war schon eher die Verpflegungsfrage. Aber wenn ich jeden Tag etwas von meiner Ration zurücklegte, würde sich schon ein kleiner Vorrat sammeln lassen, der mir weiterhalf. Ich konnte ihn ja unter der Decke verborgen halten und dann in den Falten meines tibetanischen Gewandes, das ich wegen der zunehmenden Kälte jetzt ständig trug, verstecken. Auch meine Bibel und die zwei Tagebücher, die bisher noch unentdeckt in meinen Satteltaschen lagen, würde ich auf diese Weise mitnehmen können.

Linka Jabon würde mir dann einen verlässlichen Mann als Führer mitgeben, der mich nach Lhasa bringen konnte. Wenn

wir bei Nacht über einsame Bergpfade wanderten, konnten wir das schon schaffen. In Kalimpong würde ich dann alles zurückzahlen und obendrein noch eine ordentliche Belohnung geben.

Das war ein fantastischer Plan, der aber keineswegs unmöglich war. Und welcher gesunde Mann würde nicht alles versuchen, sein Leben zu erhalten, bevor er es auf so sinnlose, unrühmliche Art dahingibt?

Ich betete und las die Bibel und fragte mich ernstlich, ob Gottes Plan es wohl so mit mir vorsähe. Der Teufel hatte wohl nichts dagegen, dass ich mein Leben aufs Spiel setzte. Aber war mein Leben nicht auch ohnehin gerade genug gefährdet?

Eines Tages, als ich mir wieder einmal über diesen ganzen Plan den Kopf zerbrochen hatte, kam ich beim Lesen meiner Bibel an jene Stelle in Jeremia, wo es heißt: »So spricht der HERR, der Gott der Heerscharen, der Gott Israels: ... so wird deine Seele am Leben bleiben.«³⁹

Angesichts einer solchen unmittelbaren Weisung konnte ich nicht anders, als meine eigenen Pläne über Bord zu werfen, auszuharren und nach Chongqing zu gehen, wie mir bestimmt war. Ich war fest davon überzeugt, dass ich mit dem Leben davorkommen würde.

Zuweilen neigte ich auch zum anderen Extrem. Ich dachte an die wunderbare Befreiung von Petrus.⁴⁰ War nicht der Gott von Petrus auch mein Gott? An manchen Abenden stellte ich meine Schuhe bereit und legte meine Kleider besonders sorgfältig zurecht in der Hoffnung, dass ich vielleicht auf irgendeine außerge-

39 Jeremia 38,17.

40 Vgl. Apostelgeschichte 12,1-11.

wöhnliche Weise aus meiner Gefangenschaft befreit würde. Alles dafür bereitzuhalten, war das Geringste, was ich tun konnte. Aber nie geschah etwas.

So waren fast sechs Wochen dahingegangen. Die Wälder draußen färbten sich bunt, und ich saß immer noch in meiner finsternen Zelle. Mein Schicksal allerdings hatte sich ein wenig verbessert. Die Offiziere hatten sich erweichen lassen und mir erlaubt, für den Reis ein wenig Zucker zu kaufen, der mir gesüßt wesentlich besser schmeckte. Ich hatte auch schon beträchtlich an Gewicht verloren und konnte deutlich fühlen, wie stark meine Backen eingefallen waren. Daher hatte ich auch schon hin und wieder ein Ei oder besseres Fleisch bekommen, auch morgens einen dünnen Haferschleim oder eine andere milchartige Flüssigkeit. Fast täglich durfte ich nun auch zwei bis drei Stunden draußen im großen Innenhof oder auf dem Dach der Festung zubringen. Das war mir bei dem sonnigen Herbstwetter, das zurzeit herrschte, ein besonderer Genuss.

Ich durfte mich nur langsam, Schritt für Schritt, zwischen zwei Posten bewegen und musste mich auch immer weit genug entfernt von allem öffentlichen Verkehr halten. Aber trotzdem erhaschte mein Blick hin und wieder jemanden, den ich kannte, und das erfüllte mich immer mit großer Freude. War ich auf dem Festungsdach, so konnte ich sehen, wie die Frauen ihre Gerste droschen und die Flegel⁴¹ in gleichmäßigem Rhythmus geschwungen wurden. Dann wieder sah ich, wie eine ganze Reihe von Pferden und Maultieren für die Volksbefreiungsarmee zum

41 *Flegel/Dreschflegel*: Altes, bäuerliches Werkzeug zum Dreschen von Getreide, bestehend aus einem hölzernen Stiel, an dem wiederum ein beweglicher, dickerer Stiel (der eigentliche Flegel) befestigt ist.

Verkauf bereitstand oder wie die Soldaten Basketball spielten. Auch die umliegende Landschaft bot ein großartiges Bild. Ich erlebte noch mit, wie die mächtigen Gebirgszüge im Süden vom ersten Schnee bedeckt wurden. Wie sah ich die Welt doch jetzt mit anderen Augen an als früher!

Wenn ich den Menschen, die um mich herum arbeiteten und lebten, so zusah, wurde mir ganz stark und eindringlich bewusst, wie unendlich kostbar doch diese vielerlei Dinge des Alltags sind. Schon allein frei zu sein, um diese täglichen Dinge verrichten, um arbeiten oder ruhen zu können – wie herrlich ist das doch! Aber wissen das die Menschen, die in Freiheit leben? Leben sie ihr Leben entsprechend tief und bewusst und freudevoll?

Einmal sah ich, wie ein Habicht einen kleinen Sperling verfolgte. Wie zwei Pfeile schossen die Vögel über den Platz. Jeden Augenblick musste der Habicht den Sperling fassen und in Stücke zerreißen. Jetzt stießen sie hinunter bis zum Boden, aber plötzlich riss sich der Sperling nach oben und entwischte in eine nahegelegene Dachrinne. Er war dem sicheren Tod entronnen, und ich freute mich unbändig über den glücklichen Ausgang. Alle meine Gefühle schienen eingeschlossen zu sein in jenem kleinen Vogel. Und unwillkürlich musste ich denken: *»Seid ihr nicht viel vorzüglicher als sie?«*⁴²

Manchmal waren die Posten sehr großzügig und ließen zu, dass ihre Kameraden mit mir sprachen oder Fragen an mich richteten. Dadurch hatte ich Gelegenheit, ihnen etwas von dem Heiland dieser Welt zu sagen. Eine Zeit lang kamen sogar Soldaten an das Gitterfenster meiner Zelle und verständigten sich mit mir.

42 Matthäus 6,26; vgl. 10,31; vgl. Lukas 12,7.

Ich konnte ihnen auch einige Traktate geben, die ich noch bei mir hatte, und erfuhr manches über die Lage draußen. Aber diese geheimen Verabredungen wurden sehr bald entdeckt und verboten, sodass ich nur noch selten Gelegenheit zu einem kurzen Austausch hatte.

Eines Tages sah ich bei einem meiner Rundgänge den lieben alten Pfarrer Li mit seinem Stock daherstampfen. Er blickte über den Hof zu einem der Gebäude hin, an denen gerade gebaut wurde, doch schien er mich bereits entdeckt zu haben. Ungeachtet der Wachen, die neben mir standen, ging er langsam in den Hof, überquerte ihn, besah sich kurz die Gebäude und kam dann wieder zurück, wobei er seinen Weg absichtlich so wählte, dass er möglichst nahe an mir vorbeikam. Dabei flüsterte er mir mit deutlich vernehmbarer Stimme auf Tibetisch zu: »Sei nicht niedergeschlagen! Sei nicht niedergeschlagen!« Ehe noch meine Wachen bemerkten, dass der alte Mann zu mir gesprochen hatte, stapfte er bereits in einer anderen Richtung wieder davon.

Auf dem Flachdach der Festung hatte ich gewöhnlich nur einen Posten bei mir. An und für sich durften sie nicht mit mir sprechen. Da ihnen das aber manchmal zu langweilig wurde, ließen sie sich doch zu der einen oder anderen Bemerkung hinreißen. So hatte einer der Soldaten früher in der Kuomintang-Armee gedient und war allem Anschein nach nur sehr ungern hier. »Niemand von uns hatte Interesse daran, in diese Gegend verschlagen zu werden«, beklagte er sich. Seiner Gesinnung nach gehörte er zweifellos woanders hin, was ich schon daran bemerkte, dass er sich sehr lobend über die Kuomintang-Luftwaffe aussprach.

Selbst solche unbedeutenden Reden erfreuten mich, wie es allein schon wohltat, dass überhaupt ein Mensch mit mir sprach.

Einmal sah ich vom Dach aus einen mir bekannten Christen. Er hielt sein Baby in den Armen. Ich konnte kaum annehmen, dass er mich sah, aber dennoch winkte ich leicht hinüber. Zu meiner großen Freude winkte er sogleich zurück. Der Posten, der sein Augenmerk gerade auf andere Dinge richtete, hatte dieses stumme Grüßen nicht gesehen. Für mich aber war es ein Fest brüderlicher Gemeinschaft.

Manchmal, wenn die Sonne richtig heiß herunterbrannte, setzte ich mich auf einen großen Heuschaber auf dem Dach und studierte meine Bibel. Ich suchte alle Verse heraus, die sich irgendwie auf die Stiftshütte bezogen, und dabei kam mir der Gedanke, dass ich wohl einmal eine große Autorität in Schriftfragen darstellen würde, wenn ich noch lange so die Bibel lesen und schließlich freikommen würde. Aber ich bin davon überzeugt, dass Gott dieser Gedanke sehr missfallen hat, und deshalb musste er ihn in späteren Prüfungen völlig ausrotten.

Es war wohl schon Dezember, als ich im Buch Josua las: »Geht mitten durch das Lager und gebietet dem Volk und sprecht: Bereitet euch Wegzehrung; denn in noch drei Tagen werdet ihr über diesen Jordan ziehen, um hinzukommen, das Land in Besitz zu nehmen, das der HERR, euer Gott, euch gibt, es zu besitzen.«⁴³ Im zweiten Kapitel erschien der Ausdruck »drei Tage« wieder zweimal, und dann noch einmal im dritten Kapitel.

Im Allgemeinen war ich sehr vorsichtig, irgendwelche Worte oder Verse der Bibel aus ihrem Zusammenhang zu lösen und sie meinen Umständen anzupassen. Aber hier wurden meine Ge-

43 Josua 1,11.

danken mehr als sonst gefangen genommen, und ich hatte das ganz bestimmte Gefühl, dass Gott nach drei Tagen etwas Besonderes mit mir vorhabe. Aber was?

Vielleicht waren diese drei Tage ein göttlicher Hinweis auf drei Jahre? Ich kann mich noch lebhaft daran erinnern, wie ich damals voller Unruhe hin- und herschritt und mich innerlich gegen einen solchen Gedanken wehrte. Wie sollte ich das ertragen – drei lange Jahre im Gefängnis!

Tatsächlich erwies sich diese Annahme diesmal nicht als Irrweg menschlicher Gedanken, sondern als erstaunliche Offenbarung Gottes. Ja, es war in mancher Hinsicht vielleicht die erstaunlichste Offenbarung, die ich bisher erlebt hatte. Diese Ahnung nämlich wurde zur festgesetzten Zeit erfüllt, und zwar sowohl nach den Tagen als auch in Jahren gerechnet.

Die nächsten drei Tage waren voller Aufregung. Der längst vorgesehene Marsch nach Chongqing sollte Wirklichkeit werden. Zwar war der genaue Zeitpunkt noch nicht offiziell bekannt, aber mir war nun klar, wann die Reise beginnen würde, und ich packte meine Habseligkeiten zusammen. Ich fragte Leutnant Chang, ob ich meine Medikamente und die tibetanischen Bibelteile bei den Christen hier im Ort zurücklassen könne, aber er lehnte schroff ab und wollte nichts davon wissen.

Inzwischen waren zerbrochene Medizinflaschen und andere beschädigte Dinge sauberlich aussortiert und weggeworfen worden, und das Ganze wurde nun auf dreizehn Maultierladungen verteilt. So sollten wir, wie mir gesagt wurde, 1700 Kilometer weit nach Sichuan reisen, und ich selbst sollte nach Xinjin kommen. Aber alle Anzeichen sprachen dafür, dass es nach Chongqing ging.

Mein Zelt war immer noch gebrauchsfähig, und die Volksbefreiungsarmee lieferte neue Pflöcke dazu. So weit war alles für die weite Reise klar, nur ich selbst sah wenig reisefertig aus. Seit Monaten hatte ich kein Bad mehr nehmen können, mein Bart war ungepflegt und meine Kleider schmutzig vom Staub der Zelle.

Leutnant Chang, dem ich seit meiner Gefangennahme unterstellt war, sah mich an. »Ich denke, Sie nehmen am besten mal ein Bad!«, sagte er. »Und einer der Soldaten könnte Ihnen auch die Haare schneiden.«

Also ging ich mit Leutnant Chang und einigen Soldaten zu den heißen Quellen, etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt. Mir war, als befände ich mich im Himmel, als ich so durch die offenen Felder gehen und den Strom sehen konnte, der fröhlich seinen Weg zwischen den Bergen hinunterzog. Niemand sprach ein Wort zu mir, aber das machte mir nichts aus, ich lauschte den Stimmen der Dinge und Wesen um mich her.

Am Badeplatz standen große hölzerne Bottiche mit dem dampfenden Wasser heißer Schwefelquellen. Ich ließ mich gründlich durchweichen und genoss das warme Nass. Die Soldaten drängten sich alle in einem anderen Becken zusammen und ließen mich allein. Ich kann nicht sagen, ob sie das aus Gutmütigkeit taten oder ob sie sich nicht an mir verunreinigen wollten. Jammervoll blieb nur, dass ich wieder in meine schmutzige Dunkelzelle zurückmusste, wenn auch nur für einen Tag.

Am nächsten Morgen wurde ich zum letzten Mal aus diesem Verlies herausgeholt. Nach Leutnant Changs Angaben war der Tag meiner Ankunft in der Festung Batang der 22. Oktober, jetzt hatten wir den 5. Dezember. Danach hatte also die erste Periode meiner Einzelhaft 45 Tage gedauert. Jetzt, vor dem Abmarsch,

sprach selbst der Kommandeur um einige Grade menschlicher zu mir. Er stellte mich einigen Stabsoffizieren vor, in deren Begleitung ich nach Xinjin in Sichuan gebracht werden sollte. Dann musste ich eine Bescheinigung unterschreiben, dass von meinem Eigentum nichts beschädigt oder gestohlen worden sei. Sogar meine Pferde bekam ich wieder. Den Grauen allerdings konnte ich kaum wiedererkennen. Er war unter den neuen Lebensbedingungen genauso abgemagert wie ich. Auf dem Rücken beider Tiere stellte ich Wunden fest. Sie waren zweifellos in diesen wenigen Wochen sehr stark beansprucht worden. Wie würden sie die strapaziöse Reise überstehen?

UNTER
BEWACHUNG
DURCH XIKANG



Die Reise von Batang nach Kangding unter bewaffneter Eskorte soll in Tagebuchform hier wiedergegeben werden:

5. *Dezember* 1950

Als wir uns dem Stadttor des alten Batang nähern, bitte ich die beiden Staboffiziere Chien und Wang, denen ich unterstellt bin, meinen christlichen Freunden ein letztes Lebewohl sagen zu dürfen. Wie sehr doch Gott unsere Erwartungen noch übertrifft! Wang sagt, dass er mich zu ihnen bringen wird.

Wir gehen zuerst zu Pastor Lis Wohnung, aber er ist nicht zu Hause. Dann suchen wir Hsiao auf, und es ist wie ein Wunder: Genau an diesem Tag und zu dieser Stunde ist die Mehrzahl der örtlichen Christen hier zu einer Gemeindestunde versammelt, insgesamt acht Leute, auch Li. Bevor uns noch irgendetwas daran hindern kann, beten wir zusammen, obwohl Chien und Wang mit mir ins Zimmer getreten sind. Es ist mein letztes Gebet in tibetanischer Sprache. Beim Abschied überreicht mir Hsiao sein chinesisches Gesangbuch.

Ich freue mich, dass ich noch habe hier sein dürfen. Hsiao kleiner Johannes hat sich stark und prächtig entwickelt, und als ich nachher zur Tür hinausgehe, flüstert mir der alte Pastor Li mit verschmitztem Lächeln zu: »Mein Mädchen hat einen prächtigen Buben. Ich habe ihn ›Yung Chuan‹ getauft – ›ewiger Brunnquell!«

Ich freue mich, dass es immer noch Zeugen für Gottes Namen im alten Batang gibt.

Nach drei Stunden erreichen wir Jumbating, das als Endstation der Ochsen-Transport-Linie Kangding – Batang jetzt eine besondere Bedeutung hat. Wir schlagen unser Zelt in der Mitte

des Dorfes auf und nehmen unsere Mahlzeit in einem tibetanischen Haus ein.

Ich bin richtig heißhungrig, und die chinesischen Offiziere wundern sich über meinen Appetit. Aber es ist meine erste ordentliche Mahlzeit seit Wochen. Überhaupt erfüllt es mich mit Freude, dass ich endlich aus meiner dunklen Zelle heraus bin und wieder unter Menschen sein darf. Dass die etwa zehn bewaffneten Soldaten meiner Eskorte während der Nacht abwechselnd am Zelteingang Wache stehen, macht mir nur wenig aus.

Ich schlafe bei den Offizieren. Als ich zum Gebet niederkniete, erklärt Chien den Soldaten mit sehr vernehmbarem Unterton, was ich tue. Aber so gut ich auch den Tag verbracht habe und so dankbar ich dafür bin – ich kann doch nicht verhindern, dass mich in der Nacht bange Fragen nach der Zukunft quälen und ich mir Sorgen mache, was wohl weiter aus mir wird.

6.17. *Dezember*

Immer noch in Jumbating. Bisher noch kein Ochsenzug für den Weitertransport eingetroffen. Viel Wind, der den Staub überall herumwirbelt – sehr unangenehm!

Einer der Begleitoffiziere ist sehr verärgert, als er herausfindet, dass ich mich mit dem Vormarsch der Volksbefreiungsarmee nicht einverstanden erklären kann. Bisher ist er sehr hilfsbereit gewesen.

Ich lerne so viel Ausdrücke der chinesischen Umgangssprache wie möglich. An den Abenden sitze ich noch spät mit den Offizieren in einem tibetanischen Haus. Jeder singt ein Lied. Ich führe mit der tibetanischen Familie einen Volkstanz auf, da ich ja auch das entsprechende Gewand dazu trage. Ein armer Chinese singt

Shaanxi-Lieder, was Chien sehr viel Vergnügen bereitet, da er aus dieser Provinz stammt. Eine großartige Abwechslung nach der langen Zeit meiner Einzelhaft!

8. Dezember

Aufbruch um acht Uhr morgens. Erreichen Raststelle direkt diesseits des ersten Passes gegen ein Uhr. Machen Halt für den Rest des Tages, da Herden und Maultiere Zeit zum Grasen brauchen. Das Wetter ist gut, aber viel kälter schon, da die Höhenlage sich bereits um 4 200 Meter bewegt. Ein Ochsenzug, der uns auf der Straße entgegenkommt, ist offensichtlich sehr mitgenommen. Zerbrochene Sättel und Gepäckstücke sind über den ganzen Weg verstreut. Einige Ochsen sollen unterwegs eine Art Tollwutanfall bekommen haben, wie erzählt wurde.

Mir wird auf diesem Marsch mancherlei Freiheit gelassen. So darf ich heute selbstständig Wasser aus dem Fluss schöpfen, wofür ich sehr dankbar bin.

9. Dezember

Mein Grauer ist sehr böse, aber Wang versteht es, ihn zu bändigen. Ich frage ihn nach seinem Geheimnis. Er sagt mir, dass er aus Nordchina komme, wo sie ebenfalls viele Pferde hätten und damit umzugehen verstünden.

Wir überqueren den Pass gegen Mittag und sind etwa 4 900 Meter hoch. Eisige Atmosphäre und schon etwas Schnee. Bemerkten eine sonderbare rote Felsbildung zur rechten Seite des Passes, die wie eine Gruppe von Lamas aussieht.

Nachtlager in einer Schlucht etwa dreihundert Meter unterhalb des Passes, aber immer noch über der Baumgrenze. Es wird

mir gestattet, Brennmaterial zu sammeln: Wurzeln, Gestrüpp und trockenen Ochsenkot.

10. Dezember

Abstieg in ein bewaldetes Tal, dem wir folgen. Wir lagern am frühen Nachmittag auf einer offenen Weidefläche. Ein ziemlich breiter Fluss zieht sich den Weg entlang und ist bereits stark zugefroren. Gefährliche Überquerung, da das Eis gelegentlich unter den Pferdehufen zerbricht.

11. Dezember

Bittere Kälte. Unser Zug geht immer noch durch das gleiche Tal. Beine erstarren zu Eisblöcken. Um Frostbeulen zu vermeiden, sind wir gezwungen, ganze Strecken zu Fuß zu gehen. Chien und ich bleiben stehen, da wir den anderen voraus sind. Er zündet ein Streichholz an und hält es in einen trockenen Busch. Der brennt ab und spendet uns drei Minuten Wärme. Im Vergleich zu seinem biblischen Gegenstück⁴⁴ ist er nur allzu schnell verbrannt.

Soldaten kommen in Sicht. Es ist eine Eskorte, die uns von Li-tang entgegengesandt wurde, um die Wachmannschaft von Batang abzulösen. Chien und Wang begleiten mich weiterhin, aber die Batang-Soldaten kehren zurück. Die neue Eskorte hat Maulesel mit Futtersäcken bei sich, weil zu dieser Jahreszeit nicht mehr genügend Gras wächst.

Der letzte Abschnitt bis zum Pass, den wir überqueren müssen, stellt hohe Anforderungen. Ich schlage meinen Grauen, aber er ist zu schwach, um mich weiter zu tragen. Ich muss zu

44 Vgl. 2. Mose 3,2.

Fuß gehen und das Letzte aus mir herausholen, um die Spitze zu erreichen. Die vergangenen Wochen haben mich doch mehr mitgenommen, als ich wahrhaben will, und in einer Höhe von 4 600 bis 4 900 Metern und bei der niedrigen Temperatur macht sich jede Schwäche doppelt bemerkbar.

Wir nächtigen hier oben. Es ist kälter als je zuvor und sehr schwierig, Wasser zu bekommen. Finden einige kleine Bäche, die sind aber fast bis zum Grund zugefroren. Schöpfen schließlich nur ein paar schmutzige Tropfen. Die eisernen Zeltplöcke biegen sich, wenn sie in die gefrorene Erde getrieben werden.

Ich lese weiter im zweiten Buch Samuel. Durchlebe Gottes Gericht über David auf neue Weise. »Wenn ich Gnade finde in den Augen des HERRN, so wird er mich zurückbringen ...«⁴⁵ Ich finde großen Trost in Gottes liebevoller Güte David gegenüber. Manchmal überwältigt mich fast der Zweifel angesichts der ungewissen Zukunft, und ich suche nach Möglichkeiten eines Kompromisses, doch Gott hilft mir auszuhalten.

12. *Dezember*

Abstieg in ein weites Wüstental.

13. *Dezember*

Weitermarsch in die ausgedehnteste Graslandschaft, die ich je gesehen habe. Eine endlose Ebene erstreckt sich, so weit das Auge reicht. Überall sieht man große Antilopenherden. Chien und Wang werden durch ihren Anblick gefesselt, der Jäger wird in ihnen wach.

45 2. Samuel 15,25.

Wir zelten gegen zwei Uhr, dann beginnt die Jagd, und ich darf daran teilnehmen. Wir haben vor, eine Herde im Dreieck einzuschließen. Versuchen die Tiere dann herauszulaufen, wird geschossen. Ein Gewehr wird mir natürlich nicht in die Hand gegeben. Wang schießt sehr unvorsichtig, und es ist ein Wunder, dass er mich nicht aus Versehen trifft. Er gibt alle fünfzehn Schuss ab, ohne ein Tier zu treffen.

Bin ja doch erstaunt, dass Chien und Wang mir so vertrauen, obwohl ich weiß, dass eine Flucht in einem so offenen und einsamen Terrain zwecklos ist. Jedenfalls begrüße ich diese Abwechslung außerordentlich. Gott lässt es bei all seinen Wegen mit uns nicht zu, dass wir über das Maß des Erträglichen traurig sind.

14. *Dezember*

Ein wertvolles Gespräch mit Chien unter den Sternen. Er scheint meinen Glauben an Jesus Christus ganz und gar zu respektieren. Er ist einer der wenigen unter den mir bekannten Kommunisten, die ein reicheres und wärmeres Innenleben besitzen. Chien hat Geschichte studiert und zeigt eine Reife, die durch Erfahrung gewonnen ist. Er hat in enger Verbindung mit dem berühmten General Liu Be Cheng gestanden, der die ganze tibetanische Offensive leitete. Es ist interessant zu erfahren, dass er der Vermittlungsoffizier war, der als Erster zu Pangda Dopgyay gesandt wurde. Muss daher wohl in der ersten Abteilung gewesen sein, die ich auf dem Pass zwischen Batang und Po getroffen hatte, obwohl ich mich nicht an ihn erinnere.

Übrigens sagt er mir, ich solle die Dinge nicht zu ernst nehmen, und es würde schon alles in Ordnung gehen, wenn ich erst einmal in Chongqing angelangt sei. Obwohl er mich zu bewachen hat, ist er doch der freundlichste Offizier, der mir bisher in

der Volksbefreiungsarmee begegnet ist. Ich zweifle nicht daran, dass Gott uns zusammengeführt hat, vielleicht zu seinem wie auch zu meinem Nutzen.

15. Dezember

Unser Marsch geht immer noch über Grasland. Gegen Abend erreichen wir die ersten Häuser, die wir seit acht Tagen gesehen haben: ein Dorf und ein kleines Lama-Kloster, um ein paar heiße Quellen herum gelagert. Der Ort wurde kürzlich von einem Erdbeben heimgesucht.

Wir haben auf dem ganzen Weg Weizenkuchen, Mien⁴⁶ und gelegentlich zerstückeltes Schweinefleisch gegessen – Nahrungsmittel, die wir von Batang mitgebracht haben. Obwohl wir jetzt in einer menschlichen Ansiedlung sind, können wir doch kaum etwas anderes aufreiben.

Das Brennmaterial besteht auch hier aus getrocknetem Ochsenmist, da es meilenweit keine Bäume gibt. Dafür aber heiße Schwefelquellen. Ich nehme in der Nacht ein erfrischendes Bad und schlafe danach prächtig.

16. Dezember

Erreichen Litang, eine der höchst gelegenen Städte der Welt, etwa 4 400 Meter über dem Meeresspiegel. Nach meiner Schätzung wohnen in der Lama-Stadt etwa 4 000 Lamas und in den übrigen Ortsteilen rund 2 000 Einwohner. Ich werde in das Regierungsgebäude gebracht, aber zu meiner großen Erleichterung nicht in ein Gefängnis eingeliefert. Muss mich hinsetzen und werde fast den

46 *Mien*: Vermutlich eine Art von Glasnudeln.

ganzen Tag von Leuten angestarrt. Aber schließlich findet Chien einen Raum, in dem er selbst, Wang, ich und Chiens Diener, einer der Soldaten, unterkommen können. Ich habe nicht gewusst, dass es in der Volksbefreiungsarmee auch Offiziersburschen gibt.

Die Kälte, durch einen eisigen Wind verstärkt, ist wohl die strengste, die ich auf all meinen Reisen erlebt habe. Wir sitzen durchgefroren in der baufälligen Hütte, die uns angewiesen wurde, bis uns schließlich eine Kohlenpfanne gebracht wird. Vom Morgen bis zum Abend drängen wir uns um sie herum, nehmen ihren lästigen Rauch in Kauf sowie Brandstellen an unseren Schuhen und Kleidern. Wann wird der Transport weitergehen?

Ich erfahre, dass wir am 20. Dezember Ochsen gestellt bekommen sollen, mit denen wir dann weiterziehen können.

Der Garnisons-Kommandeur lädt uns zu einer Mahlzeit ein. Er mustert mich und fragt Chien: »Stimmt mit dem irgendetwas nicht?«

»Doch«, sagt Chien, »alles in Ordnung!«

»Nun, dann kann er ja auch mitkommen!«

Meine Vermutung wird bestärkt, dass Chien ein sehr hoher Offizier des Geheimdienstes sein muss, da er überall so viel Achtung genießt und sehr respektiert wird.

20. Dezember

Grausamer Frost. Wie die Soldaten es schaffen, ihre Wache zu stehen, weiß ich nicht.

21. Dezember

Bevor wir aufbrechen, überqueren Tibetaner den zugefrorenen Fluss und jagen auf dem gegenüberliegenden Berghang

Moschustiere⁴⁷. Wir können sie hin und her rennen sehen, beobachten aber keinen einzigen Treffer.

Weiter geht's. Wir klettern einen kleinen Pass hinauf und ziehen dann durch weites, fruchtbares Weideland. Im Südosten sehen wir gewaltige Schneegipfel, die Minya-Gonka-Kette. Die schlichte Erhabenheit dieser Landschaft veranlasst mich, in Chiens Gegenwart auszurufen: »Ist das nicht großartig? Und wenn man bedenkt, dass Gott das alles erschaffen hat!«

Er lächelt verschmitzt: »Ja, China ist ein großartiges Land!«

22. Dezember

Wieder geht es über einen Pass in ein Tal, dessen Fluss zwar vereist, aber nicht zugefroren ist. Es scheint etwas weniger kalt zu sein, und der Himmel bewölkt sich. Wir lagern in einer Lichtung zwischen Bäumen. Chien zieht sich früh zurück, aber ich sitze noch mit Wang am Feuer. Wir haben eine lange Unterhaltung über geistliche Dinge. Er hat einen sehr offenen Charakter und sagt frei heraus, was er denkt. Er glaubt wirklich an den Materialismus, so wie er ihm beigebracht wurde.

23. Dezember

Marschieren heute nur ein kurzes Stück. Durchqueren einen herrlichen Tannenwald und erreichen das Dorf Hsi Golog, das sich, wie so viele tibetanische Dörfer, durch das ganze Tal hinzieht, alle hundert Meter ein Haus.

Unsere Pferde sind in einem bedauernswerten Zustand. Ihre Wunden auf dem Rücken kann man kaum noch ansehen. Sogar

47 *Moschustier*, auch *Moschushirsch*: Zu den Paarhufern gehörendes, antilopen- oder ziegenähnliches, geweihloses Tier.

Chien sieht ein, dass etwas geschehen muss, und gestattet mir, eine Art Schwefelsalbe zu mischen und die Pferde zu verbinden. Der Graue ist sehr widerspenstig und die ganze Prozedur recht gefährlich.

Im Hauptteil des Dorfes wohnt eine große Anzahl von Tibetanern, und ich male mir aus, wie viel schöner es wäre, wenn ich jetzt nicht als Gefangener, sondern als Missionar hier sein könnte. Aber ich muss es lernen, dass es keine Auferstehung gibt ohne Kreuzigung: Der Weg zum Thron der Herrlichkeit führt über das schändliche Kreuz.

24. Dezember

Ein langer, ermüdender Tag. Wir überqueren den berühmten Rama-La-Pass, der drei Gipfel hat. Mittags kochen wir auf seiner Höhe Tee. Beim Abstieg fegt ein heftiger Wind, der sehr unangenehm ist. Immer weiter stolpern wir bergab, äußerst erschöpft, und erreichen schließlich eine kleine Häusergruppe. Man stellt uns einen Raum im Oberstock zur Verfügung, den der Hausherr für uns zurechtmacht.

Selten habe ich in Zentralasien eine so saubere Unterkunft gefunden wie diese. Chien, Wang und ich richten uns ein, und es wird uns eine Holzkohlenpfanne zum Erwärmen gegeben, in dieser Gegend ein ziemlicher Luxus.

Nach der Mahlzeit, als es bereits dunkel ist, muss ich noch einmal hinunter, um den Pferden Heu vorzulegen. Ich steige einen gestuften Baumstamm hinunter in das untere Stockwerk des Hauses, das wie üblich als Stall dient. Es ist pechschwarz unten. Meine Schuhe zerquetschen den Kot der Tiere, und der durchdringende Gestank des Viehs ist mir widerlich. Ich taste mich

durch die Reihen der Maultiere und Pferde hindurch und muss jeden Augenblick damit rechnen, einen Tritt zu bekommen. *Was für ein Ort*, denke ich. Und dann, während ich mich in der Dunkelheit weitertaste bis hin zu dem Grauen, da schießt es mir plötzlich durch den Kopf: *Was für ein Tag ist eigentlich heute?* Ich denke einen Augenblick nach, dann fällt es mir ein: *Es ist Heiligabend!*

Ich stehe still an jener orientalischen Krippe. In einem Stall wie diesem wurde mein Heiland, der Heiland der Welt geboren! Er machte den weiten Weg vom Himmel herab in einen übel riechenden morgenländischen Stall! Und er tat das für mich! Wie doch die Menschen es verstehen, das Kreuz und die Krippe zu verschönern und zu verniedlichen, wie um die Tatsache zu verbergen, dass sie ihn bei seiner Geburt dem Gestank von Tieren überließen und bei seinem Tod der Schande von Verbrechern! Möge Gott uns vergeben!

25. *Dezember*

Wir ziehen durch eine Art Schlucht weiter talwärts. Teile der Erdoberfläche wurden hier noch nie von der Sonne beschienen. Eiskalt und totenstill ist es. Noch vor Mittag erreichen wir das Ufer des Yarlung-Stromes⁴⁸, eines großen Nebenflusses des Jangtse. Er ist hier etwa zwei- bis dreihundert Meter breit. Riesige Stapel Reisballen säumen das Ufer.

Wir überqueren den Fluss auf einer kleinen, hölzernen Fähre. Die Pferde zeigen sich dabei sehr unruhig und tänzeln hin und her. Ich habe Sorge, sie könnten uns zum Kentern bringen.

Das Dorf Ya Chiang ist unser Reiseziel für heute und liegt direkt am Fluss. Chien findet Quartier für uns im Hause des Dorfarztes.

48 Yarlung Tsangpo: Längster Fluss Tibets.

Er ist tatsächlich ein Arzt und hat früher einmal das Xikang'sche Provinzial-Krankenhaus geleitet, bis er sich die Ungnade Liu Wen-huis, des Gouverneurs, zuzog, der ihn nach Ya Chiang verbannte.

Der Raum ist nur sehr klein und kann nicht mehr als vier von uns aufnehmen, wenn wir uns auf den Boden legen und alle Möbel an die Seite rücken. Alle möglichen Leute kommen ins Haus, unter anderem auch der neue Magistratsbeamte von Batang, der sich gerade auf dem Weg dorthin befindet. Es gibt recht interessante Unterhaltungen. Ein Mann erzählt Chien, dass bereits 27 000 Tierladungen von der Volksbefreiungsarmee für die Offensive gegen Tibet an die Batang-Front geschickt worden seien. Nach dem, was ich gesehen hatte, schien mir das gar nicht unwahrscheinlich.

»Hier im Ort wohnt auch ein Prediger«, teilt Chien mir mit, »wahrscheinlich ein Freund von Ihnen.«

Ich denke nach, wer das wohl sein könne, dann wandern meine Gedanken in die Heimat ab. Erster Weihnachtstag! Und ich in Gefangenschaft! Was werden sie wohl zu Hause tun?

26. Dezember

Etwa gegen zehn Uhr sammeln wir uns auf der Straße. »Warten Sie einen Augenblick!«, sagte Chien zu mir und verschwindet. Nach fünf Minuten kommt er wieder und hat zu meiner größten Freude und Verwunderung John Ting bei sich und zwei andere Männer. Ich kann nicht beschreiben, wie glücklich uns dieses Zusammentreffen machte.

Chien benimmt sich wirklich wie ein Gentleman und lässt uns allein miteinander reden. Ich erzähle John, was inzwischen alles über mich gekommen ist und wie ungewiss die Zukunft vor mir liegt. Er selbst ist jetzt hier in Ya Chiang, wohnt bei einer christli-

chen Familie und verkündigt das Evangelium. Auch seine beiden Begleiter sind Christen aus dem Ort.

Nach diesen kostbaren Minuten stärkender Gemeinschaft, die wir mit Gebet beschließen, geht es eine gefährliche Schlucht entlang. An manchen Stellen würde ein einziger Fehltritt genügen, um Ross und Reiter in den tosenden Wildbach abstürzen zu lassen. Und mein Grauer kann sich sowieso kaum noch auf den Beinen halten.

Ich überlege mit Chien, ob es nicht richtiger sei, dem Grauen hier den Gnadenschuss zu geben, als ihn weiter über die Pässe zu quälen, oder ob wir schon hier unser Nachtlager aufschlagen sollten. Unsere Eskorte ist bereits ein erhebliches Stück weitermarschiert, und so ergibt sich die eigenartige Situation, dass Chien und ich uns ganz allein in dieser wilden Gegend befinden. Wang ist der Truppe nachgeritten, um sie zur Rast zurückzurufen.

Wir haben die Schlucht knapp hinter uns gelassen. Das Gebiet hier scheint bewohnt. Während wir noch rasten, gesellt sich auch schon ein Tibetaner zu uns und besieht sich unsere Tiere. Als er von unserer Not mit dem Grauen hört, erklärt er sich bereit, ihn zu kaufen. Wie klug diese Leute sind! Obwohl sich das Pferd in einem so schlechten Zustand befindet, erkennen sie doch sofort, dass es sich um ein außergewöhnlich wertvolles Tier handelt, das bei guter Pflege bald wieder zu Kräften kommt und das sie dann mit großem Gewinn weiterverkaufen können. Der Tibetaner gibt uns im Verlauf des Gesprächs auch klar zu verstehen, dass das Tier nicht krank, sondern über alle Maßen erschöpft ist, worin ich ihm zustimme.

Unser Freund schlägt vor, die Nacht über in seinem Haus zu bleiben, und Chien willigt ein. So lernen wir auch seine Familie kennen, die einen recht wohlhabenden Eindruck macht und uns

recht angenehm beherbergt. Der Sohn des Hauses füttert den Grauen sogleich mit Mais, was der ihm damit dankt, dass er ihm einen Tritt vor die Brust versetzt.

27. Dezember

Wir müssen zum Auswecheln der Maulesel noch am gleichen Tag bis Dung Golog kommen, das bedeutet also: schnelles Marschtempo. Daher stehen wir schon nachts um ein Uhr auf und sind gegen drei startbereit. Blass und klar steigt der Mond herauf und gießt sein außerirdisches Licht über den Weg. Schon um vier Uhr dreißig machen wir uns ein kleines Lagerfeuer an, denn es ist reichlich kalt. Dann geht es weiter durch ein lang gestrecktes Tal.

Ich schwanke müde auf meinem Sattel hin und her und werde nur durch die eisige Morgenluft wachgehalten. Allmählich verschwindet gegen Osten über den hohen Gebirgszügen die Dunkelheit, und der Himmel geht in ein freundliches Blau über, das von Minute zu Minute kräftiger wird. Das langsame, aber stetige Zunehmen des Lichtes ist faszinierend. Zuerst ist es nur ein blasser Schimmer, der ständig heller wird, dann strahlt der ganze östliche Himmel in funkelndem Glanz, bis endlich die leuchtende Herrlichkeit der Morgensonne über den Höhenzügen aufbricht und ihre belebenden Strahlen in das kalte, wie tot erscheinende Tal fluten lässt.

Während ich nachdenklich in das Morgenrot hineinreite, werde ich an die Worte erinnert: »Der Pfad der Gerechten ist wie das glänzende Morgenlicht, das stets heller leuchtet bis zur Tageshöhe.«⁴⁹ Als ich später die lange Nacht der Gefangenschaft durchwandern muss, wird diese Erfahrung zu einem Symbol des Sieges für mich.

49 Sprüche 4,18.

Es ist bereits abends sieben Uhr, als wir den Pass überquert und Dung Golog erreicht haben. Damit ist die längste Tagesreise, die ich je in Xikang erlebt habe, hinter mich gebracht. Wir alle sind sehr überanstrengt, und selbst die Wachmannschaften, die einiges gewohnt sind, haben eine Ruhepause dringend nötig. Aber wir werden in einem außergewöhnlich dunklen Haus untergebracht und bekommen überfüllte Quartiere angewiesen, sodass die Nacht keine wesentliche Erholung bringt.

28. Dezember

Beizeiten geht es nach Ra Nga Ka weiter, das wir gegen zehn Uhr erreichen. Immer noch bringen Lastwagen auf einer Straße, die eigens für die Offensive ausgebessert wurde, Material an die Front. Erstaunlich, dass so weit von Kangding entfernt solche Mengen von Nachschub zu sehen sind!

Chien bewerkstelligt es, dass wir in einem Lastwagen nach Kangding gefahren werden. Das Gepäck wird später durch Maultiere nachgebracht. Wir können also Neujahr in der Stadt sein! Das ist für die Offiziere und Soldaten meiner Begleitmannschaft ein willkommener Ausgleich für die Strapazen des Marsches.

Der Abend bringt eine Überraschung, an die ich jetzt am allerwenigsten gedacht hätte: Ein Wagen kommt ins Dorf gefahren und Pangda Dopgyay steigt heraus. Chien geht sofort zu ihm ins Quartier, und nach wenigen Minuten werde auch ich gerufen. Pangda Dopgyay verhält sich mir gegenüber genauso freundlich wie früher, aber an meiner Lage kann er nichts ändern. Er ist als Unterhändler auf dem Weg, mit maßgebenden Stellen über eine friedliche Einigung zwischen China und Tibet

zu verhandeln. Auch sein Leibdiener Tsering Dorje ist dabei und reicht mir als gutem alten Bekannten Tee wie in früheren Tagen.

29. *Dezember*

Trotz der Begegnung gestern muss ich meinen Weg zu Ende gehen. Wir besteigen einen offenen Lastwagen, der zur Überholung nach Kangding gefahren werden soll. Wir kommen damit nur langsam vorwärts, der Motor scheint nicht in Ordnung zu sein. Mühsam geht es einen steilen Pass hinauf.

Plötzlich, als wir fast die Höhe erreicht haben, streikt der Motor ganz. Dazu setzt auch noch die Gangschaltung aus oder die Bremsen versagen – ich weiß es nicht. Jedenfalls rollt unser Wagen auf einmal rückwärts, verlässt die Straße, holpert über den unbefestigten Randstreifen, kommt auch da noch nicht zum Stehen und muss jeden Augenblick den Abhang hinunterstürzen.

Ein panischer Schrecken erfasst uns alle. Der Wagen ist nicht mehr zu halten, und wir sehen uns schon zerschmettert im Abgrund liegen. Da springe ich um mein Leben.

Ohne Verletzung lande ich am Rand des Hanges. Der Wagen poltert weiter, wird aber glücklicherweise von einem kleinen Vorsprung etwa drei Meter weiter unten aufgehalten und zum Stehen gebracht. Wie durch ein Wunder ist niemand verletzt worden. Auch sonst ist nichts passiert, sodass wir schließlich nach einer halsbrecherischen Geländefahrt auf Umwegen wieder auf die Straße zurückkommen und im Schneckentempo weiterfahren können. Irgendwann erreichen wir endlich doch den Gipfel.

Die Abfahrt mit ihren zahlreichen Haarnadelkurven ist ebenfalls recht gefährlich. Oft muss der Fahrer mehrere Male zurück-

setzen, um die Serpentine nehmen zu können. Einmal hängt das Vorderteil des Wagens schon über dem Abgrund, und nur ein Stein, der sich im Vorderrad verklemmt und das Fahrzeug ruckartig abgebremst hat, bewahrt uns vor dem Absturz. So geht es noch etwa 1800 Meter bergab bis Kangding.

Fünfzehn Kilometer vor der Stadt geht das Benzin aus, und da die Straße immer noch steil bergab führt, lässt der Fahrer den Wagen einfach rollen. Aber auf die Dauer wird das sogar für seine Nerven zu viel, und er hält den Wagen an. Wir schlafen in einem nahen Haus auf dem Erdboden.

30. Dezember

Chien und Wang gehen mit mir zu Fuß nach Kangding. Wohlbehalten und immer unter der Führung Gottes bin ich nun an meinem Bestimmungsort angekommen.

Was werden die nächsten Tage bringen?

ZUM VOLKS- GERICHTSHOF



Vor mehr als vierzehn Monaten war ich noch in Kangding gewesen. Damals hatten Tausende von Tibetanern auf den Straßen gestanden und Pangda Dopgyay zugejubelt, als er mit seiner Familie durch die Stadt gezogen war. Ich ritt mit in dem großen Zug, der dem Herrscher folgte, und wir nahmen fast den gleichen Weg, den ich jetzt als Gefangener gehen musste.

Auf der Hauptstraße mussten wir mitten im Gewühl der Menge stehen bleiben, und ich hatte Zeit, mich näher umzusehen. Man sah jetzt nur noch Chinesen und kaum einen Tibeter, während die Bevölkerung bisher zu gleichen Teilen aus Chinesen und Tibetanern zusammengesetzt war. Vor uns stand ein großes Haus mit einem verhältnismäßig kleinen Hof. Das war anscheinend unser vorläufiges Ziel. Chien führte uns in dieses dunkle Gebäude hinein, in dem es von Soldaten geradezu wimmelte. Wir bekamen auch bald einen kleinen Raum angewiesen, der kahl und ohne jedes Möbelstück war, dafür aber von Dreck und Unrat nur so starrte. Ein Gefühl grenzenloser Verlassenheit überkam mich.

Dieses Zimmer, das wir erst gründlich reinigen mussten, war für mich ein neues Gefängnis. Ich durfte es nicht verlassen.

Immerhin wies es einen Luxus auf, der nicht zu verachten war: Es hatte elektrisches Licht. So fuhr ich denn fort, meine Bibel zu lesen, Chinesisch zu lernen, und begann, einen Reisebericht zu schreiben. Chien und Wang, die während der ganzen Zeit sehr beschäftigt schienen, waren nach wie vor mir gegenüber sehr aufmerksam.

Als sich gerade die Gelegenheit bot, fragte ich, ob ich nicht einmal meine Freunde in Kangding besuchen dürfe. Aus den Bemerkungen der Soldaten, die auch in diesem Raum ständig ein-

und ausgingen, hatte ich herausgehört, dass immer noch einige Ausländer hier wohnten.

Chien überlegte eine Weile, bevor er meine Frage beantwortete, dann sagte er mit großer Bestimmtheit: »Sie wollen Ihre Freunde ja gar nicht besuchen.«

Über diese Absage in Form grober Unterstellung war ich sehr enttäuscht. Ich hatte noch nicht gelernt, dass ich zuallererst meinen Trost in Christus selbst finden musste. Gott aber wusste um all die Dinge, die vor mir lagen, und bereitete mich vor zur Disziplin der Einsamkeit.

Vor dem Neujahrstag wollten mir Chien und Wang etwas Besonderes bieten und luden mich zu einem Erholungs-Spaziergang ein. Sie führten mich in ein Café, in dem wir einen ausgezeichneten Mien aßen, und dann zu den heißen Quellen nahe bei der Stadt. Vermutlich hielten die beiden Offiziere es für gerechtfertigt, ein wenig von dem Geld des »Volkes« für sich selbst und ihren imperialistischen Gefangenen auszugeben. Die einzige Extravaganz, die sie sich gestatteten, war allerdings nur eine große Menge Zigaretten, wie sich überhaupt ihr Leben im Allgemeinen äußerst bescheiden gestaltete.

Das Hotel und die Unterkünfte bei den heißen Quellen waren durch und durch revolutioniert worden und befanden sich ganz in den Händen und im Dienst des »Volkes«. Der ganze Stadtteil war überlaufen von Soldaten und Regierungsangestellten. Auch an den nötigen Propagandasprüchen fehlte es nicht. Jede Wand war mit grellfarbigen Aufrufen bemalt, und über den Straßen leuchteten die Sprüche von Transparenten. Allerdings war es sehr fraglich, ob der Sinn dieser Aufrufe von der Masse wirklich verstanden wurde, denn sie waren voll von Begrif-

fen, die dem ganz normalen »Menschen der Straße« fremd sein mussten.

So las ich unter anderem:

»Nieder mit der Feudalherrschaft, dem Bürokratismus, dem Kapitalismus und dem Imperialismus!«

»Kämpft gegen Amerika und helft Korea!«

»Nieder mit den Imperialisten!«

»Rettet das Land und schützt eure Heimat!«

»Kämpft gegen die Prinzipien der egoistischen Freiheit!«

»Erhaltet die Disziplin des Alltags!«

»Steigert die Produktion und spart!«

»Es lebe unser großer Führer Mao Tse-tung!«

»Es lebe Stalin, Führer und Lehrer der Völker!«

»Es lebe der Weltfriede!«

Diese überraschenden Aufforderungen, die für mich völlig neu waren, schienen bereits anerkannter Ersatz zu sein für die alten konfuzianischen und buddhistischen Weisheiten, mit denen die Chinesen früher so freudig ihre Wände und Türpfosten verziert hatten. Manchen der Sprüche verstand allerdings auch ich nicht, doch Wang war gern bereit, mir jedes Wort zu erklären.

Mehr als eine Woche war ich in den kleinen Raum dieses unfreundlichen Gebäudes verbannt, und nur bei besonderen Gelegenheiten durfte ich ins Freie, einmal zum Beispiel, um mein Gepäck in Empfang zu nehmen. Dabei geschah es, dass ein Mädchen aus der Stadt, das bei einem der Missionare in Diensten gestanden hatte, mich sah und wiederkannte. Ich bin fest davon

überzeugt, dass auf diese Weise Nachrichten von meiner Ankunft in Kangding in die Außenwelt drangen.

Der Neujahrstag brachte für die Soldaten ein Festmahl von mehreren Gängen mit Schweinefleisch und Gemüse, und ich durfte mit den Soldaten essen. Die meisten von ihnen waren junge Burschen, und sie freuten sich über den reich gedeckten Tisch wie Kinder. Auch Wein wurde ausgeschenkt, zwar nur begrenzt, doch für die meisten schien es gerade genug zu sein. Die jungen Burschen waren im Allgemeinen recht gesprächig und zeigten sich auch mir gegenüber sehr offen.

In jenen Tagen hatte ich auch ein interessantes Gespräch mit Wang. Ich erfuhr, wie er dazu kam, sich der Revolution anzuschließen, und er erzählte mir, dass er unter der alten Regierung ins Gefängnis geworfen worden sei. Sein Vater habe die hohe Steuer nicht bezahlen können, die von der Kuomintang-Regierung verlangt worden sei, und da habe man ihm und seinem Vater kurzen Prozess gemacht. Erst nach siebentägiger Haft gelang es der Familie, die beide während dieser Zeit auch noch ernähren musste, das Geld aufzubringen, und sie wurden entlassen. Wang versicherte mir, dass es nicht leicht sei, Offizier in der Volksarmee zu werden, und dass man jederzeit bereit sein müsse, um der Sache willen Opfer zu bringen.

Ich wusste, dass Wang diese Bereitschaft mitbrachte. Er liebte sein Land von Herzen und glaubte, dass der einzige Weg, mit der Korruption und Verdorbenheit des alten Systems aufzuräumen, über Revolution und Waffengewalt führe.

Einmal fragte ich ihn: »Werden Sie jemals wieder nach Hause gehen, heiraten und sich irgendwo niederlassen?«

Er antwortete: »Das bedeutet nichts für mich, das ist keine Aufgabe!«

Ein andermal stellte ich ihm die Frage: »Warum sind Sie so gegen die Missionare eingestellt?«

Seine Antwort lautete: »Wir sind ja gar nicht gegen alle, aber viele von ihnen sind als Geheimagenten von ihren Regierungen gesandt, und die bekämpfen wir.«

Ich versuchte ihm diese Annahme zu widerlegen, doch ließ er sich nicht davon abbringen.

Von den Stufen aus, die zu den Latrinen⁵⁰ führten, konnte ich über die Stadt hinweg bis zum Haus der China-Inland-Mission sehen. Auf der oberen Veranda sah ich die Wäsche einer mir bekannten Familie hängen. Ich musste an ihr kleines Töchterchen denken und war gespannt, ob vielleicht einmal jemand auf den Balkon heraustreten würde. Aber so oft ich auch hinübersah, ich bemerkte niemand.

Eines Tages kam Chien in das Zimmer. »Ich traf einige Ihrer Freunde in der Stadt«, erzählte er, »und sagte ihnen, dass Sie hier sind und dass Sie sie gern besuchen würden, dass das aber nicht möglich sei.«

Dann, zu Wang gewandt, fuhr er fort: »Weißt du, es war ein ausländisches Kind bei den Leuten, ein wirklich sehr hübsches Kind!«

Mir kam es grausam vor, dass Chien mich nicht zu meinen Bekannten ließ, aber wahrscheinlich hätte er mir damit mehr erlaubt, als er verantworten konnte.

Ein andermal kamen zwei chinesische Kinder in das Haus. Sie hatten wohl darin gewohnt, bevor es beschlagnahmt wurde. Ich

50 *Latrine*: Behelfsmäßige Toilettenanlage.

kannte sie von der Sonntagsschule her, die sie früher regelmäßig besucht hatten. Jetzt aber trieben sie nur dummes Zeug, spotteten über das einst Gelernte und lästerten Gott. Zweifellos machte sich hier der Einfluss der Soldaten geltend, und ich war ziemlich niedergeschlagen darüber. Als Chien merkte, dass ich ihre Lästerreden nicht länger mit anhören konnte, herrschte er sie an: »Macht, dass ihr rauskommt, ihr kleinen Teufel!«

Man konnte nur mit tiefem Bedauern an die in der volksdemokratischen Republik heranwachsende Jugend denken. Ich sah eines der »Bilderbücher«, die dort für die Kinder bestimmt sind. Es war nichts als eine Reihe politischer Bildserien mit schlagwortähnlichem Text. Eines der Bilder war unterschrieben: »Lenin ist unsere Sonne.« War das nicht eindeutig der Geist des Antichrists, von dem schon Johannes sagt, dass er in der Welt sein Wesen treibt?⁵¹ Man schreibt einem Menschen zu, was allein Jesus Christus zukommt!

Etwa am 7. Januar wurde uns ein offener Lastwagen zur Verfügung gestellt, mit dem wir losfuhren, einem neuen Abschnitt meiner Gefangenschaft entgegen.

Nach mehrtägiger Reise durch die verschiedensten Gebiete und Landschaften erreichten wir in einer fruchtbaren, klimatisch günstig gelegenen Ebene das Hauptquartier des Geheimdienstes der Volksarmee. Es war in einem Kloster untergebracht, und während unser Wagen davor hielt, drängten sich viele Soldaten heran, um uns mit Fragen zu überschütten. Wir kamen ja aus Tibet, und die meisten der Soldaten waren irgendwie an der »Befreiung« Tibets beteiligt, daher ihr besonderes Interesse.

51 Vgl. 1. Johannes 4,3.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich auch, dass erst vor wenigen Tagen ein Engländer, zwei Inder und eine tibetanische Frau hier durchgekommen seien. Ob dieser Engländer wohl Robert Ford vom Radiosender Qamdo war?

In dem Kloster war alles sehr ruhig. Abgesehen davon, dass gelegentlich einige Soldaten in gelber Uniform auftauchten, hätte es immer noch die Wohnstätte von Einsiedlern und Mönchen sein können. Ein Gutteil der Gelassenheit der alten religiösen Atmosphäre war geblieben. Auch an den reich mit Ornamenten verzierten Götzenbildern schien sich niemand zu stoßen.

Ich wurde in einen abseits gelegenen, holzgetäfelten Raum gebracht, und Chien sagte dazu: »Sie haben hier eine gute Gelegenheit, sich auszuruhen!« Damit ließ er mich allein, und nur ein Posten hielt Wache vor meiner Tür.

Zweifellos war es eine angenehme Sache, dass ich jetzt mein Feldbett aufschlagen und mich entspannen konnte. Aber was würde weiter geschehen? Hier in der Nähe war ein großer Flugplatz. Würde man mich nach Peking fliegen, oder war mein Bestimmungsort immer noch Chongqing?

Am Abend kam Wang zu mir, und später trat auch Chien in mein Zimmer. Als er seinen Kameraden sah, fragte er ihn: »Weißt du übrigens, dass sie hier bereits vierzig Leute hingerichtet haben? Eine schöne Anzahl, oder?«

»Ach, nicht besonders viel!«, entgegnete Wang mit sarkastischem Lächeln, und zu mir gewandt sagte er: »Wissen Sie, die Leute, die hier hingerichtet wurden, waren allesamt Gutsbesitzer und Spitzbuben, die die Bauern ausgebeutet und misshandelt haben.«

Dieses Gespräch war nicht gerade sehr trostvoll für mich.

Ich hatte erst eine Nacht hier zugebracht, als Chien mir nahelegte, die Gelegenheit auszunutzen und in einem Lastwagen weiter nach Chongqing zu fahren, der gerade dahin unterwegs war. Die Art, wie er mir das sagte, war geradezu amüsant, denn er tat so, als befände ich mich auf einer Ferienreise und könnte zwischen den verschiedenen Möglichkeiten meiner Weiterfahrt selbstständig wählen. Ich antwortete ihm in der gleichen Art und meinte, dass es dann wohl am besten sei, wenn ich gleich aufbrechen würde, um meine Angelegenheiten so am schnellsten zu Ende zu bringen.

Währenddessen wartete meine neue Begleitmannschaft draußen schon auf mich. Chien fuhr nun nicht weiter mit. Ein anderer, jüngerer Offizier trat an seine Stelle.

Ohne dass sich etwas Besonderes ereignet hätte, kamen wir bis Chengdu und blieben dort während der Nacht. Ich wurde in ein Durchgangslager geführt und in einen Raum einquartiert, der bis dahin als Kohlenkeller gedient hatte. Auch einige der Soldaten mussten hier schlafen, und wir machten uns den Raum mit Stroh ein wenig wohnlicher.

Ich stellte fest, dass hier auch Mädchen rekrutiert wurden. Sie waren im Alter von zwölf bis fünfzehn Jahren, und ich hatte das Gefühl, dass sie eher in eine Schule oder zu ihrer Mutter nach Hause gehörten, als sich hier herumzutreiben und »Revolution« zu spielen. Was jedoch Eindruck auf mich machte, war der hohe Stand der moralischen Haltung zwischen den Geschlechtern. Die Jungen und Mädchen, die hier in der Arbeit und im Kampf der Revolution so eng zusammengestellt waren, konnten nach allem, was ich von ihnen sah, das Verhalten der englischen Truppen während des Krieges sehr beschämen.

Später lernte ich auch den Grund dafür kennen. Nach der marxistischen Lehre entspricht der Stand der Moral auch dem Stand der politischen Haltung, der wiederum von den ökonomischen Verhältnissen abhängt. Ich werde deshalb, wenn ich kein Geld habe, Brot zu kaufen, mich politisch auf die Seite der unterdrückten Massen stellen. Damit wird das Bestehlen eines Gutsbesitzers zu einer gerechten Handlung, und ich mache mich keines Diebstahls schuldig, sondern nehme mir nur das zurück, was er zuvor meiner Klasse vorenthalten hat. Vom Standpunkt des Gutsbesitzers aus habe ich zwar gestohlen und bin durch das Gesetz seiner Klasse, das er als Herrscher aufgestellt hat, strafbar, der Marxismus aber lehnt diese Gesetzgebung ab.

Von Ehebruch und Prostitution hieß es, dass sie die Laster der begüterten Klassen seien, die Sünde der herrschenden reaktionären Schichten wie etwa der Kapitalisten und Gutsbesitzer. Sie allein hätten Zeit und Geld, sich solchen Dingen hinzugeben. Die Sklavenarbeit der Bauern und Arbeiter lasse gar nicht die Möglichkeit zu solchen Ausschweifungen zu.

Wurde deshalb ein Kamerad in der Roten Armee der Unmoral für schuldig befunden, so wurde seine Klassenzugehörigkeit sofort infrage gestellt. Er zeige reaktionäre Züge in seinem Verhalten, sei feudalen und kapitalistischen Einflüssen unterlegen und benötige eine Reform. Er musste vor die Öffentlichkeit gebracht werden und eine gründliche Selbstkritik vor seinen Kameraden üben, die ebenfalls alle ihre Kritik einem so »rückständigen Element« gegenüber zum Ausdruck bringen mussten.

Das alles bedeutete eine solche geistige Marter und war von solchem Einfluss auf die gesamte Zukunft eines jungen Menschen, dass es zu einer erstaunlichen Zurückhaltung im Verkehr

der beiden Geschlechter führte. Jeder Soldat wusste, dass der geringste Flirt mit einem Mädchen bei der nächsten Versammlung zur Sprache kommen würde. Das konnte unangenehme Aussprachen mit den Parteigenossen nach sich ziehen und eventuell eine öffentliche Anprangerung bedeuten, die Folgen hatte, wie sie im Westen unmöglich sind. Dort wird ja die Freiheit des Individuums so großgeschrieben und so hervorgehoben, dass oft der Missbrauch solcher Freiheit ungeahndet bleibt. Wer sich in der westlichen Welt an dem losen Lebenswandel anderer stört, bekommt nur zu oft zu hören: »Kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten.«

Ich lernte allmählich erkennen, dass der kommunistischen Revolution eiserne Prinzipien zugrunde lagen. Hier waren nicht Horden und Rebellen am Werk, die sinnlos alles überrannten, sondern hier waren – allerdings in satanischer Verblendung – die Besten der Jugend Chinas angetreten, erfüllt von grenzenloser Begeisterung und bereit, ihrer Nation alles zu geben, was sie zu geben hatten. Diese Jugend hatte im alten System eine Tyrannei mit den Vorrechten für wenige und mit Hungersnot, Krankheit und Ruin für Millionen erlebt, und sie wollte loskommen von dieser Regierungsform, wollte frei sein von der Bedrückung durch jene Klassen und Menschen, die die Macht in Händen hielten. Die Kommunistische Partei, die straff organisiert war und eine klare, einleuchtende Idee propagierte, die die Lebensbedingungen der Arbeiter und Bauern zu bessern versprach, hatte die unzufriedenen Massen angezogen und besonders das junge China geschafft zu begeistern. Es war ihr mit hohen Erwartungen gefolgt. Man nahm willig Härten und Entbehrungen auf sich – um der Heimat willen, für eine gerechtere, bessere Zukunft.

Von der schlimmeren *geistigen* Knechtschaft, in die sich diese Jugend mit fliegenden Fahnen begab, hatte sie noch keine Ahnung. Sie wusste nicht, dass es letztlich nur die Knechtschaft Satans oder die Freiheit der Söhne Gottes gibt.

Am 17. Januar, 44 Tage nachdem ich Batang verlassen hatte, trafen wir in Chongqing ein, und ich wurde dem Politischen und Militärischen Volkskomitee von Südwestchina ausgeliefert und in eines der dortigen Untersuchungsgefängnisse gebracht.

Ich wurde in einen Raum ganz am Ende des Gebäudes geführt, der ziemlich groß war und sogar Glasfenster hatte. Einige Scheiben waren zwar zerbrochen, aber die übrigen verhältnismäßig sauber, und ich konnte durch sie in eine tiefe Schlucht unterhalb dieses Gebäudes sehen. Auch sonst machte der Raum einen beinahe gepflegten Eindruck. Er hatte Bett, Tisch und Stuhl und einiges andere Mobiliar. Für mein Lager wurde mir außerdem Bettzeug gebracht.

Schon kurz nach meiner Ankunft wurde ich in das Büro eines der leitenden Offiziere gerufen und sofort gründlichst ausgefragt. Endlich meinte er: »Sie kennen Ihren Status, oder?«

Ich hatte keine Ahnung, was er damit meinte, hielt es aber für angebracht, mit einem undeutlich gemurmelten »Ja« zu antworten.

»Es wird notwendig sein, einen Posten vor Ihrer Tür aufzustellen«, erklärte der Offizier weiter. »Sie müssen verstehen, das geschieht zu Ihrem eigenen Schutz.« Er schien ernsthaft davon überzeugt zu sein.

Ich wurde dann in meine Unterkunft zurückgebracht. Diesen Offizier und einen zweiten dazu sollte ich noch viel näher kennenlernen. Der eine von ihnen, ein Mann von etwa 34 Jahren,

hieß Yang. Er hatte sehr scharfe Züge und machte einen hartgesottenen Eindruck. Der jüngere von ihnen, ich schätzte ihn auf 28 Jahre, war ebenfalls ein sehr streng aussehender Typ mit Augen, die nicht in die gleiche Richtung zu sehen schienen. Diese Tatsache irritierte mich immer sehr, wenn ich mit ihm sprechen musste.

Beide kamen abends noch einmal in mein Zimmer. Sie durchsuchten mein persönliches Gepäck und machten Anstalten, auch meine Bibel mitzunehmen. Ich protestierte dagegen mit den Worten: »Das ist meine Bibel. Ich werde doch meine Bibel behalten dürfen!«

»Wir brauchen alle diese Sachen zur Untersuchung!«, sagten sie nur kurz und nahmen die Bibel mit. »Sie bekommen alles wieder zurück.«

Ich ahnte nicht, wie lange es dauern würde, bis ich dieses kostbare Buch wieder in Händen hielt.

AM LEBEN VERZWEIFELT



Noch zu später Stunde brachte mir der Posten ein recht ordentliches Gericht von Brot und dampfendem Fisch. Ich setzte mich an den Tisch und würgte das Essen hinunter. Mit meinen Gedanken war ich ganz woanders.

Da sah Yang zu mir herein und fragte: »Reichen Ihnen diese Portionen? Wissen Sie, wir möchten, dass Sie bei uns gut zu essen kriegen.« Dabei strahlte er über das ganze Gesicht.

Als ich vor dem Schlafengehen an meinem Bett niederkniete, hörte ich unmittelbar darauf in furchtbarem Chinesisch heftiges Fluchen vor meiner Tür. Das konnte nur aus dem Mund meines Wachtpostens kommen, der sich mein Verhalten nicht erklären konnte. Ich tat jedoch, als verstünde ich den Posten nicht, und betete unbeirrt weiter. Da gab der Soldat sein Wetter auf.

Am nächsten Tag saß ich mit übergeschlagenen Beinen auf meinem Bett und las ein tibetisches Traktat mit Teilen des Johannes-Evangeliums. Diese Schrift war bei der gestrigen Untersuchung übersehen worden, und ich freute mich, auf diese Weise mein Bibelstudium fortsetzen zu können. Ich wurde auch den ganzen Tag über, wie damals zu Beginn meiner Haft in Batang, allein gelassen.

Abends kam Yang zu mir herein, und auf seinem Gesicht stand ein Donnerwetter zu lesen. Ich konnte mir auch denken, warum. Wahrscheinlich hatte er inzwischen in den beschlagnahmten Briefen und Tagebüchern gelesen und dabei manches gefunden, was ich unter den herrschenden Umständen besser nicht aufgeschrieben hätte. Eine Reihe von Äußerungen fiel mir ein, die mich jetzt in größte Schwierigkeiten bringen konnten.

»Es sind da eine Menge Punkte, über die wir uns noch unterhalten müssen«, sagte er mit düsterer Miene. »Was halten Sie zum Beispiel von Ihrem Brief nach Qamdo?«

»Es wäre wohl besser gewesen, wenn ich die Dinge nicht so ausgedrückt hätte, wie ich es darin gemacht habe«, antwortete ich ruhig.

»Das sagen Sie jetzt!«, tadelte er. »Aber das ist nur ein Punkt. Es gibt noch viel mehr, denken Sie nur nach. Sie werden über all diese Dinge eine Erklärung abgeben müssen, bevor wir Sie gehen lassen können.«

Bei einer anderen Gelegenheit, als die Stimmung eine günstigere war, fragte ich: »Vorausgesetzt, dass alles zu einer befriedigenden Lösung kommt, wäre es mir dann wohl möglich, weiter meiner Aufgabe als Missionar in Tibet nachzugehen?«

»Das ist nicht völlig ausgeschlossen«, antwortete Yang, und meine Hoffnungen stiegen wieder.

Einige Tage später erhielt ich ein Stück Seife, damit ich meine Wäsche und Kleider waschen konnte, was mir schon seit meiner Gefangennahme in Gartok nicht mehr möglich gewesen war. Ich schrubhte nun eifrig jedes Kleidungsstück und durfte es dann draußen aufhängen. Der Wachtposten zeigte sich heute recht gut gelaunt und war mir sogar bei meiner Arbeit behilflich, indem er mir mehrere Eimer Wasser brachte. Auf einmal fragte er mich: »Können Sie mir nicht ein Hemd oder eine Weste überlassen?«

Ich dachte einen Augenblick nach. Wenn ich ihm irgendetwas gab und die Vorgesetzten fanden das heraus, konnte es mir als Bestechung ausgelegt werden. »Versorgt die Armee Sie nicht mit Kleidung?«, fragte ich nun meinerseits und erinnerte mich daran, wie gut die Soldaten in Xikang im Allgemeinen ausgestattet waren.

»Nein«, brummte er, »wir werden hier keineswegs gut ausgestattet!«

»Nun gut, dann warten Sie ein paar Wochen, bis dahin wird meine Lage hoffentlich geklärt sein, und dann werden wir weitersehen!«

»Ein paar Wochen?«, rief er lachend. »Einige Italiener warten schon sechs Monate lang hier!«

Sechs Monate! Diese Worte fielen mir wie schwere Steine aufs Herz. Aber ich lernte allmählich, meine Gefühle zu beherrschen und meinen Trost nicht in den Reden der Menschen zu suchen.

Bald darauf kam ein kleiner, sauber gekleideter Offizier von gebildetem Aussehen zu mir ins Zimmer. Er gab mir die Hand und grüßte mich in tadellosem Englisch mit: »How do you do?« Wir setzten uns an den Tisch, und er begann, in meiner Muttersprache mit mir zu reden.

»Ich bin gekommen, Ihnen zu sagen, dass Sie alle Sorge ablegen sollen. Es wird schon alles in Ordnung gehen. Sagen Sie mir, lebt Ihr Vater noch, und Ihre Mutter ...?«

Wir sprachen allgemein von meiner Vergangenheit und streiften dabei in großer Offenheit alle möglichen Dinge. Er verließ mich dann genauso höflich, wie er mir zu Beginn unseres Beisammenseins begegnet war.

Mehrere Tage danach hatte ich einen anderen Besucher. Er betrat meinen Raum so leise, dass ich ihn erst bemerkte, als er schon direkt neben mir stand. Ich sah ihn etwas erstaunt an. Er war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, sehr klein und furchtbar abgemagert. Seine Backenknochen ragten zwischen seinen hohlen Wangen und Augenhöhlen hervor, dass er fast einen gespenstischen Eindruck machte. Seine Haut sah wächsern und kränklich aus. In seinen Fingern, die wie dunkler Bernstein gefärbt waren und sehr stark nach Tabak rochen, hielt er eine Zigarette.

Auch er nahm an meinem Tisch Platz und fing an, sehr langsam zu sprechen, wobei er an seiner Zigarette sog, wie es Kettenraucher zu tun pflegen. Er stellte die verschiedensten Fragen hinsichtlich meiner Erziehung und meiner Vergangenheit.

»Haben Sie ein theologisches Seminar besucht?«

»Nein.«

»Was ist dann eigentlich Ihr Arbeitsbereich?«

»Als Missionar ganz Zentralasien und besonders Tibet zu bereisen«, antwortete ich wahrheitsgemäß.

Er begann nun, über die »Befreiung« zu reden. Ich nahm die Gelegenheit wahr und führte aus, dass die wahre Knechtschaft des Menschen letztlich in seinen üblen Gewohnheiten und Laster bestünde. Er hörte mich an, äußerte sich aber nicht dazu.

Ein andermal saß Yang lange bei mir und besprach noch einmal all das, was bei meinen Verhören in Batang bereits festgestellt worden war. Diese einleitenden und nebelhaften Vernehmungen, so wurde mir später klar, waren notwendig zur Anwendung der »dialektischen Methode« bei den späteren eingehenden Verhören. Dazu muss man die gesamte Entwicklung eines Menschen von seiner frühesten Kindheit an verfolgen und kennen. Die wichtigsten Einflüsse und Konflikte, seine soziale Stellung, Art und Einfluss seiner Umgebung, seine gesellschaftliche Stellung in den verschiedenen Stadien seiner Entwicklung – all das ist dafür maßgebend. Erst nachdem diese Grundlage einigermaßen feststeht, kann die Regierung ihr Verhalten und ihre besonderen Methoden, vor allem auch in der Art der »Gehirnwäsche«, festlegen.

Das erste Anzeichen einer sogenannten »Gedankenreform« bemerkte ich, als Yang sagte: »Natürlich legen wir Ihnen keines

dieser Dinge, die Sie gegen das Volk getan haben, zur Last. Ihre Regierung und Gesellschaft muss die Hauptlast der Schuld tragen, obwohl Sie natürlich wenigstens zu einem Teil mitbelastet sind. Früher kannten Sie ja nicht die Wahrheit über den Kommunismus, aber jetzt, wo Sie anfangen, sie zu erkennen, müssen Sie allmählich Ihre soziale Stellung ändern. Das ganze kapitalistische System gründet sich auf Ausbeutung. Ich bin sicher, dass Sie derlei Missstände nicht billigen werden. Ebenso wenig die imperialistische Aggression⁵² Ihres Volkes, die Besetzung und Ausbeutung anderer Völker, Länder und Naturschätze – das müssen Sie als denkender Mensch doch zugeben!«

Gegen Ende der zweiten Woche kam ein junger Mann in mein Zimmer, setzte sich zu mir und sagte: »Sie haben bereits gelogen in dem, was Sie uns erzählt haben!«

»Ist Ihnen klar«, antwortete ich, »dass es für einen Engländer keine größere Beleidigung gibt als eine solche Behauptung?«

»Jawohl«, schaltete sich Yang ein, der auch zugegen war, »wir wissen das, aber wir haben trotzdem recht. Wir haben genug Informationen über Sie. Schon lange bevor wir Sie gefangen nahmen, wussten wir alle Einzelheiten Ihrer Tätigkeit. Es hat keinen Zweck, dass Sie uns anlügen.«

Gott schenkte mir die Kraft, dass ich beherrscht blieb. Natürlich gab es Dinge, die ich diesen Leuten keineswegs preisgeben durfte, und das bedeutete natürlich unendliche Vorsicht bei den ständigen Vernehmungen. Hatte ich vielleicht schon Fehler gemacht? Hatte ich irgendwann, irgendwo, irgendwem gegenüber

52 *Aggression*: Rechtswidriger militärischer Angriff auf ein fremdes Staatsgebiet.

einmal zu viel gesagt? Was konnte man Gefahrbringendes aus den beschlagnahmten Briefen und Papieren entnommen haben? Mein Kopf füllte sich mit tausend verwirrenden Möglichkeiten, und ich wusste oft nicht, was ich sagen sollte.

Von ihrem Standpunkt aus galten auch kritische Äußerungen in meinen Berichten als Unwahrheiten. Offenbar hatten sie vor, jede Einzelheit meiner Tätigkeit in China und Tibet zu untersuchen und nicht allein *meine* Angelegenheiten, sondern auch diejenigen aller Personen, mit denen ich jemals in Berührung gekommen war, zu überprüfen. Im Blick auf meine tibetanischen Verbindungen konnte das zu den größten Schwierigkeiten führen, und ich erlebte Tage voll schlimmer seelischer Marter.

Eines Tages zeigte mir der Posten, der mich um ein Kleidungsstück gebeten hatte und der sich als ehemaliger Kuomintang-Soldat erwies, einen Fetzen Papier. Es sah aus, als sei er von einem größeren Stück, vielleicht von einer Meldung, abgerissen worden. Auf der einen Seite stand ein englisches Wort, und der Posten bat mich, es ihm zu erklären. Auf der Rückseite stand geschrieben: »Ich übersetzte einen Brief von Bull an den Qamdo-Kommandeur. Das hätte ich nicht tun dürfen. Er hätte die Genehmigung der Volksregierung Chinas einholen sollen.«

War dies eine beabsichtigte Nachricht von Ford, die mich über das, was er ausgesagt und welchen Kurs er eingeschlagen hatte, informieren sollte? Wenn ja, so war das ein ausgesprochen mutiger Schritt. Es konnte sich doch kaum um einen bloßen Zufall handeln!

Tagelang geschah dann wieder nichts Besonderes. Manchmal stand ich an der Tür und sprach mit einem freundlichen Wachtposten. Ich fand dabei heraus, dass in dem gleichen Gebäude

auch eine Anzahl chinesischer Zivilisten untergebracht war. Sie waren keine Gefangenen, sondern machten einen »Schulungskurs« mit. Ein alter Bursche sah in mein Zimmer und meinte, als er mich unter bewaffneter Bewachung sah: »Der arme Kerl! Ist noch so jung! Nun ja, unser Führer Mao ist sehr großzügig!« Der junge, ehemalige Kuomintang-Soldat sagte darauf: »Ja, auch die Italiener sind schließlich entlassen worden und jetzt zu Hause.«

Anfang Februar wurde ich plötzlich per Lastwagen durch die Stadt gefahren und in ein anderes Untersuchungsgefängnis überführt, in dem aber zum Teil dieselben Offiziere waren. Die neue Zelle, in der ich untergebracht wurde, war sehr geräumig und hatte als einziges Mobiliar ein Bett. Alle Fenster waren mit Reispapier bespannt, aber durch kleine Löcher konnte ich manchen prächtigen Sonnenuntergang beobachten. Ich werde nie diesen grandiosen Anblick des großen roten Feuerballs vergessen, wie er langsam hinter den fernen Bergen versank. Es schien mir jedes Mal, als zöge es mich näher hin zu Gott, der am Ende des Weges auf mich wartete.

*»Bricht mir, wie Jakob dort, Nacht auch herein,
find ich zum Ruheort nur einen Stein,
ist selbst im Traume hier mein Sehnen für und für:
Näher, mein Gott, zu dir! Näher zu dir!«*

Tag für Tag schritt ich in diesem Raum auf und ab, bis meine beschlagenen Schuhe von Ecke zu Ecke ein Kreuz in den hölzernen Boden getreten hatten. Bei einer dieser »Wanderungen« überraschte mich der abgemagerte Offizier wieder und stellte mir neue Fragen.

»Was ist Ihrer Meinung nach die Lehre von ›Macbeth‹⁵³?«

Ich nehme an, dass er als Antwort erwartete: »Leidenschaft und ihre katastrophalen Folgen.« Aber zu dieser Zeit wäre ich niemals auf diesen Gedanken gekommen.

Dieser Besuch war die letzte der Voruntersuchungen. Nun begannen die eigentlichen Verhöre in ständig wachsendem Ausmaß. Georges und meine eigenen Reisen und Bewegungen wurden Schritt für Schritt verfolgt, wobei alle Gründe und Motive rücksichtslos ans Tageslicht gezerzt wurden. Ich kam oft in größte Verlegenheit. Jede Verweigerung der Aussage rief den Verdacht hervor, dass ich etwas zu verbergen habe. Andererseits, wenn ich rüchhaltlos alles sagte, konnte ich mich selbst und andere belasten.

Sie begannen, mir ihre Einstellung gegenüber Gegenrevolutionären darzulegen. Offenbar hatten sie mich schon als Spion eingestuft, sodass es für sie nur noch um ein Geständnis ging. Meist ging man etwa folgendermaßen vor:

»Wenn Sie uns alles erzählen, wird alles gut gehen. Wenn Sie aber irgendetwas zurückhalten, werden Sie nach eigenem Willen zum Feind des Volkes, und es wird mit Ihnen entsprechend abgerechnet. Unser Prinzip ist: Milde mit dem Reumütigen, aber rücksichtslose Bestrafung aller Unbußfertigen. Das eine ist der Weg des Lebens, das andere der Weg des Todes. Sie sind noch ein junger Mann, Sie müssen an Ihre Zukunft denken.«

Während so ein Tag nach dem anderen verging und ich von den verschiedensten Funktionären verhört und immer wieder verhört wurde, erkannte ich, dass irgendetwas geschehen musste. Jetzt behandelten sie die Frage der »Verbreitung von Gerüchten«, eines der Verbrechen, deren ich beschuldigt wurde.

53 *Macbeth*: Tragödie, geschrieben von William Shakespeare.

In meinen Unterhaltungen mit Pangda Dopgyay hatte ich gewisse »imperialistische« Anschauungen über Russland geäußert oder vertreten, außerdem hatte ich ihm Teile eines Briefes vorgelesen, den ich von einem Freund empfangen hatte und der gewisse, nicht ganz zuverlässige Angaben über die Ereignisse in China enthielt. Das alles war äußerst belastend, und damit war meine gegenrevolutionäre Betätigung »erwiesen«.

Nun ging man zu anderen Beschuldigungen über. Die Fotografien, die ich gemacht hatte, stellten ebenfalls einen ernsten Verstoß gegen die Gesetze dar, da sie sich nach Ansicht des Volksgerichtshofes als »militärisch bedeutsam« herausstellten. Diese Schnappschüsse, die ich meinen Eltern schicken wollte, waren ihrer Meinung nach für die britische Regierung bestimmt gewesen.

Als auch diese Angelegenheit durchgedroschen war, spitzte sich alles auf die brennende Frage zu: »Warum ging Patterson nach Indien?« Dafür gab es eigentlich verschiedene Gründe, aber keiner wollte sie befriedigen. Ob die Pangda-Brüder oder der Dege Sey irgendetwas darüber ausgesagt hatten, konnte ich nicht herausbekommen.

Dann gab es noch eine andere Sache, die mir sehr zu schaffen machte: In den Schwierigkeiten, in denen sich unsere tibetischen Gönner befunden hatten, hatte mein Freund George ihnen angeboten, sobald er nach Indien käme, die britische Regierung mit ihrer Lage vertraut zu machen. Er hatte gehofft, auf diese Weise günstigere Bedingungen für die Ausbreitung des Evangeliums in Zentralasien zu schaffen für den Fall, dass Tibets Unabhängigkeit erhalten blieb. Ich selbst hatte mich damals zu einem solchen Schritt innerlich nicht frei gefühlt, aber ich hat-

te immerhin zugestimmt, dass George ihn unternähme, wenn er sicher sei, dass dieses der richtige Weg für ihn war. So waren wir damals voneinander geschieden. Wenn das die Kommunisten inzwischen herausgefunden hatten – und es sah ganz danach aus – und ich es verschwiege, so würde das so gut wie sicher meine Hinrichtung bedeuten. In solchen Fällen würden sie wohl kaum viel Federlesens machen. Auf der anderen Seite, wenn ich ihnen mitteilte, dass bei George eine solche Absicht bestanden habe, so würde ich untreu gegen ihn handeln und unsere tibetischen Freunde gefährden.

Unter zunehmendem Druck kam ich eines Abends an den Punkt, wo mir klar wurde, dass ich eine Entscheidung treffen musste. Wenn ich sterben sollte, dann wollte ich für Jesus Christus sterben, aber nicht um einer gut gemeinten, doch möglicherweise falschen Loyalität willen. George befand sich in Indien, und die Pangda-Brüder würden als Tibetaner zweifellos durch die Politik der Förderung völkischer Minderheiten geschützt sein. Pangda Dopgyay wiederum hatte nicht gezögert, dem neuen Regime seine Dienste zur Verfügung zu stellen. In tiefster Seelennot kam ich vor Gott zu der Überzeugung, dass ich den Kommunisten über alles offene Auskunft zu geben hatte. Alles andere würde dann in seinen Händen liegen. Rückschauend kann ich nur staunen, dass mir in jener frühen Phase meiner Gefangenschaft so viel Weisheit und Mut gegeben wurde, denn die Tatsache, dass ich mich so entschloss, war nach meiner festen Überzeugung allein der Grund dafür, dass meine Haft nur verhältnismäßig kurze Zeit währte und mein Leben verschont blieb. Wenn es in den folgenden schweren Monaten auch kaum zu *erkennen* war, dass Gott mich mit seiner

Hand leitete, so *wusste* ich mich dennoch stets von ihm gehalten und geführt.

In dieser Nacht, als ich die Entscheidung traf, schlief ich sehr unruhig und wälzte mich auf meinem Lager hin und her. Als ich am nächsten Tag wieder verhört wurde, gab ich den Funktionären einen klaren Bericht über die ganze Situation, soweit ich sie damals in Xikang übersah. Sie waren darüber hochofren und sagten zu mir: »Nun werden Sie, ebenso wie Ford, anfangen müssen zu lernen. Sobald Ihre Angelegenheit geklärt ist, werden wir Sie zu Ihrer Erziehung woanders hinschicken, und dann, nach einigen weiteren Monaten, können Sie nach Hause gehen.«

In diesem Sinne redeten sie noch zwei Tage lang. Offenbar meinten sie, dass ich noch mehr über die politische Lage wisse und noch mehr preiszugeben hätte. So fragten sie mich unverblümt, welche Regierungsstelle mich nach China gesandt habe und wie mein Auftrag lautete. Mir erschienen diese Fragen lächerlich, und ich betonte mit großer Entschiedenheit, dass ich ein *bona-fide*-Missionar⁵⁴ sei, der nur zu dem Zweck China und Tibet betreten habe, um das Evangelium zu verkünden. Ich versuchte ihnen klarzumachen, dass ich ihnen jetzt sehr offen die ganze Wahrheit gesagt habe. Aber sie drangen nur umso unerbittlicher in mich, und damit begann einer der furchtbarsten Abschnitte meines Lebens.

Unaufhörlich wurde ich jetzt verhört und immer wieder verhört. Manchmal wurde ich an einem Tag viermal vor verschiedene Offiziere und Tribunale gezerrt. Ein höherer Offizier fragte mich mehrmals auf das Gründlichste aus. Andere Militär- und

54 *bona fide* (lat.): »guten Glaubens«, d. h. ohne böse Absichten.

Zivilbeamte wurden hinzugezogen. Einmal musste ich stehen, dann wieder sitzen. Den Verhören in der Art üblicher Gerichtsverfahren folgten Stunden formloser Unterredungen. Immer und immer wieder ging es um dieselben Fragen, und man biss sich in die geringsten Widersprüche fest, oft in lächerliche Kleinigkeiten. Gott schenkte mir die Fähigkeit, mich an vielerlei Einzelheiten zu erinnern, und es war wunderbar, dass ich nun innerlich ruhig war. Ich hatte jetzt nichts mehr zu verheimlichen und stand offen und frei vor Gott und den Menschen.

In gewissem Sinne machte es mir gar nichts aus, vor einem menschlichen Gericht zu stehen. Ich erinnere mich daran, wie ich einmal zu Gott rief: »Lieber Vater, wenn du zwanzig Jahre brauchst, um mich zu dem Menschen zu machen, den du in mir geplant hast, dann lass mich, wenn es dein Wille ist, so lange hier!« Bei all dem gewaltigen äußeren Druck schwand aber doch allmählich meine Seelenangst und Todesfurcht.

Die Hinrichtung durch Erschießen wurde mir jetzt offen angedroht. »Wenn Sie uns nicht Ihre Verbindungen zur britischen Regierung angeben, werden wir Sie zu einer anderen Stelle schicken, wo Sie einer Sonderbehandlung unterzogen werden. Wenn auch das nicht hilft, müssen wir Sie erschießen lassen.«

»Ich wünschte nur, Sie könnten sehen, was in mir vorgeht!«, sagte ich einmal zu Yang.

»Wir werden das bald deutlich genug sehen, wenn wir da eine Kugel durchjagen«, war seine schroffe Entgegnung.

Aber die Mittel dieser Leute wurden noch gemeiner.

»Stellen Sie sich nur vor«, sagte man einmal zu mir, »Ihr Vater, Ihre Mutter, Ihre Schwester denken jeden Tag an Sie. Jeden Tag warten sie auf Nachricht von Ihnen, aber Sie wollen einfach

nicht gestehen. Wir wünschen so sehr, dass Sie Ihren Angehörigen schreiben, aber wie können wir das zulassen, wenn Sie so hartnäckig sind!«

Tag für Tag fuhren sie fort mit ihren höhnischen Sticheleien: »Sie sind doch an der Astronomie interessiert, oder? Möchten Sie die Sterne jemals wiedersehen? Es gibt nur einen Weg für Sie. Gehen Sie den nicht, dann wird es mit Ihrem Leben aus sein. Warum sind Sie so dumm, Ihr Leben zu ruinieren?«

Eines Tages rief mich Yang heraus. »Wir haben ein Geschenk für Sie, von einem Ihrer Freunde!«, sagte er sehr kollegial. Wer konnte mir nur etwas geschickt haben? Ich dachte zunächst an einige meiner christlichen Freunde, aber wer kam da infrage?

»Was meinen Sie wohl, worum es sich handelt?«, fragte er immer noch freundlich. »USA« ist darauf eingraviert.«

Ich stand vor einem Rätsel.

»Handschellen!«, sagte er schließlich triumphierend. »Ihr imperialistischer Freund Amerika brachte sie her, um sie unseren jungen Leuten anzulegen, die so hartnäckig leugnen wie Sie. Ich gebe Ihnen noch zwei Tage, während derer Sie gestehen können, dann müssen wir Sie in Eisen legen und in den kleinen dunklen Raum unter der Treppe bringen.«

Er ließ mich bei diesen Worten einen Blick hinauswerfen in den Gang, wo eine Art Wandschrank zu sehen war, den man offenbar gerade gefegt hatte und der für mich bereitzustehen schien. Es ist erstaunlich, wie unter solchen Umständen der Verstand die Dinge aufnimmt und verarbeitet.

Während solche Todesdrohungen und Torturen täglich auf mich zukamen, blickte ich manchmal durch meine Ritzen und Gucklöcher und suchte Trost in den Schönheiten der Außenwelt.

Einmal sah ich, wie zwei Männer einen Sarg trugen. Das schien für mich ein unmissverständliches Todesomen zu sein. Oft hörte ich auch das Radio spielen. Ich erinnere mich, wie ich einmal die ganze *Eroica*⁵⁵ von Beethoven klar hören konnte. Ich lag auf meinem Bett und lauschte. Es klang wie ein wundervoller Wasserfall an einem Sommernachmittag.

Ende April wurde ich aus meiner geräumigen Zelle in eine andere, sehr kleine verlegt. Der Raum war nur etwa zwei bis drei Quadratmeter groß. Ich nehme an, dass es sich um eine Art Strafmaßnahme gegen meine »Sturheit« handelte. Etwa um diese Zeit wurde auch mein tibetisches Traktat entdeckt und zusammen mit meinen Tagebüchern und Bleistiften beschlagnahmt. Auch meine Armbanduhr wurde mir abgenommen.

Yang rief mich in sein Zimmer, das herrliche, große Fenster hatte, von denen aus man das ganze Jialing-Tal⁵⁶ übersehen konnte. Ich wäre am liebsten so stehen geblieben, um mir den Fluss anzuschauen, statt an den eigentlichen Grund zu denken, der mich hierhergebracht hatte.

»Nehmen Sie Platz«, sagte er, »und verraten Sie mir einmal: Was ist das eigentlich, was Sie predigen?«

Ich fing an, ihm zu erzählen, dass Jesus für unsere Sünden gestorben ist und dass wir jetzt durch den Glauben an ihn errettet werden können.

Er hörte ungeduldig zu, und auf sein Gesicht trat ein verächtlicher Zug. Ich hatte wenig Lust, fortzufahren, aber er kam mir schon zuvor: »Wir haben kein Interesse, uns dieses Zeug anzu-

55 *Eroica*: Titel der 3. Sinfonie Ludwig van Beethovens.

56 *Jialing Jiang*: Großer Nebenfluss des Jangtsekiang, der schließlich in Chongqing in selbigen mündet.

hören«, unterbrach er mich, und dann begann wieder das übliche Frage-Antwort-Spiel. Ich war schließlich froh, als ich wieder in meine Einsamkeit zurückkehren konnte.

Durch die Gazeöffnungen⁵⁷ oberhalb des Hauptfensters konnte ich beobachten, wie die Blätter der Bäume grün ausschlugen. Herbst und Winter waren vorüber, jetzt kam der Frühling. Ein milder Sonnenschein fing an, meine kleine Zelle zu erwärmen, und schließlich musste ich sogar Pullover und Weste ausziehen. Durch die kleinen Löcher im Reispapier konnte ich immer noch auf die Straße sehen und bemerkte eines Tages sechs zerlumpte Gefangene, die in einer Reihe gehen mussten und von bewaffneten Posten begleitet wurden. Es war eine schreckliche Zeit für ganz China.

Im Frühjahr 1951 begann die umfassende Kampagne gegen die sogenannten Gegenrevolutionäre. Die Massen wurden mobilisiert und in einem riesigen Propagandafeldzug, der das ganze Land erfasste, aufgeputscht. Öffentliche Anklage- und Kampfdiskussionen wurden organisiert und überall die Bevölkerung ermuntert, jeden anzuzeigen, der irgendwelche Verbindungen oder Sympathien zur Kuomintang gehabt hatte. Innerhalb eines gewissen Zeitraums mussten ehemalige Verbindungen mit Kuomintang-Organisationen freiwillig gemeldet werden. Danach begann ein Kesseltreiben nach Agenten, Spionen, Banditen, Tyrannen, Mitgliedern von Geheimgesellschaften und Gerüchteverbreitern in solchem Ausmaß, wie es die Geschichte der Menschheit bisher noch nicht erlebt hatte. Allein in Chongqing wurden in einer Nacht 4 000 Menschen verhaftet. Sämtliche Haftanstalten wurden voll belegt und Notgefängnisse überfüllt. Unter dieser

57 *Gazefenster*: Ursprünglich mit Mull, später mit Metall- oder Kunststoffdraht bespannte Fenster; Fliegengitter.

Schreckensherrschaft zeigte der Vater den Sohn an und der Sohn den Vater. Mutter und Tochter denunzierten ihren Mann oder Bruder. Zehntausende von Meldungen gingen bei den Regierungsstellen ein. Das falsche »Evangelium« des Mao Tse-tung, das Gnade dem Reumütigen anbot, aber den ausrottete, der Widerstand zu leisten wagte, wurde in jedem Winkel Chinas vom Schuljongen bis zum Kabinettsminister gepredigt. Später traf ich viele, die dieser fanatischen Säuberungswelle zum Opfer gefallen waren.

Ich sprach mit einem Mitgefangenen, und er erzählte mir, wie es in jener Zeit zu zahlreichen Hinrichtungen gekommen sei. Er selbst hatte an einer Massenversammlung teilgenommen, bei der 68 Personen kaltblütig niedergeschossen wurden, während der versammelte Pöbel mit lauten Rufen forderte, dass alle Volksfeinde von der Erdoberfläche verschwinden müssten.

In jenen Tagen brauchte nur jemand in Gegenwart einer Volksmenge irgendeines »Verbrechens« beschuldigt zu werden, und schon erschollen die Rufe aus der Menge: »Erschießt ihn! Erschießt ihn!« Die Kommentare vonseiten der Führer des Volkes zeigten volle Befriedigung. »Die reaktionären Kräfte haben den Todesstoß empfangen«, meldeten sie, »und die breiten Massen sind erfolgreich geschult worden.«

In dieser Zeit kam es zur ersten Verhandlung über meinen »Fall«. Tag für Tag wurde mir meine Hinrichtung angedroht. Aber Gott sei die Ehre: Diese Tage bedeuteten die Zeit seines größten Triumphes in meinem Herzen. Ich dachte wenig an all das, was man mir zur Last legte, und verbrachte die Zeit in Gemeinschaft mit meinem Gott. Er schenkte mir einen Reichtum an Gedanken, und es entstanden viele einfache, kleine Gedichte. So zum Beispiel:

*»Du, Herr, bist meine Auferstehung!
Im Leib der Herrlichkeit wird meine Seele,
gerufen durch dein Wort, zum ew'gen Leben
eingehn beim Schalle der Posaune.*

*Einst Sklaven, sind wir nunmehr Söhne,
durch Vaterliebe von der Furcht befreit,
und haben ewgen Anteil als die heil'ge,
erlöste Schar an deiner Herrlichkeit.*

*Jetzt sehn wir dich im matten Spiegel,
ein Stückwerk alle Schau und Prophetie;
doch werden wir, die Deinen, dich am Ende
von Angesicht zu Angesichte sehen.*

*So werden wir am Großen Tag,
wenn alle Welten einst im Staub vergehen,
ob du uns lebend, ob entschlafen findest,
in deinem Namen triumphieren.«*

Während dieser Tage rief mich Yang wieder in sein Zimmer und befahl mir, eine Radiosendung anzuhören. Ich stand vor ihm und horchte angestrengt auf das, was mir geboten wurde. Es war die Übertragung einer Massenkundgebung anlässlich der Urteilsverkündung zahlreicher Gegenrevolutionäre.

»Zehntausende werden heute in China hingerichtet«, brüllte Yang in den Lärm des Lautsprechers, »Ausländer eingesperrt. Eines Tages werden wir eine solche Versammlung auch für Sie veranstalten. Denken Sie gut nach, und denken Sie an Ihre Zukunft!

Das ist eine nette Art zu sterben, verflucht von allen Völkern der Welt!«

Ein andermal wurde mir gesagt. »Patterson ist in Indien verhaftet worden, weil das indische Volk sich erhoben hat und jetzt sein Land selbst regiert. Er hat seine Verbrechen eingestanden, und Sie bilden sich immer noch ein, dass Sie so davonkommen! Ich sage Ihnen, wenn Sie jemals den chinesischen Boden verlassen werden, sind Sie ein glücklicher Mann.«

Ich wurde vor einen etwa sechzigjährigen Englisch sprechenden Offizier gebracht. Er sprach das beste Umgangsenglisch, das ich je von einem Chinesen gehört habe.

»Ich kenne ausländische Missionare jetzt schon seit sechzig Jahren, aber die meisten von ihnen sind Nieten«, griff er die Missionare an, während ich ganz verstört dastand, noch immer aufs Höchste erstaunt darüber, wie gut er die englische Sprache beherrschte. »Sie leben wie Könige und Königinnen«, fuhr er fort, »und alles, was sie tun, ist, ihre Doktrinen der unwissenden Masse einzutrichtern. Sehen Sie doch auf sich selbst: Sie suchen Verbindung mit den oberen Klassen, mit genau den Menschen, die Jesus verdammt.«

Ich schwieg vor seinen bitteren Anschuldigungen.

»Ihre ganze Mission ist ein Instrument des Imperialismus. Vom britischen Imperialismus haben alle anderen kapitalistischen Völker gelernt. Ich nehme an, dass es vielleicht einige anständige Engländer gibt, aber die meisten von ihnen scheinen doch von den imperialistischen Anschauungen vergiftet zu sein. Vom Opiumkrieg bis zum Sklavenhandel, jede Art der Aggression, militärisch, politisch, ökonomisch, kulturell, alles haben sie ausprobiert, und Sie sind einer von ihren Lakaien.«

Als er geendet hatte, griff Yang zu einer Keule und schwang sie gegen mich: »Unser Freund hier hat heute sehr milde zu Ihnen gesprochen, aber lassen Sie es mich deutlich sagen: Es gibt für Sie nur eins: Entweder geben Sie nach, entsagen Ihrem imperialistischen Standpunkt und gestehen alles, oder wir schicken Sie zur Hinrichtung.«

Das alles war furchtbar zermürend für mich. Unter dem Sperrfeuer der Anklagen begann ich manchmal, mich selbst als »Imperialist« schuldig zu fühlen. Es war mir dann, als litte ich gar nicht für Jesus Christus, sondern um des Angriffs auf mein Volk willen. Wäre es eindeutig um das Evangelium gegangen, es wäre alles viel leichter gewesen. Da gab Gott mir diese Zeilen in mein Herz:

*»In deiner, nicht in Menschenhand, Herr, steht
mein Leben. Nach deinem Willen wird kein Schwert
den harrenden Gefangenen ereilen
und dieser Kerker mir zur Läu'trung sein.*

*Im Feuer dieser Gluten wird verzehrt,
was sich an Tand und eitlen Gütern findet,
dass aller frommer Schein und Pomp vergeht,
damit nur Gottes Gold noch fortbestände.*

*Du züchtigst, Herr, dein Kind mit harter Hand,
um es zum ew'gen Erbe zu bereiten.
Drum halte aus im Dunkel, meine Seele,
da Gottes Liebe stets dir nahe bleibt!«*

Meine Verhöre nahmen nun eine andere Form an. Nacht für Nacht wurde ich aufgeweckt und in den frühen Morgenstunden vernommen. Das war noch nervenaufreibender. Gegen sieben Uhr morgens kam dann einer der Funktionäre in meine Zelle, starrte mich an und sagte mit wissender Stimme: »Aha, ich sehe, Sie haben nicht gut geschlafen! Sie verbergen etwas in Ihren Gedanken.«

Diese nächtlichen Ruhestörungen bedeuteten eine furchtbare Tortur. Sie wurden von Yang durchgeführt, gewöhnlich unter Beisein zwei weiterer Funktionäre. Meist verliefen diese Verhöre sehr stürmisch. Er ließ mich aufstehen, hinsetzen, brüllte mich an und fuhr auf ähnliche Weise die ganze Zeit über fort. Tagsüber fragte man mich dann: »Sie warten also auf Ihren Tod? Und dabei sind Sie noch so jung! Wir tun alles, um Sie zu retten, aber wenn Sie selbst den Tod wählen, dann können wir nichts weiter für Sie tun.«

Drei Monate etwa schritt ich täglich durch dieses Tal des Todesschattens. Jeden Morgen war mein erster Gedanke: *Jetzt bist du an der Reihe! Heute wirst du erschossen!*

In dieser Zeit versuchte mich Satan auf die raffinierteste Weise: *War die Verheißung für Jeremia, die du in Batang gelesen und auf dich bezogen hast, wirklich für dich bestimmt? Bildest du dir das nicht nur ein?* Aber auch in dieser Schlacht unterlag Satan, und Christus war der Stärkere. Wenn ich sterben sollte, so würde ich in seinem Namen sterben, und er befähigte mich, in meiner engen Zelle zu sitzen und nüchtern über die Art meines Abscheidens nachzudenken.

Ein anderer Gedankengang, der mich damals beherrschte, war der, dass vom Einzelleben her gesehen alles auf den Tod ausgerichtet ist, universell gesehen aber alles der Vollendung entge-

gengeht. Auch Jesus ging durch den Tod, bis am dritten Tag sein Werk vollendet wurde. Er wird auch mein Dasein vollenden. Ich stellte mir jenen letzten Morgen vor, an dem ich hinausgeführt würde, um mein Leben zu lassen. Sollte ich in diesen letzten Minuten predigen, sollte ich beten oder singen? Ich entschloss mich zu singen. In Gedanken ging ich einige der geistlichen Lieder durch, die sich mit dem Thema der Stadt Zion beschäftigten. Davon wollte ich singen, bevor ich Gott von Angesicht zu Angesicht sehen würde.

*»Am goldenen Morgen der Ewigkeit
wird alles Schlachtengetöse verstummen
und die letzte Fanfare ertönen.
Er wird aus strahlendem Himmel
in Glorie für mich den Sieg verkündigen.«*

Wie viele für mich beteten, das ahnte ich damals nicht. Mit großer Deutlichkeit erinnere ich mich daran, wie ich mich in der Ecke meiner Zelle niedersetzte und in Gedanken Jakob über den Bach Jabbok folgte.⁵⁸ Der Kampf des Engels mit Jakob als einem Manne, der wirklich ein Mensch war, spiegelte meinen eigenen Zustand wider. Er hatte mich an der Stelle meiner eigenen begrenzten Stärke berührt, und jetzt, wo ich zerbrochen und zer schlagen war, wo alles dahin war – meine Arbeit, meine Freiheit, meine Bibel und, wie es schien, selbst mein Leben –, jetzt konnte ich mich nur noch an ihn klammern, um seinen Segen zu empfangen. Ich würde zweifellos nicht mehr derselbe sein.

58 Vgl. 1. Mose 32,23-33.

Ich erinnerte mich daran, dass in dem Augenblick, als Jakob über Pniel schritt, die Sonne über ihm aufging. Von nun an betrachtete ich alles, was mit mir geschah, als ein Hinübergleiten in jenes Morgengrauen und als ein Hineinwachsen in diesen goldenen Tagesanbruch ohne jede Wolke.

Inzwischen war es bereits Juni geworden. Mein Leben wurde nicht mehr direkt bedroht. Ich wurde wieder viel allein gelassen. Während das Schwergewicht der letzten Monate auf ständigen Verhören gelegen hatte, war es doch zugleich auch eine Zeit ständiger Schulung und persönlichen Unterrichts über den Anti-Imperialismus gewesen. Ein Lehrbuch gab es dabei nicht. Der einzige Lesestoff waren ein paar »Volks-China«-Magazine und einige englische Ausgaben der russischen Broschüre »Neue Zeiten« sowie Berichte über die großen »Friedenskongresse« in Städten wie Stockholm und Paris.

Dieses Material hatte ich noch, und ich studierte es mit großem Eifer, da es mir die einzige Möglichkeit bot, etwas darüber zu erfahren, was in der Außenwelt vor sich ging. Auch die Funktionäre, denen meine »Erziehung« oblag, sprachen ständig mit mir, wohl in der Hoffnung, dieses neue Gedankengut fester in mir zu verankern. Außerdem sollte ich eine Kritik über die britische Aggression in China und Tibet verfassen, und sie waren bereit, mir nach Kräften dabei zu helfen. Nur waren sie immer wieder erstaunt, wie wenig ich über die jüngsten geschichtlichen Ereignisse wusste. Wenn ich wieder einmal alles hoffnungslos durcheinandergeworfen hatte, sagten sie sehr ungehalten: »Sie sollten wirklich in der Lage sein, etwas über Aggression zu schreiben. Schließlich sind Sie selbst ein Experte in diesen Dingen und besonders darin geschult, andere Völker zu infiltrieren.

Wir sind doch dagegen nur Schuljungen. Es erscheint uns geradezu absurd, Ihnen etwas über das Wesen des Imperialismus sagen zu müssen!«

Einmal meinte Yang sehr nachdenklich: »Wirklich, ich habe bei meinen Unterhaltungen mit Ihnen einen Fehler gemacht, indem ich einen sehr wichtigen Punkt übersehen habe. Die Schwierigkeit bei Ihnen ist, dass Sie nichts vom Wesen des wirklichen Patriotismus verstehen. Sie glauben, Loyalität dem britischen Volk gegenüber, wie es heute existiert, sei wahrer Patriotismus. Darin irren Sie sich gewaltig. Sie sind jetzt lediglich loyal gegenüber dem kapitalistischen und imperialistischen England, also gegenüber dem England der bemittelten Klassen. Das England der Arbeiterklassen wird erst noch auferstehen. Sie sollten Ihr ganzes Verständnis dem Aufbau eines solchen England widmen.«

Später wurde mir klar, dass diese Gedankengänge einen Menschen dazu führen konnten, dass er die größte Aufgabe seinem Volk und Land gegenüber darin sah, sich dem von der Sowjetunion aus gesteuerten »Friedenslager« anzuschließen, welche als »Verteidiger der unterdrückten Massen« in der ganzen Welt gefeiert wurde. In der Tat war in China die »Anbetung« alles dessen, was aus Russland kommt, sei es auf politischem Gebiet, in der Kunst, in der Wissenschaft und auf jedem anderen Gebiet des Wiederaufbaus, beinahe zum Kriterium des chinesischen Patriotismus geworden. Dabei berief man sich nicht nur auf Mao, sondern ebenso auf das Testament und den letzten Willen von Sun Yat-sen⁵⁹, der den Wunsch einer engen Zusammenarbeit zwischen Russland und China ausgesprochen hatte.

59 Sun Yat-sen (1866–1925): Begründer der Kuomintang; erster Präsident der Republik China.

Bei anderer Gelegenheit erzählte man mir: »Sie haben Angst, uns alles zu berichten, weil Sie Angst haben vor dem, was dann die britische Regierung Ihren Eltern tun wird. Aber die Lage in England sieht heute etwas anders aus: Die kommunistische Partei in England ist nun schon so stark, dass die britische Regierung nicht einfach mehr tun kann, was ihr gefällt. England befindet sich in einer furchtbaren Situation. Sogar die Frage der Verpflegung und Bekleidung der Briten stellt ein Problem dar. England ist heute weiter nichts als ein Werkzeug in den Händen Amerikas, das ebenfalls vor dem ökonomischen Ruin steht. Sie müssen sich auf die Seite des Volkes stellen. Wir sind Freunde aller schwer arbeitenden und friedliebenden Engländer. Unsere einzigen Feinde sind Kriegstreiber wie Churchill⁶⁰ und Piraten wie Truman⁶¹, die die herrschenden Klassen in England und Amerika vertreten.«

Endlich, Ende Juni, sollten die Ergebnisse dieser fünf Monate lang währenden Verhöre ausgewertet werden. Man gab mir ein Bündel vervielfältigter Fragebogen, die zu einem Heft von etwa fünfzehn Seiten zusammengefasst worden waren. Dieses Heft trug sogar einen Titel: »Registrierung von Verbindungen«. Wenn diese Fragebogen dazu dienen sollten, alle meine Bekannten, die in China lebten, mit Namen und Adressen darin festzuhalten, so war es ein abscheuliches Dokument. Es behandelte jede Einzelheit meines persönlichen Lebens und ging – so weit, wie ich mich erinnern konnte – bis zu meinem achten Lebensjahr zurück.

60 *Winston Churchill* (1874–1965): Zweimaliger Premierminister Großbritanniens (1940–1945 und 1951–1955).

61 *Harry S. Truman* (1884–1972): 33. Präsident der Vereinigten Staaten (1945–1953).

Der ganze Grund dieser schriftlichen Inquisition bestand darin, die Loyalität eines Menschen gegenüber dem neuen Regime und seine Einstellung zur kommunistischen Weltanschauung zu prüfen. Ich hatte bereits alle Fragen wiederholt mündlich beantwortet, abgesehen von dem letzten Teil, der mit »Gedankenreform« überschrieben war. Hierin sollte ich meinen Gesinnungswandel niederlegen, den ich, wie man annahm, durch die Schulung und durch die Einblicke in das neue Regime erfahren haben musste.

Ich war entschlossen, wahrheitsgemäß alles niederzuschreiben, was ich dachte, und gab mir Mühe, die tatsächlichen Übel der Aggression und Tyrannei anzuprangern. »Der Imperialismus mag sehr wohl ein Ungeheuer sein, das andere Völker verschlingt«, schloss ich das Dokument, »aber falls der Kommunismus mithilfe staatlicher Macht Millionen Menschen von Gott entfremdet und der Hölle überliefert, ist er schlimmer als ein Ungeheuer, denn dann ist er ein seelenmordendes Gift, schrecklicher als jeder Imperialismus, der sich bisher erhoben hat.«

Diese Bogen übergab ich einem der Funktionäre. Einige Tage darauf erschien Yang. Er war sehr schlecht gelaunt. »Was Sie da aufgeschrieben haben«, sagte er, »ist nichts weiter als eine Verhöhnung unserer Idee.«

Ich erwartete ein wütendes Donnerwetter, aber Yang verhielt sich sehr beherrscht. Hätte ich gewusst, was noch alles vor mir lag, dann hätte ich mich nicht weiter darüber gewundert.

Und wieder vergingen ein paar Tage. Draußen herrschte eine drückende Hitze, die durch das poröse Reispapier in meine Zelle drang und mich fast zum Ersticken brachte. Meine Energie ließ merklich nach. Mein ganzer Körper wurde von einem Haut-

ausschlag befallen und war bald mit einer Unmenge roter Flecken mit kleinen weißen Pickeln bedeckt. Ich saß auf dem Boden, mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt, und verharrte in dieser Stellung vom frühen Morgen bis zum Sonnenuntergang.

Endlich kam ein Funktionär und teilte mir mit, dass ich als Zeichen ihrer Großzügigkeit zusätzlich zu den Schlagladen noch ein Fenster öffnen dürfe, allerdings unter der Voraussetzung, dass ich nicht hinauschaute. Er stellte es so hin, als sei diese Bedingung eine Schutzmaßnahme für mich selbst, da sich der Hass des Volkes gegen imperialistische Agenten sehr verschärft habe.

Diese ständige Betonung des Großmuts der Volksregierung wurde allmählich unerträglich. Immer wieder wurde ich daran erinnert, dass ich täglich Fleisch ins Essen bekam, dass man mir Handtuch und Seife gab und Ähnliches mehr. Natürlich war ich für diese kleinen Vergünstigungen sehr dankbar, aber sie zu einem unaufhörlichen Druckmittel für das Bekenntnis irgendeiner Schuld zu benutzen, war einfach widerlich.

Der Juli kam, die furchtbare Hitze blieb. Ich war völlig erschöpft. Man gewährte mir ein Moskitonetz, und an den letzten beiden Tagen, die ich noch hier war, durfte ich sogar in kaltem Wasser baden.

Am 7. Juli, direkt nach dem Frühstück, wurde ich auf einen vor der Tür wartenden Lastwagen gebracht, der sofort Chongqing verließ und am südlichen Ufer des Jialing entlangfuhr. Meine Augen tranken gierig die Weite der Landschaft. Aber ob meine Reise zum Leben führte oder zum Tod, das wusste ich nicht.

IM GEFÄNGNIS
FÜR GEGEN-
REVOLUTIONÄRE



Wir stellten eine recht gemischte Ladung dar. Ich befand mich hinten, eingeklemmt zwischen einem Berg von Akten, Papieren und allerlei Büromaterial. Yang saß auf der anderen Seite halb auf dem Trittbrett. Neben dem Fahrer vorn saß eine junge Frau, die offenbar keine Chinesin war. Ich hörte, dass sie aus Xikang kam. Dann fuhren noch zwei Inder mit. Nach etwa fünfzehn Kilometern bogen wir auf einen Kiesweg ab, der zu einer Bergkette aufstieg bis zu einem kleineren Ort, in dem noch mächtig gebaut wurde. Hier schienen wir am Ziel zu sein und wurden aufgefordert, auszusteigen.

Ich sah jetzt, dass die junge Frau aus Xikang hochschwanger war. Sie trug eine hellgrüne Bluse aus billigem Stoff, die in der glühenden Hitze an ihr klebte. Ich dachte an die holprige Fahrt, die gerade hinter uns lag, und konnte mir denken, wie elend dieser Frau zumute sein musste.

Das zweite Bild, das ich sah, war wohl einer der trostlosesten Anblicke, die ich je erlebte. An uns vorbei ging ein junger Mann mit verzerrten Zügen langsam und unter großen Schmerzen auf ein Haus am Berghang zu. Er trug eine dünne Weste und kurze Hosen, die so schmutzig aussahen, als wären sie noch nie gewaschen worden. Seine Füße waren mit schweren Eisenketten gefesselt und seine Hände in ein grob geschmiedetes chinesisches Folterinstrument gelegt, sodass beide Gelenke in einem eisernen Ring zusammengehalten wurden. Ich sah voll Mitleid und Schrecken auf diesen jungen Menschen, doch bemühte ich mich, meine Gefühlsregungen nicht nach außen dringen zu lassen. Begleitet wurde der unglückliche Gefangene von einem schwer bewaffneten Posten.

Vor den beiden Männern, in einem tiefen Einschnitt des Berges, lag ein großes, neu erbautes Ziegelsteingebäude, dessen

hellgraue Steine einen starken Kontrast zu dem grünen Nadelgehölz des Berghangs boten. Die Fenster dieses Bauwerks waren klein und vergittert – es war ein Gefängnis.

Yang brachte mich durch die Haupteinfahrt in das Innere dieses Baues, in dem es von Soldaten und Wachtposten, die mit Gewehren und Maschinenpistolen ausgestattet waren, nur so wimmelte. Obwohl alles erst neu erbaut war und herrlich gelegen, machte es doch einen dunklen, unfreundlichen Eindruck, und man fühlte sofort: »Gebt alle Hoffnung auf, ihr, die ihr hier eintrittet!«

Ich war fest entschlossen, keinerlei Furcht zu zeigen. Yang ließ mich in einem Zimmer Platz nehmen, das wohl die Bauleute eben erst verlassen hatten. Der Fußboden und die Fenster waren noch mit Mörtel und mit Kalk beschmiert. Einige Tische und Stühle waren vorläufig hier abgestellt, und ein roh gezimmertes Bücherregal war gefüllt mit Broschüren und Schriften. Der Verwaltungstab stand gerade im Begriff einzuziehen.

Bald erschien Yang mit dem Gefängnisverwalter. Der machte den Eindruck eines Vorarbeiters, war derb und kräftig gebaut, und es sah aus, als wenn er außerhalb seiner Dienstzeit ein ganz umgänglicher Mensch sein könnte.

Yang machte mir nun klar, dass er mir ja schon im Untersuchungsgefängnis deutlich genug gesagt habe, wohin mich mein stures, unaufrichtiges Verhalten bringen würde, und das sei nun eingetreten. Ich sei jetzt hier, um ein richtiges Geständnis abzugeben. Er hoffe, dass ich mich damit beeilen würde und so meine Angelegenheit in Ordnung brächte. Er fügte noch hinzu, dass entsprechend seiner Warnung meine Verpflegung hier eine Stufe herabgesetzt werde.

Der Gefängnisleiter war streng, aber nicht unfreundlich in seiner Art. Er bestätigte, was Yang gesagt hatte, und teilte mir dann mit, dass es augenblicklich nur zwei Anordnungen für mich zu beachten gäbe. Erstens: Wenn ich irgendetwas wünschte, so hätte ich einem der Wärter Bericht zu erstatten. Dabei hätte ich strammzustehen, die rechte Faust geballt über meinen Kopf zu heben und »*Bao Gao!*« zu rufen – das heißt wörtlich »Bericht!« –, worauf dann ein Wärter kommen und sich meiner Sache annehmen würde. Zweitens: Ich dürfe unter gar keinen Umständen mit irgendeinem der Mitgefangenen, die im Gefängnis arbeiteten oder herumliefen, sprechen.

Nach diesen Instruktionen kam ein Wärter und führte mich in eine Zelle. In der Passage zwischen dem Verwaltungsgebäude und dem Hauptblock mit den Gefängniszellen konnte ich eine lange Reihe von Männern sehen, die nur mit einer kurzen Hose bekleidet waren und hier zum Wasserholen anstanden. Sie alle trugen eine Schüssel, und einer nach dem anderen rief: »*Bao Gao!*« Dann, nachdem sie von dem diensthabenden Wärter Erlaubnis erhalten hatten, gingen sie zu den Wasserkränen oder zu einer Wanne. Es war nicht gestattet, dass zwei oder mehrere zugleich Wasser schöpften.

Auf dem Weg zu meiner Zelle konnte ich, da die Türen zu den Gefängnisräumen offen standen, die Matratzen liegen sehen. Sie waren alle sauberlich in Reihen geordnet. In den Ecken der Gänge befanden sich Schilderhäuschen⁶², in denen die Wärter mit Maschinenpistolen standen. Ich wurde in Zelle Nummer 9 ge-

62 *Schilderhäuschen*: Eigentlich Unterstand für Wachtposten (früher Schildwache).

bracht, die sich im äußersten südwestlichen Winkel des Gefängnisses befand.

Die Tür wurde nicht hinter mir verriegelt. Ich stellte fest, dass die Türen wegen der Säuberungsarbeiten und der Verpflegungsausgabe tagsüber überhaupt offen blieben, allein schon, um den Zugang der Funktionäre zu den Gefangenen zu erleichtern. Die Gefängnisordnung wurde durch die ständig patrouillierenden Posten garantiert. Außerdem beherrschten die bewaffneten Schilderhäuschen das gesamte System der Gänge, die quadratförmig alle Flügel miteinander verbanden. Das elektrische Licht wurde Tag und Nacht nicht ausgeschaltet.

Ohne Zweifel war das hier der Ort, an dem meine »Sonderbehandlung« beginnen sollte. Sollte man auch hier kein befriedigendes Ergebnis erzielen, würde ich hingerichtet werden.

Mein Bettzeug wurde hereingerollt. Ich legte meinen tibetischen Teppich auf den Boden und bereitete in einer Ecke meinen Schlafplatz vor. Bald gab es auch die Abendmahlzeit. Zwei japanische Gefangene brachten einen Eimer dünner Suppe herein, dazu eine Schüssel Schweinefleisch mit Tomaten und einen Bambuskorb mit Mantou, eine Art dampfender Brötchen. Das war eine wesentlich bessere Mahlzeit, als ich sie im Allgemeinen später bekam. Alle drei oder vier Tage wurden die Rationen neu festgelegt. Hin und wieder gab es Tee, meistens wurde aber nur heißes Wasser ausgegeben.

Schon während der ersten Stunden in diesem Gefängnis kam ein junger Funktionär – er konnte kaum älter als zwanzig Jahre sein – in meine Zelle. Sein Name war Liu. Er hatte ein rundes, jugenhaftes Gesicht, sprach mit sanfter Stimme und schien in seiner ganzen Art viel kultivierter zu sein als die meisten an-

deren Funktionäre. Er sprach mit mir über einige Themen der Weltpolitik und hob besonders das Wachstum der Kommunistischen Partei in Ländern wie Frankreich, Italien oder Spanien hervor. Zugleich gab er mir einige Bücher und ermunterte mich, sie gründlich zu studieren.

Später erkannte ich, dass diese Phase des Gefängnislebens der »Selbstkritik« und »Gedankenreform« zu dienen hatte. Wenn jemand in der »Selbstkritik«-Periode die marxistischen Doktrinen willig annahm und die Politik des neuen Regimes bejahte, so konnte das die Strafe für seine Verbrechen mildern. Je früher man den Standpunkt des Volkes erkannte und bereit war, von diesem Standpunkt aus sein ganzes vergangenes Leben zu beurteilen und seine Zukunft bestimmen zu lassen, umso früher konnte man eine Erklärung seiner Verbrechen gegen das Volk abgeben, die dann durch das Instrument der Volksregierung günstiger beurteilt wurden. Damit wurde diese erste Periode zum Maßstab für die innere Einstellung des Gefangenen. Sie zeigte, ob er bewusst und aktiv nach Reform strebte.

Mein innerer Zustand zurzeit meines Eintritts in dieses Gefängnis war nicht nur apathisch, sondern auch jeder Art von »Gedankenreform« zuwider. Dadurch stellte ich einen besonders schwierigen Fall dar, und zweifellos war das mit ein Grund dafür, dass man mich weiterhin in Einzelhaft hielt. Man würde nichts weiter unternehmen, bis die »wahren Motive meiner inneren Einstellung« durch das Komitee, das für die »Gedankenreform« der Reaktionäre im Gefängnis zuständig war, herausgefunden waren.

Die Kommunisten betrachteten diese Einrichtungen als »Krankenhäuser«, in denen die Insassen von dem Bazillus reaktionä-

rer Ideologien und falscher sozialer Vorstellungen »geheilt« werden mussten. Die Funktionäre darin wurden daher als »Ärzte« angesprochen. Die Krankheitssymptome der Patienten – von denen manche vielleicht gänzlich ausgemerzt werden mussten, weil die Schwere ihrer Krankheit sie für das gesellschaftliche Zusammenleben untauglich machte – wurden von Pflegern, Zellenleitern und sonstigen Funktionären gemeinsam zusammengetragen und untersucht. Aufgrund der Diagnose verordnete dann das »Ärztetekologium« die angemessene Therapie: geeignete Bücher, Unterredung oder »Kampfdiskussion«, aber auch Einzelhaft, Handschellen und Ketten oder schließlich »Arbeitserziehung« im Konzentrationslager. Dabei berief man sich auf die Werke von Marx, Engels, Lenin, Stalin und Mao Tse-tung. Ihre Autorität waren die Naturgesetze und Gesellschaftsordnungen, wie sie durch Karl Marx, den Vater des Kommunismus, gepredigt wurden.

Herr Liu – wir redeten solche Funktionäre immer mit »Herr« an – brachte mir sechs entsprechende Bücher, die zusammen mit einigen anderen Schriften bei mir auf dem Boden herumlagen. Ich hatte vorerst nur wenig Lust, darin zu lesen, sondern hörte lieber den Gesprächen der Gefangenen zu, die aus der Nebenzelle zu mir herüberdrangen.

»Sie werden mich erschießen!«, hörte ich eine Stimme, und eine andere tröstete: »Du darfst die Hoffnung nicht aufgeben!«

Gegen sechs wurden alle Türen verriegelt und mit schweren Vorhängeschlössern versehen. Bevor ich mich auf mein Lager zurückzog, wollte ich niederknien zum Gebet. Aber kaum hatte ich diese Haltung eingenommen, als es der Wachtposten auch schon bemerkte und mit heftigen Worten protestierte. Bald darauf traten zwei Wärter ein und machten mir klar, dass ich mich hier im

Gefängnis sofort hinzulegen hätte. Von da an pflegte ich entweder sitzend oder liegend zu beten.

Die nächsten zwei Wochen wurde ich in meiner Zelle allein gelassen. Nur die Wärter sahen auf ihren regelmäßigen Patrouillengängen zu mir herein. Es fiel mir anfangs schwer, den Posten mein »*Bao Gao!*« in der entsprechenden Haltung zuzurufen, wenn ich etwas wünschte, aber allmählich gewöhnte ich mich daran, und schließlich wurde es zu einem natürlichen Bestandteil meines damaligen Lebens. »*Bao Gao* – darf ich etwas Trinkwasser haben? *Bao Gao* – darf ich austreten? *Bao Gao* – ich bin zu einem Verhör befohlen worden!« So ging es bald den ganzen Tag, und nicht nur bei mir, überall hallte dieser monotone Ruf über die Gänge.

Einmal machte ich einen schlimmen Fehler. Ein Funktionär brachte mich auf den Hof, wo ein Foto von mir für die Akten angefertigt werden sollte. Als ich wieder in meine Zelle kam, stand mir ein wutschnaubender Wärter gegenüber. Er hatte nicht beobachtet, wie ich meine Zelle mit dem Funktionär verlassen hatte, und bei seinem Kontrollgang meinen Raum leer gefunden.

»Warum haben Sie nicht ›*Bao Gao*‹ gerufen?«, schnarrte er und glotzte mich mit bösen Augen an.

»Der Funktionär rief mich doch, daher hielt ich es nicht für nötig!«, entschuldigte ich mich.

Da ich ein Neuling war, kam ich noch einigermaßen gnädig davon. Aber jede Bewegung musste vom Wärter genehmigt werden, ganz egal, welcher Funktionär oder Dienstgrad sie veranlasste.

Es schien mir, als würden hier die Tage schneller vergehen als vorher im Untersuchungsgefängnis. Vielleicht kam es daher, weil

wir hier einen geregelten Tageslauf hatten, der strikt eingehalten wurde. Morgens um sechs Uhr wurde aufgestanden, abends um zehn ging es ins Bett. Eine Alarmpfeife gab uns diese Zeiten bekannt. Eine halbe Stunde lang wurde jeden Morgen eine organisierte »Gedankenreform« durchgeführt, verbunden mit Singen und körperlichen Übungen. Die obligatorische Siesta erstreckte sich von zwölf bis zwei Uhr. Ferner gab es zwei Mahlzeiten pro Tag, immer zu der gleichen festgesetzten Zeit. Die übrigen Gefangenen hatten außerdem bestimmte Stunden zum Studium oder zur Diskussion, viele mussten darüber hinaus auch arbeiten. Da die einzelnen Tätigkeiten immer im Befehlston laut bekannt gemacht wurden, hatte ich eine Art Uhr und schuf mir meine eigene Tageseinteilung – ich hatte ja vorerst nichts anderes zu tun.

Ich ging weiterhin in Gedanken die ganze Heilige Schrift durch. Bei dem ersten Buch Mose fing ich an und rief mir jede einzelne Begebenheit, so gut es mir möglich war, ins Gedächtnis zurück. Das machte ich so, dass ich mir zuerst das betreffende Geschehen wieder neu deutlich machte, dann über bestimmte Einzelheiten nachdachte und schließlich über alles betete. So arbeitete ich mich Schritt für Schritt durch die ganze Bibel hindurch und erbat mir in auftauchenden Fragen Licht von oben. Mit der Zeit verblassten allerdings einige Abschnitte in meiner Erinnerung, aber Gott brachte doch erstaunlich viel in mein Gedächtnis zurück. Die Kraft, die mir aus diesen bewussten, regelmäßigen Andachten erwuchs, war meiner Überzeugung nach ein wesentlicher Grund dafür, dass ich alles überstand und mir auch mein Glaube bis zuletzt erhalten wurde.

Manchmal verrenkte ich mir fast den Hals, um einen Blick aus dem Fenster werfen zu können, das sich etwa 1,80 Meter über

dem Fußboden befand. Ich konnte dann sehen, wie das Gebäude draußen weiter wuchs. Vor allem wunderte ich mich über die hohen Schornsteine, die der Bau bekam. Ich fragte mich, wozu sie wohl nötig sein könnten. Mir kamen Berichte aus dem Zweiten Weltkrieg in den Sinn, und ich dachte an Verbrennungen der Leichen von Gefangenen. Etwa einen knappen Kilometer von meinem Gefängnis entfernt konnte ich eine Palme sehen, die ich die »Siegespalme« taufte, weil ich nach meiner Entlassung, wenn das jemals der Fall sein würde, an ihr vorbeigehen müsste und sie dann als Zeichen des Sieges wiedersähe.

Eines Tages hörte ich ein ungewöhnliches Geräusch. Es begann zunächst sehr leise, hielt aber an und verstärkte sich schließlich so, dass ich es als Gesang ausmachen konnte. Ich lauschte. Offenbar waren es keine chinesischen Worte, und die Melodie war schwer herauszuhören. Ich beugte mich zu dieser und zu jener Seite, konnte aber beim besten Willen nicht feststellen, aus welcher Richtung diese Töne kamen. Schließlich, als der Wachtposten an meiner Zelle vorüber war und mich auch seine festen Tritte nicht mehr störten, legte ich mein Ohr an den Fußboden. Jetzt hörte ich, dass in der Zelle unter mir ein Mann mit leiser, aber sehr klarer Stimme sang. Aber was er sang – ich konnte es jetzt deutlich wahrnehmen – versetzte mich in helle Aufregung: »Vorwärts, Christi Streiter, in den heil'gen Krieg! Folg dem Kreuze Jesu bis zum letzten Sieg!«

Schnell sprang ich auf, damit mich nur ja der Wachtposten nicht in dieser Haltung entdeckte. Mein Herz klopfte wie wild. Ich hatte hier im Gefängnis den Namen Jesu gehört! Und ich hatte ihn auf Englisch gehört! Das war mehr, als ich erwarten durfte! So lange abgeschlossen, einsam und von jeder Gemeinschaft

mit Gläubigen völlig abgeschnitten, und nun dieser wundervolle Klang!

Sofort begann ich nachzudenken, wer dieser Sänger wohl sein könnte. War es Robert Ford oder war es überhaupt ein Missionar? Ich würde es wohl nie erfahren, aber wer es auch immer sein mochte – wir besaßen ein Mittel, uns zu verständigen. Ich begann nun ebenfalls, gut bekannte geistliche Lieder zu singen, und durfte auch wissen, dass der Gefangene unten mich hören konnte, denn er wiederholte meine Melodie. Mit der Zeit stellten wir eine schöne Sammlung bekannter englischer Choräle zusammen. Manchmal sangen wir gemeinsam, dann wieder getrennt. Einige unserer Lieblingslieder waren »*When I survey the wondrous cross*«, »*Praise to the Holiest in the heights*«, »*Eternal Father, strong to save*« und viele andere. Dann erweiterten wir unser Programm und sangen auch andere Lieder. Das gab unsere Nationalität zu erkennen. Da bei uns englische Volkslieder vorherrschten, wusste ich, dass mein Mitgefangener ein Engländer war. Wir summten auch klassische Stücke und zur Abendzeit die wunderbare Melodie »*Just a song at twilight*«, die uns zum Gutenachtgruß wurde. Allen Anzeichen nach, die ich bereits vor meiner Überführung in dieses Gefängnis erhalten hatte, und aufgrund dessen, was ich jetzt erlebte, nahm ich an, dass es sich bei meinem Leidensgenossen um Robert Ford handelte.

Durch dieses gemeinsame Singen erfuhr ich so viel Auftrieb, dass etwas von meiner ursprünglichen Vitalität zurückkehrte. So begann ich wieder, mir kleine Gedichte auszudenken, die ich mir gut einprägte, da ich immer noch weder Papier noch Bleistift hatte.

Nach einiger Zeit kam der Gouverneur in meine Zelle. »Sie sind sehr hartnäckig, so wie viele andere Gefangene«, begrüß-

te er mich und sprach lange Zeit mit mir. Er wollte mich ermuntern, ein Geständnis abzulegen. »Wenn wir Ihre ganze Angelegenheit abgeschlossen haben«, erklärte er mir, und ich nehme an, dass er damit das Urteil der Regierung meinte, »dann werden Sie Ihre Vergehen immer noch nicht gestanden haben!«

Der Gedanke, dass ich vielleicht für immer hier festgehalten werden könne, um gewisse »Vergehen« zu bekennen, die ich gar nicht begangen hatte, machte mich wieder sehr mutlos. Ich konnte nicht sagen, was schlimmer war: eine einmalige, zeitlich beschränkte Hinrichtung oder lebenslängliche Einzelhaft.

Bald darauf wurde die zweite Offensive gegen mich eröffnet. Sie bestand in einer Serie sorgfältig geplanter Verhöre, die von Fan Ko Chang⁶³ geleitet wurden. Herr Fan, so fand ich später heraus, war der Oberste der verhörenden Funktionäre dieses ersten Gefängnisses für Gegenrevolutionäre. Dieses neue Gefängnis stellte mit seiner wachsenden Verwaltung den höchsten Gerichtshof in ganz Südwestchina dar und war zu dieser Zeit besonders auf die Behandlung politischer und reaktionärer Verbrecher eingestellt. Sowohl Fan als auch der Gouverneur beeindruckten mich als Vertreter eines »besseren« Typs in der Kommunistischen Partei. Fans Art der Verhöre und die Gespräche mit dem Gouverneur waren besser durchdacht als die Befehle Yangs oder irgendwelcher anderen Funktionäre. Mehrere Wochen hindurch behandelte Fan meinen ganzen Aufenthalt in China. Es wurden mir »Examensarbeiten« aufgetragen, die ich in meiner Zelle zu schreiben hatte.

63 *Ko Chang*: Titel eines chinesischen Regierungspostens mit recht hoher Verantwortung.

Die Hauptfragen lauteten etwa wie folgt: »Was, denken Sie, sind Ihre Verbrechen gegen das chinesische Volk?« Das Charakteristische an den kommunistischen Gerichtsverfahren war, dass der Angeklagte niemals eines bestimmten Verbrechens beschuldigt wurde. Und das Entsetzliche dabei war, dass das, was er aus seiner Sicht, »subjektiv«, für seine Schuld oder Unschuld hielt oder was er sogar als positiv für sein Verhalten ansah, letztlich völlig bedeutungslos war. Wenn jemand verhaftet wurde, so behauptete die Regierung, dann deshalb, weil es genügend eindeutige Beweise für seine Schuld gab. Das hieß aber, dass er, sobald er in ein Gefängnis kam, »objektiv« schuldig war. Die Ansicht der Massen wurde in jedem Fall der Meinung des Individuums vorgezogen. Die ungeheure Belastung des Gefangenen bestand deshalb darin, dass er beim Eintritt in ein Gefängnis mit der Tatsache vertraut gemacht wurde, ein Verbrecher zu sein, und dass die Regierung ihn inhaftiert hatte, weil er ein »Agent« oder »Spion« war, oder was ihm gerade vorgeworfen wurde. Das hatte er mit gebührender Unterwürfigkeit hinzunehmen. Die Beweise seiner Schuld lagen gewöhnlich in Form von Anklageschriften durch Freund oder Feind in Händen der Regierung, ohne dass der Gefangene davon wusste. Seine Aufgabe war nun, über seine Vergangenheit nachzudenken und selbst herauszufinden, was seine Verbrechen waren. Mancher hatte nicht die geringste Ahnung, was ihm zur Last gelegt wurde, und so unterbreitete er Monat für Monat den Funktionären seine Vergangenheit, bis diese vielleicht eines Tages sagten: »Das ist es, darum sind Sie hier!« Ich hatte später einen Zellenleiter, dessen Fall ein typisches Beispiel dafür war.

Es ging immer nur um die Frage des Geständnisses. Selbstrechtfertigung wurde als Widerstand angesehen. Dem Gefange-

nen wurde sein Verbrechen niemals angegeben, bevor er es selbst bekannt hatte. Eine Ausnahme bildeten vielleicht die Fälle, in denen ein Gefangener hingerichtet wurde. Aber selbst in solchen Fällen war es höchst unwahrscheinlich, dass vor der Vollstreckung des Urteils eine Anklageschrift verlesen wurde. Bei Abschluss der Gerichtsverhandlung wurde von dem Gefangenen erwartet, dass er seine Anklageschrift ungelesen unterschrieb und damit bestätigte, dass sie voll und ganz den Tatsachen entsprach, obwohl dies seine Hinrichtung oder lebenslängliche Haft zur Folge haben konnte. Gestand er sein Verbrechen nicht ein, so wurde sein Leben zu endloser geistiger Marter, an deren Ende vielleicht so oder so der Tod stand. Wenn er dagegen gestand, durfte er auf Milderung seines Strafmaßes hoffen. Aber nur die wenigsten »Verbrecher« wurden früher als nach drei Jahren entlassen, selbst die harmlosesten nicht.

Allmählich wurde mir die Art dieses ganzen Systems bewusst. Man versuchte, mich mit Anspielungen auf eine lange Haftzeit einzuschüchtern. Oft genug hörte ich Äußerungen wie: »China hat eine Menge Reis. Es ist durchaus in der Lage, ein paar Gefangene zu verpflegen. Und das Gefängnis ist neu, es überlebt Sie bestimmt!« Ein andermal sagte man zu mir: »Möchten Sie gern zwanzig Jahre hierbleiben? Soll sich Ihr Fall wirklich von Jahr zu Jahr hinschleppen?« Ich traf einen Gefangenen, über den schon seit vier Jahren verhandelt wurde, ohne dass es zu einem Abschluss kam. Diese innere Spannung und Ungewissheit war äußerst quälend.

Auch meine neue Serie von Verhören führte zu nichts. Ich wurde in einem benachbarten Gebäude vernommen und von bewaffneten Wärtern dahin geführt. Meist waren das besonders strenge und düstere Posten, sodass man draußen weder nach rechts

noch nach links zu schauen wagte. Im Gerichtssaal musste ich auf einem niedrigen Schemel Platz nehmen, kaum zwanzig Zentimeter über dem Fußboden. Bei der geringsten Bewegung wurde ich angebrüllt. Die Funktionäre saßen hinter einem großen, schwarz verhängten Tisch, stumm und starr wie Ölgötzen. Nur einer, manchmal auch zwei, leiteten in eisiger Atmosphäre das eigentliche Verhör. Die anderen führten lediglich Protokoll. Diese Protokolle wurden dann verlesen, und ich musste den Daumen in eine rote Flüssigkeit tauchen und auf das Papier drücken. An der Wand hinter den Funktionären hingen riesige Bilder des Führers Mao Tse-tung und von Zhu De, des Oberkommandierenden der Volksbefreiungsarmee. Die Bilder waren so gemalt, dass sie den Beschauer mit ganz besonderer Strenge anblickten. Von den Wänden mahnten Inschriften:

»Gestehe deine Verbrechen und lebe!«

»Verschweige sie und stirb!«

»Härte und Milde sind hier vereint.«

»Bekenne deine Sünden!«

»Unterzieh dich der Gedankenreform und kämpfe für ein neues Leben im Dienste des Volkes!«

Die Zeit verstrich. Die Hitzeperiode war vorüber. Funktionär Fan wurde der nutzlosen Verhöre müde und ließ mich mit meinen Gedanken wieder allein. Die Einzelhaft bedrückte mich in zunehmendem Maße. Ich fing an, jene andere Waffe zu spüren, deren sich die Regierung bediente: die Waffe der Zeit.

Verhöre bedeuteten immerhin Hoffnung. Sie bedeuteten, wie man mir sagte, dass das Volk darum rang, mich von meinem

Verderben zu erlösen und mich in ihre Reihen zurückzugewinnen.

Wenn der Gefangene nicht selbst darum »rang«, durch ein freies und umfassendes Geständnis Gnade zu erlangen, dann musste er abwarten, bis er »aufwachte«, bis er »zum Bewusstsein kam«. Er brauchte eben mehr Zeit und mehr Studium, um seine Fehler einzusehen.

So wurde auch ich nun allein gelassen, um »zur Besinnung zu kommen«. Man konnte wohl bis zu acht Monaten allein gelassen werden, ohne dass auch nur irgendein Regierungsfunktionär einen Versuch zur Annäherung machte. Das brachte die Menschen zur Verzweiflung, sodass sie schließlich selbst um neue Verhöre baten oder irgendeine neue Seite ihres »Verbrechens« bekannten.

Nun war ich schon fast ein Jahr in Gefangenschaft. Etwa sieben Wochen davon war ich unterwegs gewesen, aber die ganze übrige Zeit war ich allein zwischen vier Wänden. Manchmal wurde der Druck dieser Einsamkeit fast unerträglich. Aber ich hatte wenigstens Gott bei mir. Mit ihm konnte ich reden.

In Gedanken sah ich jeden einzelnen Funktionär vor mir, mit dem ich irgendwie einmal zu tun gehabt hatte, und ich betete für ihn, dass Gott seine Seele erretten möge. Ich bin sicher, dass das ein Segen für mich war und zugleich ein Vorbeugungsmittel gegen jedes Gefühl der Bitterkeit, das in mir hätte aufsteigen können.

Diese Zeiten des Gebets und der Andacht waren mir eine wesentliche Hilfe und füllten viele Stunden am Tag aus. Abends setzte ich mich für gewöhnlich hin und betete, bis mir die Augen zufielen. Und trotzdem hatte ich noch so viel Zeit! Immerhin mussten täglich sechzehn Stunden ausgefüllt werden. Auch die Fantasie musste dabei helfen. Ich holte alle Vorstellungskräfte zu

Hilfe und rekonstruierte angenehme Besuche oder vergangene Ferienreisen, die ich in Europa gemacht hatte. Manchmal brachten mich diese Übungen in Gedanken auch zu freundlichen Tibetanern zurück.

Ein andermal studierte ich die Moskitos. Ich stellte mindestens sechs verschiedene Arten in meiner Zelle fest. Im Untersuchungsgefängnis waren meine Spezialität Spinnen gewesen, aber hier gab es zu wenig davon. Manchmal starrte ich auch auf den Boden und malte mir in der Maserung des Holzes Bilder aus. Oder ich versuchte das alte Spiel, das Wort *black* unter Abänderung jeweils immer nur eines Buchstabens in das Wort *white* zu verwandeln.

Auch das Waschen der Kleider war immer eine schöne Abwechslung, die alle vierzehn Tage wiederkehrte, ebenso das Reinigen meiner Zelle. Manchmal horchte ich auch nach draußen, und wenn ich besonderes Glück hatte, hörte ich die Vögel im nahen Wald singen oder sah sogar einen zwischen den Gitterstäben. Oft, wenn draußen der Wind heulte, legte ich mich still auf mein Bett und lauschte den Seufzern der Tannen. Dieses Raunen und Rauschen beruhigte mich ungemein. Es erinnerte mich an Tage, wo ich als kleiner Junge krank im Bett lag und meine Mutter kam, um mir die heiße Stirn zu streicheln und mit mir zu beten.

Wirklich, es gibt kein Land und keinen Ort, wo nicht die Sprache Gottes zu vernehmen wäre und er sich uns auf vielfältige Weise offenbaren würde! Ich begann, mit größerer Eindringlichkeit meinen Erlöser anzurufen.

IN DER SCHLANGEN- GRUBE



*»Wehe denen, die das Böse gut nennen
und das Gute böse;
die Finsternis zu Licht machen
und Licht zu Finsternis;
die Bitteres zu Süßem machen
und Süßes zu Bitterem!«*

JESAJA 5,20

In der zweiten Oktoberwoche des Jahres 1951 kam der junge Funktionär Hu zu mir. »Was halten Sie von dem heutigen Stand Ihres Falles?«, fragte er mich.

Zum ersten Mal in meiner Gefangenschaft ließ ich alle Vorsicht fahren, ob es richtig war oder falsch. »Machen Sie mit mir, was Sie wollen«, platzte ich heraus, »nur erledigen Sie die Sache so bald wie möglich!«

Einige Tage später trat ein Mann in meine Zelle. Er trug einen blauen Seidenmantel und hatte ein eckiges Gesicht mit großen, stark hervortretenden Augen, die durch eine riesige Brille sahen. Er bemühte sich, eine unhandliche Rolle Bettzeug vor sich her zu bewegen. Hinter ihm stand Herr Hu. Mit einer Handbewegung zeigte er an, dass dieser Neue jetzt hier zu schlafen habe.

»Dürfen wir miteinander sprechen?«, fragte der Mitgefange-
ne höflich.

»Nein!«, antwortete schroff der Wärter, der ebenfalls mit eingetreten war.

Hilflos stand der Neue in der Mitte der Zelle. Mir schien es, als stehe er am Rande des Wahnsinns. Mit einem kläglichen Blick kehrte er seine Handflächen nach oben, um mir mit dieser Geste anzuzeigen, dass sein Fall hoffnungslos sei.

Als Antwort legte ich meine Handflächen zusammen und richtete meine Blicke auf zum Himmel in der Hoffnung, dass dieser Mann mich als Christen und als einen Menschen erkenne, der Gott vertraut. Dann kramte der andere seine Habseligkeiten aus und wir saßen zusammen, stumm wie die Steine.

Nach etwa einer Stunde wurde ein weiterer Mitgefangener zu mir in die Zelle geschoben. Er war schon älter, sah sehr ausgemergelt aus und hatte eine tief gebräunte Haut. Da wir nun zu dritt waren, wurde uns gestattet, miteinander zu sprechen, wenn es die Situation erforderte. Wir mussten einander mit »*Tung Hsioh*« anreden, das hieß so viel wie »Studiengenosse«, wobei wir aber nicht vergessen durften, dass unser Zustand »*fan jen*« war – der von Kriminellen.

Der Funktionär wies uns an, uns einander vorzustellen. Der zuerst Eingetretene war Chang Li, ein Mann vom Rundfunk. Der andere war vermutlich früher ein Mitglied des diplomatischen Korps⁶⁴ gewesen. Er sprach Deutsch. »Ich habe zwanzig Jahre lang in der Kuomintang-Regierung gedient«, sagte er, »darum bin ich hier.«

In den nächsten Tagen wurden noch andere *Tung Hsiohs* zu mir gebracht, darunter auch ein Universitätsprofessor für Wirt-

64 *Diplomatisches Korps*: Gesamtheit der diplomatischen Vertreter.

schaftswissenschaft und ein Generalmajor der Kuomintang. Er war früher Privatdetektiv und Geheimagent des Kuomintang-Sicherheitsdienstes gewesen. Dieser Mann konnte mir sogar Nachricht über Chao Hsun geben, den er in einem anderen Gefängnis getroffen hatte. Dann kam noch ein Bootsmann hinzu und danach ein General der Kuomintang-Guerillas. Später brachte man auch noch den Kapitän eines Jangtse-Dampfers.

Meine kleine Zelle war nun bis zum Äußersten belegt. Einige *Tung Hsiohs* kamen neu hinzu, während andere uns verließen. Gewöhnlich wurde die Belegschaft auf etwa sechs gehalten. Das bedeutete, dass uns kein Raum zum Hin- und Hergehen mehr blieb, sondern dass wir den ganzen Tag über still auf unserem Platz sitzen bleiben mussten. Wir bekamen nun auch einen »Zellenleiter« zugeteilt, einen »Mitverbrecher« etwa in meinem Alter. Er war Journalist und hatte sogar fortschrittliche, kommunistische Artikel verfasst. Nach der »Befreiung« hatte er eine Volksrevolutions-Universität besucht, wo er sich in Debatten und Diskussionen besonders hervorgetan hatte. Kurz vor seinem Examen war er unter seltsamen Umständen flussaufwärts geschickt worden und kehrte von dieser Reise nicht wieder zurück – er war hier im Gefängnis gelandet. Offenbar hatte er unterlassen, ein umfassendes Geständnis über seine vergangenen Verbindungen zur Chinesisch-amerikanischen Cooperativen Organisation⁶⁵ abzulegen, welcher er im Krieg gegen die Japaner beigetreten war. Nach einem siebenstündigen Verhör war diese Frage zwar geklärt worden, aber nun stand ihm eine Schulungs-

65 *Chinesisch-amerikanische Cooperative Organisation (SACO)*: Im Jahr 1942 geschlossenes militärisches Bündnis zwischen den USA und China im Seekrieg gegen Japan.

zeit für »Gedankenreform« von unbestimmter Dauer bevor. Seine Hauptaufgabe bestand nun darin, dass er anderen half, ihre Verbrechen einzugestehen. Er war ein richtiger Bösewicht, vor dem man sich in Acht nehmen musste, obwohl man ihm seiner Art wegen nicht böse sein konnte. »Ich komme gerade von zwei Zellen im ersten Stock, wo ich die anderen zu Geständnissen gebracht habe. Ich habe sie da unten ganz nett tyrannisiert!«, rühmte er sich ganz unverhohlen.

Eine seiner ersten Aufgaben bestand darin, mir die Gefängnisordnung beizubringen, die nun in der Zelle strikt eingehalten werden musste. Aus diesen neuen Regeln ersah ich eindeutig, dass man die Taktik mir gegenüber völlig geändert hatte. Herr Hu ergänzte noch, dass ich diese Anordnungen auf Chinesisch lernen müsse, obwohl Diao, unser Zellenleiter, auch Englisch mit mir hätte sprechen können. Diese Ordnung bestand aus etwa zwanzig Paragraphen, gegen die man nicht verstoßen durfte. Eine freie Wiedergabe dieser Punkte mag einen Eindruck darüber vermitteln, wie unser Leben geregelt wurde:

1. *Alle Anordnungen des Gouverneurs, der Funktionäre und der Wärter müssen uneingeschränkt befolgt werden. Verbesserungsvorschläge für den Tagesablauf im Gefängnis müssen an den Gouverneur gerichtet und dürfen nicht in klatschsüchtiger Weise mit den Mitgefangenen besprochen werden.*
2. *Beim Eintritt in das Gefängnis müssen sich alle Verbrecher untersuchen lassen. Abgesehen von Bettzeug und Toiletten-Artikeln müssen alle Privatgegenstände der Gefängnisleitung zur Aufbewahrung ausgehändigt werden. Beim Verlassen des Gefängnisses gehen diese Gegenstände in die Hände des Besitzers zurück.*

3. *Ruhezeiten müssen strengstens eingehalten werden. Es ist verboten, um Ecken zu schielen, aus den Fenstern zu sehen, laut zu sprechen, zu singen, zu streiten, Gerüchte zu verbreiten, zu flüstern, Gespräche zu zweit oder auch Selbstgespräche zu führen.*
4. *Alle Anfragen und Anträge müssen durch ein »Bao Gao« an die Wärter gerichtet werden. Zwischen Wärter und Verbrecher ist ein Abstand von drei bis fünf Schritten einzuhalten. Auf keinen Fall darf ein Verbrecher einen Wärter berühren, und er darf sich nur bewegen, wenn ihm dazu die Erlaubnis gegeben wurde.*
5. *Beachte den Tageslauf. Steh zu den festgesetzten Zeiten auf und leg dich zur festgesetzten Zeit wieder ins Bett. Es ist verboten, die Schlafgepflogenheiten zu ändern.*
6. *Es ist verboten, sich mit anderen Gefängnisinsassen zusammenzuschließen, um die Vorgesetzten zu betrügen, oder Mitgefange-ne dazu aufzufordern.*
7. *Es ist verboten, freiwillige Geständnisse unechter Art abzulegen.*
8. *Es ist keinem Verbrecher gestattet, seinen Fall mit anderen zu diskutieren oder irgendeine Mitteilung über den gegenwärtigen Stand seiner Untersuchung oder über den Inhalt von Gesprä-chen mit Funktionären zu machen.*
9. *Komme dem Unterricht mit Eifer nach. Vollziehe einen Gesin-nungswandel und denke gründlich über die von dir begangenen Verbrechen nach.*
10. *Beachte die Arbeitsdisziplin.*
11. *Befleißige dich allgemeiner und persönlicher Sauberkeit.*
12. *Halte deine Zelle und das Gefängnis rein. Es darf nur an den da-für vorgesehenen Orten gespuckt oder uriniert werden.*

13. *Zerstöre keine Gegenstände oder irgendwelches öffentliches Eigentum. Es ist verboten, Gegenstände ohne vorherige Genehmigung von ihrem Platz fortzubewegen.*
14. *Krankheitsfälle müssen sofort gemeldet und Anträge auf Behandlung gestellt werden.*
15. *Geheime Zusammenkünfte jeder Art sind unter allen Umständen verboten. Abgesehen von den vorgeschriebenen Versammlungen zur Schulung und Beurteilung des Lebens der Verbrecher im Gefängnis darf keine Versammlung irgendwelcher Art abgehalten werden.*
16. *Privatkorrespondenz ist nicht gestattet, es sei denn unter besonderen Umständen, in welchen Fällen ein Antrag zu stellen ist.*
17. *Regierungsfunktionäre müssen höflich angesprochen werden.*
18. *Eine Verständigung zwischen den Insassen der einzelnen Zellen ist verboten.*
19. *Spielen, Rauchen und der Genuss von Alkohol sind untersagt.*
20. *Beim Eintritt in das Gefängnis dürfen keine Nachrichten aus der Außenwelt bekannt gemacht und nach der Entlassung darf nichts über das Gefängnisleben veröffentlicht werden. Verstöße gegen diesen Paragraphen werden strafrechtlich verfolgt.*
21. *Es ist untersagt, einen Mitverbrecher zu schützen, irgendeine Angelegenheit zu verbergen oder sich miteinander zu verschwören. Verstöße gegen diese Anordnung werden bestraft.*
22. *Die Verbrecher sind dafür verantwortlich, dass sie sich in allen Handlungen gegenseitig beobachten und den Regierungsstellen gegebenenfalls Meldung machen. Jede Begebenheit oder Handlung, die aus dem üblichen Rahmen fällt, muss sofort gemeldet werden. Wer eine solche Meldung unterlässt, macht sich an dem Vergehen mitschuldig.*

23. *Diese Anordnungen können jederzeit abgeändert werden, wenn die Umstände es erfordern sollten.*
24. *Diese Anordnungen treten in Kraft mit dem Tag ihrer Veröffentlichung.*

Im Gespräch mit Diao beobachtete ich, wie diese Anordnungen praktisch angewandt wurden. Am ersten Abend, nachdem er offiziell als Zellenleiter eingesetzt und die Tür verschlossen worden war, hielt er eine der üblichen Diskussionsversammlungen zur Besprechung des Tagesablaufes ab. Diao hatte den Vorsitz, und jeder musste sich beteiligen. Wir hatten das Gemeinschaftsleben zu erlernen. Es wurden Erklärungen darüber verfasst, an welcher Stelle des einzigen Quadratmeters, der überhaupt dafür infrage kam, das Nachtgeschirr aufgestellt werden sollte, wer es am nächsten Morgen zu leeren hatte, wer für das Spülen verantwortlich war, wer den Reis abzuholen hatte, wer den Stubendienst übernehmen sollte und andere Dinge mehr. In manchen Fällen erstreckten sich diese Sitzungen über den ganzen Abend, bis endlich jeder seine Meinung zum Ausdruck gebracht hatte und die Auffassung der »Massen« ausfindig gemacht worden war.

Einige der Gefangenen strebten danach, eine solche Aufgabe übernehmen zu können, da die Bereitschaft zur Arbeit bei einem reformbedürftigen Reaktionär ein Zeichen erhöhter Fortschrittlichkeit war. Abgesehen vom Gestehen seiner Verbrechen bestand für den Gefangenen der erste Schritt auf dem Weg zur Freiheit darin, dass er in seinen eigenen Gedanken einen genügend hohen Stand der Reform erreichte und eine so willige Bereitschaft zur Arbeit im Gefängnis zeigte, dass die Leitung ihn schließlich in ein »Arbeitserziehungslager« überweisen konnte.

te. Da es für einen »rückständigen« Gefangenen im Allgemeinen unmöglich war, in ein solches Lager versetzt zu werden, bedeutete ein solcher Wechsel für die meisten ein recht erstrebenswertes Ziel. Man nahm an, dass von da aus die Entlassung verhältnismäßig schnell erfolgen würde.

Die Verantwortung für diese kleineren Tagespflichten in der Zelle war allerdings eine recht zweischneidige Angelegenheit, da aus der Art und Weise, wie man diese Arbeiten erledigte, immer sofort auch auf den gegenwärtigen Stand der »Gedankenreform« des Gefangenen geschlossen wurde. In einer Versammlung für »Kritik und Selbstkritik« musste dann seine ganze Art des Verhaltens eingehend beurteilt werden. In solchen Versammlungen ging es oft sehr gehässig zu, und Wochen anstrengenden Strebens konnten oft sehr leicht wieder zunichte gemacht werden, indem der Zellenleiter einfach einen negativen Bericht an die Leitung gab.

Mir wurde zunächst überhaupt keine Tätigkeit gestattet. Ich hätte zwar zu meiner eigenen Erleichterung gern eine Beschäftigung gehabt, aber der Gedanke des »Nach-Fortschritt-Strebens« war mir zuwider. Eigenartigerweise schien sich Diao über meine Einstellung sehr zu amüsieren, und er warnte mich freundlich: »Sie wissen, Sie müssen es versuchen!« Diese Bemerkung machte er auf Englisch.

Nach einigen Tagen des Zusammenlebens wurde mir deutlich, dass er in Wirklichkeit nur ein halb bekehrter Opportunist war, soweit es sich um den Kommunismus handelte. Er war ein außerordentlich ehrgeiziger Mensch, und ich hegte keinen Zweifel darüber, dass er es noch zu einem hohen Posten in der neuen Regierung bringen würde. Ich war erstaunt, von ihm zu er-

fahren, dass er Missionare der China-Inland-Mission in Chengdu kannte, sogar einige der evangelistischen Lieder, und wir summteten miteinander »*In my heart there rings a melody*«.

»Sehen Sie«, sagte er einmal zu mir, »Sie sind ein ehrlicher Mensch! Was haben Sie nur hier zu suchen?«

»Wie ich die Dinge sehe, haben sie anscheinend genug Belastungsmaterial, um mich hier einzusperren und dann zu erschießen!«, antwortete ich.

Er verhielt sich mir gegenüber sehr wohlwollend. Seine Kenntnisse über das kommunistische Ideengut waren bei Weitem größer als bei den anderen in der Zelle. Einmal fragte ich ihn nach dem Bildungsstand des Gefängnispersonals und bemerkte gleich selbst dazu: »Bei den meisten scheint nicht viel los zu sein!«

»Nein«, gab er mir recht, »es ist wirklich nicht weit her damit, aber die Hauptsache ist, dass ihre politische Vergangenheit im Sinne des proletarischen Standpunktes sauber ist.«

»Was halten Sie von meinem Fall?«, fragte ich ihn.

»Wenn Sie wirklich die Wahrheit gesagt haben, dann wird am Ende noch alles gut gehen, aber Sie müssen geduldig bleiben.«

Das »klassische Lehrbuch« für unsere Umschulung, die kurze »Geschichte der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft«, das ich inzwischen gelesen hatte, wurde nun eingehend besprochen. In der ersten Woche kam es zu einem allgemeinen Zusammenstoß zwischen allen Zelleninsassen. Jeden Morgen lasen wir drei und jeden Nachmittag zwei Stunden in dem Buch und diskutierten es Absatz für Absatz. Wenn ich jedoch hier den Ausdruck »Diskussion« gebrauchte, so darf man allerdings nicht an ein Diskutieren im üblichen Sinne denken. Es ging dabei vielmehr so zu, dass einer las und ein zweiter den Inhalt des Absatz-

zes in freier Rede wiedergab. Dann hatte ein Zelleninsasse nach dem anderen seine Meinung darzulegen, die, wenn er nur im Geringsten auf seine Freiheit bedacht war, natürlich völlig identisch war mit dem, was das Buch sagte. Daraufhin begann der Zellenleiter oder ein anderer dazu bestimmter Mitgefangener seinen kleinen Vortrag mit den Worten: »Was der Studiengenosse zum Ausdruck gebracht hat, erscheint mir völlig richtig, und ich stimme ganz mit ihm überein. Ich möchte lediglich noch hinzufügen ...«, woraufhin er dann irgendeine Seite darstellte, die übersehen worden war. Die Eigenart dieser »Diskussion« bestand also darin, dass das Ergebnis statt ans Ende an den Anfang gestellt wurde. Es ging um nichts weiter als darum, sich die Einstellung des Lehrbuches, das als Autorität immer recht hatte, gedanklich klarzumachen und anzueignen.

Die Leitung verlangte, dass am Ende einer Diskussionssitzung alle Gefangenen zu einem bestimmten Ergebnis kamen, in dem allerdings die »unfehlbare« Lehre von Marx über den betreffenden Punkt erneut bestätigt werden musste. Begegnete der Zellenleiter einmal unterschiedlichen Auffassungen – und das geschah sehr selten, nachdem jeder »Studiengenosse« erkannt hatte, worum es ging –, so sagte er mit feierlicher Stimme: »Wenn wir Ihr Problem nicht lösen können, so gibt es genug Bücher im Gefängnis. Und wenn die Bücher Ihre Probleme nicht lösen können, dann stehen Ihnen Regierungsfunktionäre zur Hilfe bereit. Die Volksregierung hat unter der Leitung der Kommunistischen Partei die Probleme eines so großen Volkes wie China gelöst. Es wäre wirklich komisch, wenn sie Ihre Probleme nicht lösen könnte.«

Etwa zwanzig »Schulungsstunden« lang wüteten die Zelleninsassen gegen mich in der Frage der Evolutionslehre. Die marxis-

tische Version der Darwin'schen Lehre ist das Herz der athei-
stischen Gesellschaftsauffassung. Nicht daran zu glauben, dass es
allein der Arbeit zuzuschreiben ist, dass der Mensch sich über
das tierische Niveau erhoben hat, wurde als eine der schlimms-
ten reaktionären Irrlehren angesehen. Dass meine *Tung Hsiohs*
nicht aus Protest ihre Kleider zerrissen, war geradezu erstaun-
lich, denn im Übrigen taten sie alles, was in ihren Kräften stand,
um mich von »ihrer« Auffassung zu überzeugen. Je entschiede-
ner und wortreicher sie sich gegen meine christliche Auffassung
stellten, desto deutlicher brachten sie zum Ausdruck, wie »fort-
schrittlich« ihre eigene Gesinnung inzwischen war.

Diese Auseinandersetzungen zogen sich tagelang hin, und
nachts lag ich mit wirrem Kopf und voll quälender Gedanken lan-
ge wach. Aber das war nur der Anfang jener berüchtigten »Ge-
hirnwäsche«, von der ich schon früher manches gehört hatte. Ich
fiel sogar den Wärtern auf – und sie behandelten Gefangene, die
sich der »Schulung« widersetzen, besonders schroff. Selbst mei-
ne Mitgefangenen begannen, mich in zunehmendem Maße zu
hassen. »Dieses rückständige Element in unserer Mitte hält uns
alle auf!«, sagten sie.

Wenn samstags die Versammlung für »Kritik und Selbstkri-
tik« gehalten wurde, bildeten Chang Li und ich die Zielscheiben
der Proteste: Jeden Abend wurde Chang Li mit den schlimms-
ten Anschuldigungen überhäuft, um ihn zu einem Geständnis
zu bringen. Dabei verhielt sich Diao sehr gehässig. Der gemein-
ste Verbrecher auf dem Erdboden hätte kaum mehr geschmäht
werden können. Mit der Zeit musste ich allerdings feststellen,
dass dies ein ganz normaler Vorgang im Gefängnis war. Nach
dem Prinzip, dass man den Unwillen der Masse nie unterdrü-

cken darf – wobei die »Massen« im Gefängnis natürlich aus Gefangenen bestanden –, mischten sich die Vorgesetzten in solche Angelegenheiten nie ein. Ja, man sah dieses Nörgeln und Streiten sogar als festen Bestandteil und notwendigen Ausdruck der »Gedankenreform« an, und die Regierung stützte sich darauf als auf ein vorzügliches Mittel zum Brechen des Widerstandes.

Die erste Woche der Marter war kaum überstanden, als wir beide als Hauptrebelln zum Angriffsobjekt für weitere Beschuldigungen gemacht wurden. Bei den Diskussionen musste jeder Zelleninsasse etwas sagen. Beteiligte man sich nicht an der »Schulung« und den übrigen Versammlungen, so wurde das als ernstes Symptom einer schweren Krankheit gewertet, die ausgemerzt werden musste. Es schien immer noch besser zu sein, wenigstens ein paar Worte zu sagen und dann eine Zeit lang Vorhaltungen über sich ergehen zu lassen, als zu schweigen.

Bezeichnend für diese Art der »Schulungsstunden« war auch die Form der »Selbstkritik«. Da sich ja so offensichtlich schwarze Schafe in der Zelle befanden, machten es sich die übrigen Gefangenen mit ihrer Selbstkritik sehr leicht. Hier ein typisches Beispiel:

»Was mein tägliches Leben betrifft, so muss ich gestehen, dass ich es beim Wischen und Scheuern des Ganges in dieser Woche an Eifer und Gründlichkeit fehlen ließ. Ich hätte mehr leisten können, tat es aber nicht, weil ich meine Gedanken nicht genug auf die tägliche Arbeit konzentrierte. Ich denke ständig über meinen Fall nach. Das muss anders werden, da unter der Vernachlässigung meiner Pflichten alle anderen mitzuleiden haben. Wir stehen in einer Lebensgemeinschaft, und ich muss die allgemeine Sauberkeit mehr fördern. Eine Vernachlässigung dieser Pflicht würde ein Vergehen gegen die Anordnung Punkt 8 bedeu-

ten. Von heute an muss ich beharrlich gegen meine Egozentrität, diese Erbsünde der Bourgeoisie⁶⁶, ankämpfen. Ich muss mich um das proletarische⁶⁷ Denken bemühen, bei dem das Wohlergehen der breiten Massen an erster Stelle steht. Viele Anzeichen deuten darauf hin, dass ich meinen Klassenstandpunkt noch nicht überwunden habe. Ich verspreche, in Zukunft die Gefängnisordnungen besser zu befolgen, eifriger zu lernen, das Gelernte in der Praxis anzuwenden und den übrigen *Tung Hsiohs* eine größere Hilfe zu sein, sodass wir gemeinsam zu einem neuen Leben gelangen können. Sonst fällt mir über die vergangene Woche nichts weiter ein, ich bin aber meinen Studiengenossen für jeden Rat dankbar, der es mir erleichtert, meine Fehler zu erkennen und zu beseitigen.«

Nach einigen weiteren dieser farblosen Selbstkritiken ging es an die schwierigeren Fragen. So wurde zum Beispiel Chang Li aufgefordert, seine Einstellung gegenüber der »Schulung« und das Ergebnis seines »Nachdenkens über die vergangenen Verbrechen« vorzutragen. Daraufhin pflegte Chang Li, der sich vor Wut schon die Lippen blutig gebissen hatte, ein paar Worte darüber zu murmeln, dass sein hartnäckiger Widerstand ein großer Fehler sei und dass er alles tun würde, es in Zukunft besser zu machen. Im Übrigen aber wisse er nichts Neues zu sagen.

Daraufhin fragte dann Diao: »Und was haben die Studiengenossen zu sagen? Der Kamerad braucht zweifellos unsere Hilfe.«

Das Ergebnis war, dass verschiedene der Kameraden einen Schwall durchdachter oder nicht durchdachter Kritik vorbrach-

66 *Bourgeoisie*: Im Marxismus: herrschende Klasse der kapitalistischen Gesellschaft; allgemein: wohlhabendes Bürgertum.

67 *Proletariat*: Arbeiterklasse, also Klasse der abhängig Beschäftigten; marxistisch geprägter Begriff.

ten, die aus einem Gemisch abgedroschener kommunistischer Phrasen bestand.

Dieses Bombardement mit Phrasen und Schlagwörtern wurde bei nahezu jeder Versammlung angewandt und lief ab wie eine sich ständig wiederholende Schallplatte. Dann folgte die Aufforderung der anderen, solch ein »rückständiger« Studiengenosse solle gezwungen werden, seine Einstellung unter Berücksichtigung der gerade geäußerten wertvollen Anschauungen der *Tung Hsiohs* neu zu beurteilen. Damit begann dann die zweite Runde.

Chang Li wurde beispielsweise gesagt, dass dieser zweite Versuch der Selbstkritik völlig ungenügend sei. Er solle noch einmal alles durchdenken und sich bereithalten, am kommenden Abend eine richtige Selbstbeurteilung vorzutragen. Bei mir hielt man sich zunächst noch zurück, aber nach wenigen Wochen verfuhr man mit mir auf ähnliche Weise. Die heftigsten Angriffe richteten sich gewöhnlich gegen meinen Glauben, der immer mit »Imperialismus« gleichgesetzt wurde. Auch Diao wurde nun sehr deutlich. Zuerst kritisierte er meine Einstellung gegenüber meinen Verbrechen. Mein Hauptfehler bestehe in meiner »*Cho Hsing Bing*«, in meiner krankhaften Ungeduld. Nur durch Geduld und rücksichtslose Selbstbeurteilung könne ich meine Verbrechen erkennen und gestehen. Dann hielt er mir eine Predigt über das Hindernis, das mein Glaube für meinen Fortschritt in Richtung auf den Standpunkt des Volkes darstelle. Später sagte er mir auf Englisch: »Den ersten Teil meiner Rede können Sie ernst nehmen, aber das andere muss ich einfach sagen um der Übrigen willen.«

Ich wurde ganz wirr und durcheinandergebracht von dem ständigen Kreislauf dieser tragischen Narrenszenen. Auf Diao

konnte ich mich sicher nicht verlassen. Durch Paragraph 18 der Gefängnisordnung war er gezwungen, meine Propagierung der christlichen Lehre zu melden. Etwa dreimal wurde ich gewarnt: »Dies ist ein Gefängnis«, erklärte mir Herr Fan, »und nicht etwa ein christliches Versammlungshaus.«

Man machte mich dann mit einem weiteren Gedankengang vertraut, dass nämlich die Regierung den Fortschritt in der Reform eines Gefangenen in engem Zusammenhang mit seinen Verbrechen beurteile. Demnach konnte die Strafe eines Schwerverbrechers, der seine Gesinnung im Gefängnis schnell und gründlich änderte, von etwa fünfzehn Jahren auf vielleicht drei Jahre verkürzt werden. Später erlebte ich selbst ein solches Beispiel. Andererseits konnte ein Mann, der nur ein kleines Vergehen begangen hatte, wenn er der Umschulung ständig widerstrebte, nie wissen, ob er das Gefängnis überhaupt noch einmal verlassen könne. Mir wurde das oft deutlich vor Augen gehalten. Meine Lage war somit wohl noch aussichtsloser, als ich sie mir vorgestellt hatte. Sie begnügten sich also nicht allein mit meinem Geständnis, sie wollten meine Seele.

In meinem Innern begannen neue Kämpfe. Bisher hatte ich immer noch für meine Anschauungen geradegestanden, aber jetzt begann ich manchmal, ihnen in den Verhören auf ihre Fragen auszuweichen. Die Lage war so aussichtslos, dass die Versuchung an mich herantrat, einen Kompromiss zu schließen. Aber ich kämpfte weiter.

Während dieser ganzen Zeit blieb meine Verpflegung einigermaßen ausreichend. »Wir sind nicht so wie die Imperialisten, die ihre Gefangenen schlecht behandeln. Sie bekommen zu essen, und wenn Ihnen kalt ist, geben wir Ihnen auch Kleidung. Weil

Sie ein Ausländer sind, geben wir Ihnen sogar bessere Verpflegung als den anderen. Wir wissen, dass Sie eine bessere Kost gewöhnt sind als wir. Aber wie vergelten Sie uns das alles? Denken Sie nur einmal darüber nach!«

Ich erinnerte mich an das Bild einer chinesischen Folterszene, das ich als Kind einmal in einem Buch gesehen hatte. Da war das Opfer in einen kleinen hölzernen Kasten eingeschlossen worden, der es völlig deformieren und verkrüppeln musste. Der Deckel wurde fest verschlossen, und durch ein kleines Loch wurde ihm Verpflegung gereicht. Auf diese Weise musste das Opfer zwar am Leben bleiben, aber hoffnungslos verkrüppelt werden. Genau das schien jetzt mit mir zu geschehen. Ich wurde eingeschlossen in das satanische Gerüst des Marxismus, der Deckel wurde langsam verschlossen, aber noch wurde ich am Leben erhalten. Zu welcher Deformierung würde das führen? Zum Abfall vom Glauben oder zum Wahnsinn? Wüsste man zu leben, so wurde einem mit dem Tod gedroht. War man dagegen bereit zu sterben und sagte man: »Machen Sie mit mir, was Sie wollen«, so bestanden sie darauf, dass man am Leben blieb, jedoch so zu leben lernte, wie sie es verlangten.

Für einen Menschen, der keine eigene Überzeugung hatte, brauchte das nicht schmerzhaft zu sein, aber für jemanden, der mit Christus lebte, war es ein höchst qualvoller Prozess. Aber Gottes Leben in mir war der einzige Garant für den Sieg. Sein mächtiger Arm konnte mich aus dem Rachen des Löwen befreien und so den Tausenden von Gebeten Erhörung schenken, die in der ganzen Welt um mich zu Gottes Thron aufstiegen. Ich wusste nichts davon, aber manchmal sah Diao mich an und sagte bewundernd: »Sie sind stark!« Und dann bezeugte ich, dass Christus meine Stärke war.

Mit Chang Li hingegen ging es Tag für Tag bergab. An ihm lernte ich, wie man sich *nicht* verhalten durfte, wenn man so unter Druck gesetzt ist. Andauernd befragten ihn die Funktionäre über seine Einstellung der Regierung gegenüber. Diao merkte sich die Vorgänge bei den Abendversammlungen sehr gut und nahm sie in seinen täglichen Bericht auf. Ein Patient mit so »hoher Temperatur« benötigt zu seiner Abkühlung drastische Maßnahmen. Der Tag dafür kam.

Chang Li war gerade bei einem Verhör. Plötzlich hörten wir vom Gang her das furchtbare Rasseln von Ketten. Wir sahen zum Eingang, und da lehnte Chang Li, im wahrsten Sinne des Wortes zusammengefallen vor Entsetzen. An seinen Füßen befanden sich schwere Eisenringe, durch eine Kette miteinander verbunden. Seine Hände waren auf dem Rücken durch kleine, grob geschmiedete chinesische Handschellen gefesselt. Niemand sprach ein Wort. Chang Li schleppte sich hinüber zu seinem Lager und setzte sich unter größten Schwierigkeiten hin. Das letzte Stück fiel er regelrecht.

Diao war der Erste, der diesen furchtbaren Bann des Schweigens durchbrach. »Sie müssen jetzt danach streben, die Ketten wieder loszuwerden!«

Doch Chang Li schüttelte nur schwach seinen Kopf: »Ich werde sie nie mehr wieder loswerden.«

»Oh doch, ganz bestimmt! Es gibt keinen einzigen Gefangenen, dem es nicht durch eifriges Streben gelingen könnte, endlich seine Ketten abzuschütteln.«

Für Chang Li begann nun eine Periode der Verhöre, deren Zeuge zu sein schon schrecklich war. Tag für Tag dauerten die wütenden Diskussionen in der Zelle an. Es waren wirklich

Kampf-Diskussionen, nur dass sie uns allmählich zur Gewohnheit wurden und so keinerlei Druckmittel mehr bedeuten konnten. Diese neuen Verhöre nannte man »Ausquetschverfahren«. Jeder Einzelne erklärte Chang Li die Grundsätze der Regierung und flehte ihn an, doch ja zu gestehen, was er noch verberge. Diao betonte, dass die Volksregierung niemals einen Menschen verhafte, der nicht eine ganz bestimmte Schuld auf sich geladen habe. Wenn die Massen organisiert worden seien, könne nichts mehr unbemerkt bleiben.

Je mehr man in Chang Li eindrang, desto wütender wurde er und schrie herausfordernd: »Jawohl, ich bin ein Geheimagent, und ebenso meine Frau und alle meine Kinder!« Dieses Geständnis gelangte aufgrund des stets wirksamen Paragraphen 18 zu den Ohren der Funktionäre, und Changs Lage wurde nur noch ernster.

Einerseits musste ich zwar feststellen, dass Chang Li sehr unklug handelte, doch andererseits tat er mir sehr leid. Nachts war es besonders schlimm mit ihm. Wenn er, die Hände auf dem Rücken gefesselt, urinieren musste, so wurde er hinterher hart kritisiert, weil er die Regel allgemeiner Sauberkeit missachtet hatte. Dann wagte bei Nacht, während es schon sehr kalt war, kaum jemand, ihn mit dem Bettzeug zuzudecken, um nicht des Mitleids einem hartnäckigen Reaktionär gegenüber bezichtigt zu werden. Ich half ihm einmal, und sofort bemerkte einer der Mitgefangenen: »Das haben Sie aufgrund Ihrer religiösen Überzeugung getan!« Einmal nahm mich Herr Hu heraus und fragte mich freiweg: »Haben Sie Mitleid mit Chang Li? Oder glauben Sie, dass er diese Behandlung nicht verdient?« Ich murmelte etwas vor mich hin in dem Sinne, dass er natürlich eine gerechte Strafe verdiene, falls er ein gegen die Regierung begangenes Verbrechen verber-

ge. Die Funktionäre hassten meine ausweichenden Antworten, und ich selbst verabscheute sie auch, denn sie vergrößerten meine inneren Konflikte.

Für Chang Li kam jetzt die furchtbarste aller bisherigen Prozeduren, die man an ihm vorgenommen hatte: Acht Tage und sieben Nächte wurde er ununterbrochen vernommen. Im Durchschnitt betrug die Zeit zwischen den Verhören nicht mehr als zwei Stunden. Den ganzen Tag und während der Nacht wechselten sich die Fragesteller gegenseitig ab, und Chang hatte jedes Mal eine beträchtliche Entfernung zum Gerichtssaal zurückzulegen, sodass die Eisen schon tiefe Wunden in sein Fleisch geschnitten hatten. Ich erinnere mich daran, dass er sich bei diesen Gängen einen bösen Schnupfen holte und doch nicht in der Lage war, sich die Nase zu putzen. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich weit nach vorn zu beugen und sich die Nase an den Hosenbeinen zu säubern.

Unter diesem Druck begann Chang Li sich die unglaublichsten Geschichten zusammenzureimen, die wirklich albern waren und den übrigen Zelleninsassen lästig fielen. Unser Universitätsprofessor hatte den Auftrag, alles aufzuschreiben und vorschriftsmäßig zu melden. Dass diese Art der Protokolle Changs Lage nicht verbesserte, lag klar auf der Hand. Schließlich gaben die Funktionäre ihre Bemühungen um ihn eine Zeit lang auf, aber er blieb weiterhin in Ketten.

Während dieser ganzen Vorgänge hatte ich mein Bett neben ihm. Zweifellos hatte das seinen besonderen Grund, und sicher war ich der Nächste auf der schwarzen Liste. Die Anordnung der einzelnen Bettstellen vollzog sich nämlich immer nach diesem Prinzip, wodurch ein weiteres Druckmittel in spitzfindiger

Weise zur Anwendung kam. Unser Zellenleiter Diao wurde abgelöst, und der Genosse Kuomintang-General, der inzwischen »reformiert« worden war, übernahm die Leitung. Ein weiterer »Studiengenosse« kam hinzu, der Kapitän des Jangtse-Dampfers. Er war schon ein älterer Mann und leicht reizbar. Deshalb, und weil er Nachrichten von der Außenwelt im Gefängnis verbreitet hatte, waren auch seine Hände hinter seinem Rücken gefesselt worden. Da er überdies ungeheuer stur war, brachte er seine Mitgefangenen oft genug zur Raserei, und ich erinnere mich, dass er anlässlich eines Gesprächs über irgendeinen Aberglauben den Zellenleiter derart in Wut versetzte, dass der ihn beim Schopf ergriff und heftig gegen die Wand stieß. Am Abend machte der Zellenleiter dann eine kurze Bemerkung der Selbstkritik, und damit war diese unerlaubte Gewalttätigkeit erledigt. Es dauerte monatelang, bis der Kapitän von seinen Handschellen befreit wurde, und dann musste er feststellen, dass einer seiner Arme erlahmt war. Er konnte ihn nicht mehr über seinen Kopf heben.

Zu dieser Zeit wurde auch eine große Kampfversammlung gegen einen französischen Pater und eine junge Japanerin organisiert, die beide der Spionage beschuldigt waren. Alle Gefangenen, damals mehrere hundert Männer, wurden zusammengetrommelt, um Kritik zu üben, die beiden anzuschreien und gegen sie loszuwüten.

Der katholische Pater antwortete tapfer: »Ihr mögt mich hinrichten, aber ich werde niemals eure ›Gedankenreform‹ annehmen!«

»Was sollen wir mit ihm machen?«, fragten die Funktionäre uns Gefangene.

»Legt ihm Handschellen und Fußketten an!«, lautete das »einstimmige« Urteil. Dieser Vorschlag wurde sofort in die Tat umgesetzt.

Dann musste das japanische Mädchen vor allen Männern ein Geständnis über ihre Verbrechen ablegen. Nach der allgemeinen Kritik sagte sie, sie wolle über die Meinung der *Tung Hsiohs* nachdenken. Das Urteil der Mitgefangenen lautete, man solle ihr eine Chance geben. Aber zwei Wochen später trug auch sie Handschellen.

In den »Schulungsstunden« hatte ich versucht zu betonen, dass ich den Imperialismus verurteile. Als ich dann noch hinzufügte, dass in der modernen Christenheit der westlichen Welt sich vieles weit von dem Urbild der christlichen Lehre entfernt habe, ja, dass dieses moderne Christentum manchmal sogar die Ausweitung des britischen Commonwealth⁶⁸ gebilligt habe, glaubten meine Mitgefangenen, dass ich in meiner »Reform« einen bedeutsamen Schritt vorwärtsgegangen sei. Ich sagte weiter, dass ich überall, wo ich von einem solchen Geist beeinflusst worden sei, zu dem ursprünglichen Geist Jesu zurückkehren wolle. Nachdem ich dies etwas weiter ausgeführt und Beispiele aus der Geschichte angeführt hatte, sagte mir der Funktionär, dass ich zwar einen gewissen Fortschritt gemacht habe, dass es mit mir aber noch viel zu langsam voranginge.

Mit diesem Signal wurde eine neue Offensive gegen mich gestartet. Der ganze Druck der vergangenen Ereignisse in Verbindung mit einem gewissen leichten Nachgeben in einem Punkt der Umschulung bedeutete für die Funktionäre, dass die Zeit für neue Maßnahmen reif war. Der Kuomintang-General war zweifellos ein wesentlich besserer Zellenleiter als Diao. In ihm war

68 *Commonwealth*: Staatenverbund, entstanden aus den Kolonien des Vereinigten Königreichs.

Gott mir sehr gnädig. Die meiste Zeit über musste ich mich in der Zelle Kreuzverhören unterziehen, daneben kam es zu zahlreichen Verhandlungen im Gerichtssaal, denen oft noch Besuche von Funktionären in der Zelle folgten. Mein gesamter Lebenslauf von der Zeit an, als ich England verlassen hatte, bis zu meiner Gefangennahme wurde so genau untersucht, wie es bisher noch nicht geschehen war. Jede Einzelheit wurde sowohl in der Zelle als auch im Gerichtssaal zur Sprache gebracht und beurteilt. Ich hatte eine vollständige Darstellung meiner Tätigkeit und aller Verbindungen aufzuschreiben. Es waren 33 eng beschriebene Seiten in englischer Sprache.

Vieles davon war das Ergebnis von »*Chi fa*«. *Chi fa* ist von manchen als eine Art Verführung bezeichnet worden. Auf dem Gebiet des Denkens ist es ganz einfach der Prozess, bei dem jemand durch geschickte Fragestellung und Suggestion dazu geführt wird, sich an Dinge zu erinnern, die normalerweise von sich aus nur schwer oder überhaupt nicht hätte ins Gedächtnis zurückrufen können. Zweifellos lag ein sehr starkes Element der Verführungskunst darin, und es wurde sowohl von den Funktionären als auch von den Gefangenen als ein wichtiges Instrument gebraucht, um ein tief greifendes Geständnis zu erwirken. »Lockverfahren unter Zuhilfenahme von Manipulation« ist vielleicht eine bessere Definition des kommunistischen *Chi fa*.

Jeder Abschnitt meiner Darstellung wurde den Mitgefangenen vorgelesen. Dann wurde er von ihnen analysiert, kritisiert und reichlich zerpflückt. Daraufhin musste ich ihn neu schreiben, bis er schließlich von allen Zelleninsassen akzeptiert wurde. Jede Einzelheit musste vom »Standpunkt des Volkes« aus dargestellt werden, sodass ich schließlich von einem Missionar,

der möglicherweise an einigen Punkten Fehler begangen und politische Kompromisse geschlossen hatte, zu einem internationalen Spion wurde, der unter dem Deckmantel der Religion sein Handwerk betrieb. Schwarz wurde dabei zu weiß, weiß wurde schwarz, und moralische und geistliche Werte schienen schließlich nichts weiter als leere Worte zu sein.

Der erste Absatz wurde endlich anerkannt, und ein Funktionär teilte mir mit, dass sich wohl ein gewisser Fortschritt zeige, aber noch lange nicht genug. Für die nächsten beiden Wochen wurden nun erneute Kampfdiskussionen anberaumt. Nach dem Jahr der Einsamkeit und all den anstrengenden Monaten des Gedankenkrieges stellte dieser erneute Druck eine ernste Bedrohung für mich dar. In der Zelle musste ich meine Einstellung beurteilen und Auskunft geben über alle möglichen Ereignisse in meinem Leben, während die Mitgefangenen mich durch ihre oftmals unverschämte Kritik reizten und zur Stellungnahme herausforderten. Blieb ich einfach ruhig sitzen, ohne etwas zu sagen – was ich gelegentlich für eine gute Waffe hielt –, so steigerte sich die Empörung meiner *Tung Hsiohs* bis zu Wahnsinnsausbrüchen, und einmal spuckte mir einer ins Gesicht.

Einige Tage hielten diese Kampfdiskussionen an. Dann kam mein Hauptfunktionär und setzte sich zu mir in die Zelle. Seine Worte wirkten auf mich wie Keulenschläge. Man hatte mir vorher schon gesagt, dass ich durch meine hartnäckige Weigerung, meine Beziehungen zur britischen Regierung einzugestehen, mein Leben in gefährlicher Weise aufs Spiel setzte. Jetzt erklärte mir der Funktionär vor der gesamten Zelle mit feierlicher Stimme: »Es gibt Verbrecher, die warten so lange, bis sie zur Hinrichtung geführt werden, dann erst gestehen sie. Bull gehört zu

dieser Sorte. Alle Bemühungen um ihn können nun eingestellt werden.« Damit ließ er mich allein.

Auch Funktionär Fan besuchte mich in diesen Tagen. Er sagte sehr ernst und ruhig: »Sie können sich darauf verlassen, dass wir in Peking auch Ausländer hingerichtet haben. Geben Sie sich keinen Illusionen hin: Ihre britische Staatsangehörigkeit schützt Sie nicht vor dem Tod, darüber müssen Sie sich einfach im Klaren sein!«

Da die Bemühungen um mich nun aufhörten und meine Verhöre anscheinend zu einem Abschluss kommen sollten, kam ich zu der Überzeugung, dass man mich endlich, nachdem ich mich nun schon seit achtzehn Monaten in kommunistischer Haft befand, zum Tode verurteilen wolle. Es schien, als sei mir damit eine große Last vom Herzen gefallen. Durch die Hölle auf Erden, denn das hatte diese Art von »Schulung« für mich bedeutet, war ich zu der Auffassung gekommen, dass der Tod für mich doch ein wunderbarer Ausweg sei. Die »Studiengenossen« ertappten mich dabei, wie ich vor mich hin flötete. Warum ich das täte, wollten sie wissen, denn es war üblich, dass man seine Mitgefangenen bei dem geringsten außergewöhnlichen Verhalten nach den Motiven dazu fragte. Alle Gedanken mussten zutage gefördert werden, nichts durfte geheim oder verborgen bleiben. »Was halten Sie von den Ausführungen Ihrer Funktionäre?«, fragten sie mich. »Ich nehme an, dass ich zum Tode verurteilt bin!«, antwortete ich ihnen, und sie lachten. Diesmal lag aber keine Grausamkeit darin.

Bis jetzt hatte ich regelmäßig weitergebetet, nur zum Nachdenken über Bibelabschnitte hatte ich keine Zeit mehr gefunden. An den Sonntagen hatte ich zwar noch versucht, mir einzelne Bi-

belteile in Gedanken zu vergegenwärtigen, da dieser Tag weiterhin für Lektüre und Flickarbeiten frei gehalten wurde, aber jetzt reichte meine Kraft nicht mehr dazu aus.

Satan setzte nun zu einem neuen Schlag an. Ich dankte im Gebet für die Verpflegung, die uns gerade gereicht wurde, wie ich es immer schon getan hatte. Da wurde ich erbarmungslos angegriffen: »Es ist nicht Gott, der Ihnen dieses Essen gibt, es ist die Mühe des schwer arbeitenden chinesischen Volkes.«

Der Vorfall wurde gemeldet, und ein Funktionär teilte mir in unmissverständlicher Weise mit, dass in diesem Gefängnis jeder Ausdruck eines religiösen Glaubens verboten sei.

Als ich bei einer anderen Gelegenheit den Namen Jesu erwähnte, stieß der Universitätsprofessor eine hässliche Gotteslästerung aus. Und als sie herausfanden, dass ich immer noch im Stillen betete, sagten sie das dem Wärter, und ich musste eine Zeit lang strammstehen. Dies war eine der üblichen Formen der Demütigung.

»Sie haben nicht zu beten!«, wurde mir gesagt. »Hier gibt es keine Religionsfreiheit für Sie. Dieses Recht gilt allein dem Volk, verstehen Sie das?«

»Ich verstehe!«, antwortete ich, ohne damit zu versprechen, dass ich in Zukunft nicht mehr beten würde.

Die Geduld, die Gott mir gab, meinen Peinigern und Anklägern zu begegnen, muss ich heute wirklich als Wunder ansehen. Das war allein sein Werk, aus eigener Kraft hätte ich mich nicht so verhalten können. Das Gebet half mir siegen, obwohl ich körperlich und seelisch schwach und anfällig war. Keine »Umschulung« konnte seine erlösende Liebe tilgen.

ZWANGSJACKEN- BEHANDLUNG FÜR GESUNDE



»Er kam in das Eisen.«

PSALM 105,18

Von Zeit zu Zeit wurden im ganzen Gefängnis »Säuberungsaktionen« veranstaltet. Oft fielen sie zusammen mit riesigen Kampagnen ähnlicher Art, die sich über ganz China erstreckten. Manchmal allerdings handelte es sich auch um völlig interne Anstrengungen im Zuge der »Gedankenreform«. Die erste dieser Gefängniskampagnen erlebte ich im Dezember 1951, nachdem wir alle die »Strafbestimmungen zur Behandlung von Gegenrevolutionären« studiert hatten. Bis dahin kannten wir die Politik der Regierung nur im Allgemeinen, etwa durch den Wahlspruch: »Härte und Milde sind hier vereint«, oder durch andere allgemeine Schlagworte.

Jetzt geschah etwas anderes. Jetzt wurden die verschiedenen Klassen der Verbrechen klar und deutlich dargestellt und uns schwarz auf weiß vorgelegt. Jeder Gefangene wurde aufgefordert, abzuschätzen, wie lange seine Haftzeit dauern würde. Die Verbreitung von Gerüchten wurde am mildesten bestraft, gewöhnlich nur mit drei Jahren. Nahezu alle anderen Strafen reichten von fünf Jahren bis zur Hinrichtung, entsprechend der Schwere des Verbrechens im Einzelnen. Praktisch konnte allerdings jedes Verbrechen so dargestellt werden, dass die Todesstrafe die einzig mögliche Sühnung war.

Wir Gefangenen sahen dieses so manche Hoffnung zerstörende Dokument des Strafkatalogs mit größter Sorge. Ein »Studien-genosse« erzählte uns, dass er in einem anderen Gefängnis einer Urteilsverkündung beigewohnt habe, und dass – von ein oder zwei Urteilen abgesehen – alle anderen Strafen sehr schwer ausgefallen seien, meist zehn bis fünfzehn Jahre.

Die Funktionäre forderten uns auf, besonders Artikel 14 zu beachten, in dem es hieß, dass solche Reaktionäre, die ein offenes Geständnis ablegten und wahre Reue zeigten, ein mildes Urteil und in manchen Fällen sogar Freispruch erwarten könnten. Wenn wir nach Artikel 14 strebten, hätten wir nichts zu befürchten. Das gab den Anstoß zu einer neuen Welle von Geständnissen unter sämtlichen Gefängnisinsassen.

Ein Funktionär kam auch in unsere Zelle und fragte mich: »Was erwarten Sie als Ihre gesetzliche Strafe?«

»Mindestens elf Jahre!«, sagte ich und hätte, wie ich später in dem Strafkatalog herausfand, eigentlich vierzehn sagen sollen. Und mit Ernst fügte ich hinzu: »Im schlimmsten Falle die Hinrichtung.« Vom Standpunkt der Volksregierung aus gesehen war dies tatsächlich meine Situation.

Im April 1952 ging eine weitere Säuberungswelle durch ganz China, diesmal gegen jede Art von unerlaubten Handlungen gerichtet. Diese Kampagne hatte zwei Seiten. Die eine bestand aus den drei »Antis«: Anti-Korruption, Anti-Verschwendung und Anti-Bürokratie. Das Hauptziel dieser Seite der Kampagne war die Säuberung der Regierungsstellen von allen unerwünschten Elementen und unzuverlässigen Mitarbeitern.

Zweifellos taten diese Aktionen China in mancher Hinsicht sehr gut, darin werden mir wohl alle zustimmen, die China unter

der Kuomintang-Regierung gekannt haben. Aber die extremen Ausmaße, die diese Wellen annahmen, waren einfach niederschmetternd. Allein in Tianjin erhielt die Regierung 30 000 Denunziationen, und nach den Statistiken wurden achtzig Prozent der bürgerlichen Klassen des einen oder anderen Vergehens für schuldig befunden.

Diese Kampagnen brachten die Arbeiter in eine unangreifbare Machtposition, soweit es praktische Angelegenheiten in der Industrie betraf, ebenso wie vorher die Landreform das ganze Farmwesen unter die uneingeschränkte Kontrolle der Bauern gebracht hatte.

In unserem Gefängnis entzündeten diese Säuberungswellen einen Brand, wie ich ihn nie zuvor erlebt hatte. Die rauen Schreie der Kampfdiskussionen in den verschiedenen Zellen waren den ganzen Tag über zu hören, oft bis tief in die Nacht hinein. Es herrschte ein Lärm wie in einem Irrenhaus. Manche Kampfdiskussionen wurden bis vier Uhr morgens weitergeführt, wobei das unglückliche Opfer dann von einer erschöpften Zellenbesatzung zu einer anderen gebracht wurde, damit die ermüdeten Gefangenen sich ausruhen konnten und eine »frische« Gruppe mit verstärktem Druck fortfuhr. Ein Mann musste sechs Wochen ununterbrochen – mit Ausnahme eines einzigen Tages – solche Kampfdiskussionen über sich ergehen lassen und stand so lange vor seinen Folterern, bis seine Füße geschwollen waren.

Manchmal musste ein Gefangener in solchen Fällen auch noch für lange Zeit seine Hände hochhalten oder sich so hinstellen, dass seine Zehen nach innen gekehrt waren. Das waren nur kleine Foltern, aber sie wirkten doch sehr zermürend. Solche Raffinessen wurden meist von den Gefangenen selbst erdacht, und

die Gefängnisleitung hatte selten etwas dagegen. Ketten, Handschellen und Fußfesseln wurden zu einem gewohnten Anblick für uns. Viele Furchtsame beichteten, wo sie ihr Geld versteckt hatten. Es wurde behauptet, eine japanische Spionin, die Frau eines sehr reichen Chinesen, habe 30 000 US-Dollar und Wang Ling Chi, der ehemalige Oberkommandierende der Kuomintang-Armee, der sich auch in unserem Gefängnis befand, habe eineinhalb Tonnen Gold ausgeliefert. Wenn man die ungeheure Kluft zwischen Wohlhabenden und Armen im alten China bedenkt, so kann man sich kaum darüber wundern, dass es zu einer Revolution kam.

Jedoch war auch das Verhalten von Vertretern der westlichen Welt in China in vielen Fällen so unerhört, dass man sich schämen muss, und die spätere Behandlung der westlichen Ausländer im Land ist wenigstens zu einem Teil die Frucht der Saat von Misstrauen, Hass, Unehrlichkeit und Unmoral gewesen, die von niedrigen Elementen der weißen Rasse gesät wurde. Man sollte niemals vergessen, dass unter einer guten Regierung eine kommunistische Revolution praktisch unmöglich ist.

In dieser neuen Welle gab es auch für Chang Li wieder weitere Kampfdiskussionen, und der alte Flusskapitän übergab sein ganzes Hab und Gut, soweit es irgendwelchen Wert hatte.

»Ist es wirklich Ihr Wunsch, dass diese Gegenstände in den Besitz der Volksregierung übergehen?«, fragte ihn der Funktioniär. »Es muss Ihr ausdrücklicher, persönlicher Wunsch sein!«

»Ja, es ist mein persönlicher Wunsch!«, gab er ohne Murren zur Antwort.

Anfang Mai wurde ich in eine andere Zelle überwiesen. Sie war auf der ersten Etage, grenzte mit ihrer Nordseite an den Hof

und war ziemlich langweilig. Ich befand mich noch nicht lange darin, als eine neue Kampagne anlief. Diesmal handelte es sich um eine interne Welle zur Verschärfung der Gefängnisdisziplin.

Im Juni wurde ich plötzlich nachts aus meiner Zelle gerufen. Das war erst einmal geschehen, seit ich mich in diesem neuen Gefängnis befand. Ich wusste, dass es ein ernstes Zeichen war.

Es war eine prächtige tropische Nacht. Die Luft war voll vom Geräusch summender Insekten. Ich wurde zu einem weit entfernten Gebäude am Berghang gebracht. Der leitende Funktionär schnaubte vor Wut. Ich musste strammstehen zur Selbstbesinnung, während alle anderen den Gerichtssaal für einige Zeit verließen. Aber schon nach kurzer Zeit kam der leitende Funktionär zurück, erteilte mir eine kurze, geharnischte Lektion, in der er mir zu verstehen gab, dass ich ihm nicht mehr bedeute als ein Stück Holz oder ein Stein, und dann entließ er mich wieder in meine Zelle.

Ich war immer bemüht, den Posten gegenüber gehorsam zu sein. Chang Li war einmal wegen eines Wachtpostens, der ein aufgepflanztes Bajonett trug, in Wut geraten, hatte seine Weste aufgerissen und ihm die Brust entgegengereckt mit dem Ruf: »Nun los! Töte mich jetzt!« Ich konnte, weil ich Christ bin, meinem Zorn nicht freien Lauf lassen, sondern musste gerade in den schwierigsten Lagen immer nur auf den sehen, der geschlagen wurde und nicht widerschlug.

Eines Tages kam Funktionär Hu in unsere Zelle und erklärte mir, dass ich zusammen mit den anderen Gefangenen jeden Morgen im Hof spazieren gehen dürfe. Seit meiner Ankunft in Chongqing im Januar 1950 hatte ich keinerlei körperliche Betätigung mehr gehabt. Jetzt war es August 1952. Wenn es noch lan-

ge so weitergegangen wäre, hätte sich mein Gesundheitszustand zweifellos sehr verschlechtert. Doch Gott sorgte für mich. Rückschauend kann ich nur immer wieder erkennen, wie sich seine bewahrende Hand wieder und wieder über mich breitete als Antwort auf die zahllosen Gebete für mich. Bevor der Sommer zu Ende ging, wurde mir auch dreimal gestattet, draußen zu baden. Wieder unter der heißen tropischen Sonne, mit einem herrlichen Blick in die Weite der Berge im Wasser zu sitzen, war fast so viel wie ein Atemzug der Freiheit. Wie wir doch durch Drangsal lernen, für alles dankbar zu sein!

Seit einiger Zeit hatte eine neue Phase des Studiums für uns begonnen. Ursprünglich wurde im Gefängnis keine Zeitung gedruckt. Jetzt aber erhielten wir die offizielle Chongqing-Zeitung, die »Tagesnachrichten des Neuen China«, und sie wurde Gegenstand gemeinsamer Lektüre und Diskussion. Zunächst wurde mir geboten, den ganzen Morgen ruhig in der Zelle zu sitzen, während die anderen ihre Lesezeit hatten. Das geschah zweifellos darum, weil ich noch nicht »gefügig« war. Ich brauchte noch Zeit zur Selbstbesinnung.

In den kommunistischen Zeitungen sind alle Mitteilungen zur »Schulung« bestimmt. Sie werden nicht in erster Linie gedruckt, um Neuigkeiten zu bringen, sondern um politische Instruktionen zu geben. Ich bekam allmählich einen Einblick in die neue Gesellschaft, so wie sie von ihren eigenen Meistern beschrieben wurde. Die Statistiken über Errungenschaften des Wiederaufbaus waren erstaunlich, obwohl der aufgeblähte Selbstruhm und Stolz über die eigenen Leistungen mich anwiderten. Die eindrucksvollen Stauseeprojekte, der Ausbau der Eisenbahnen, der Bau von Fabriken, die gesteigerte Produktion von Baum-

wolle und Reis sowie die allgemeine Stabilisierung der gesamten Volkswirtschaft stellten wirklich enorme Errungenschaften dar, und man konnte sich mit dem leidgeprüften chinesischen Volk nur freuen über jede Einzelheit in diesen Berichten des Fortschritts, soweit sie auf Tatsachen beruhten. Das ganze Volk schien zu Kräften zu kommen. Die breiten Massen, die zu einem harten Wettbewerb aufgerüttelt worden waren, konnten nun wenigstens etwas ernten aus den Trümmern der letzten Jahre.

Und die andere Seite des Lebens, die geistigen Gebiete? Nach all dem, was ich gelernt und gelesen hatte, unternahm diese riesige Nation mit ihren damals mehr als 500 Millionen Menschen mithilfe eines zielbewussten und gut organisierten Propaganda-Apparates eine völlige Neuorientierung ihres gesamten Denkens. Mit der Machtübernahme durch Mao und seine Kommunistische Partei wurde die neue marxistische Weltanschauung und die Volksregierung in einzige Autorität zusammengefasst.

In einem solchen Staat ist es nur ein Schritt von »Ketzerei« zu »Verrat«. Untreue gegenüber dem Ideal ist bereits die Saat zur Untreue gegenüber der Regierung. Hier ist der Boden bereitet für die furchtbarste Tyrannei im Namen des höchsten Gutes. Die Religion Mohammeds, die Autorität und das Glaubensbekenntnis der Inquisition sowie der Lamaismus in Tibet sind alle nur Auswirkungen des gleichen Prinzips. Alle diese menschlichen Königreiche folgen dem gleichen Muster und sind nichts anderes als antigöttliche Nachahmungen des himmlischen Königreichs, in dem Christus in vollkommener Gerechtigkeit der Herrscher des Volkes ist und zugleich Gegenstand seiner Anbetung.

Im derzeitigen China war die Umschulung durch die von der Regierung unterstützten Agenturen in vollem Gange. Presse, Ra-

dio, Erziehung, Unterhaltung und – als wichtigstes Mittel – die Diskussionsgruppen standen dafür zu Diensten. In der Universität, der Schule und dem Büro, in Stadt und Land, ja, sogar in der Kirche und den Privathäusern wurden mithilfe der Diskussionsgruppen die elementaren Lehren des Marxismus ins Volk eingepflegt. Unter der sehr scharfen Schulungszensur musste jedes Desinteresse am Besuch der Versammlungen und jeder störrische Widerstand gegenüber der neuen Lehre offenbar werden und gefährlichen Verdacht erwecken. Und das konnte in Verbindung mit einem unbedachten Wort der Kritik in der Fabrik, mit einem Fehlgriff bei der Arbeit oder irgendeiner Pflichtverletzung zur Anprangerung als »Saboteur« oder »Gegenrevolutionär« führen. Hier erhielten Meinungs- und Glaubensfreiheit ihren Todesstoß. Das geschah nicht so sehr durch das Gesetz, denn das »garantierte« ja eine solche Freiheit, sondern vielmehr durch den gesellschaftlichen Druck, der auf jedes einzelne Glied des Volkes ausgeübt wurde. Das ehrbare Volksbürgertum wurde allein nach Loyalität gegenüber dem marxistischen Ideal gemessen. Diese Autorität behauptete von sich, allein für das höchste Wohl des Volkes einzutreten. Jeder Gedanke, der ihrem eigenen System oder ihren Idealen fremd war, wurde als feindlich angesehen und musste rücksichtslos ausgemerzt werden.

Mao Tse-tung proklamierte, dass – nach dem militärischen Erfolg der Revolution – eine der ersten Pflichten des Staates die sei, eine »Gedankenreform der Intellektuellen« durchzuführen. Die klugen, wenn auch oft sehr gekünstelten Selbstkritiken des einen oder anderen prominenten Intellektuellen Chinas wurden uns als Beispiele in den Zeitungen vorgestellt. Durch eine lange und äußerst durchdringende Kampagne in Universitäten und

Pädagogischen Hochschulen wurde jede unmarxistische Denkweise angeprangert und verleumdet, sodass bis auf die ganz Mutigen alle zum Schweigen gebracht wurden.

Andererseits hatte diese Entwicklung in China zur Folge, dass jener riesige Teil von Analphabeten durch so moderne Methoden jetzt zum Lesen kam und man erwarten kann, dass es bald keine des Lesens unkundigen Chinesen mehr geben wird. Aber für diese Riesenarmee neuer Leser stand, soweit ich das beurteilen kann, allein Literatur marxistischer Prägung und darüber hinaus höchstens noch fachliche Literatur zur Verfügung.

Einen weiteren Faktor stellte die von der Regierung geleitete Reform der Kirche dar. Es galt, diese von »imperialistischen« Einflüssen zu säubern und, das braucht wohl kaum betont zu werden, sie mit den Prinzipien der kommunistischen Version des Nationalismus zu durchsetzen. Hier wie in Häusern und Familien wurde alles auf den Führer des Volkes und Staates, Mao Tse-tung, ausgerichtet.

Als ich durch die verschiedensten Schriften mit diesen Tatsachen vertraut wurde, kamen mir die großen geistigen und intellektuellen Gefahren, in die eine so riesige Nation wie China gebracht wurde, voll zum Bewusstsein. Ich bedauerte mehr und mehr, dass ich so oft versucht war, die Dinge vom kommunistischen Standpunkt aus zu sehen und die Sprache dieser Weltanschauung zu sprechen. Nachdem ich nun länger als drei Jahre die Auswirkung dieser Lehre genießen durfte, bin ich mehr denn je davon überzeugt, dass wir nicht nur keinen Zentimeter breit von unserem Glauben an Jesus Christus abrücken dürfen, sondern dass wir in Hinblick auf unser himmlisches Bürgertum und all das, was dies einschließt, unbedingt fest zu stehen haben.

Ob wir uns in China befinden oder in England oder wo auch immer – auf unseren Knien haben wir uns darüber klarzuwerden, was Gottes und was des Kaisers ist.⁶⁹ Aufgrund des ständig zunehmenden Anspruchs des Staates kann im kommunistischen China selbst der Christ, der fest entschlossen ist, nicht nachzugeben, plötzlich feststellen, dass er sich verführen ließ. Im Übrigen ist es für einen Christen ebenso undenkbar, dem Imperialismus zu dienen, wie dem Kommunismus. Wir dienen dem Herrn Jesus Christus. Er selbst ist das Ziel, und der Weg dahin formt die Interessen des Gläubigen.

Bei unseren Diskussionen über die Zeitungsartikel musste alles mit unseren besonderen politischen Nöten in Beziehung gebracht werden. Das wirkte sich für mich oft besonders ungünstig aus, da ich in den Augen der »Studiengenossen« ein unentwegter Verfechter des Imperialismus war. Der angebliche Bakterienkrieg der USA, die amerikanische Aggression in China und die schlechte Behandlung der Chinesen durch die Hongkong-Regierung forderten meine Selbstkritik heraus, da ich durch meine politischen Anschauungen mit diesen Ereignissen verbunden war. Sosehr ich es selbst auch hasste, ich brachte es doch, soweit es nicht meine Glaubensfundamente berührte, in meinen Ausführungen im Sinne der kommunistischen Auffassungen zu ganz erstaunlichen Leistungen. Mein Chinesisch wurde immer flüssiger, und bald beherrschte ich die Umgangssprache völlig. Auch kannte ich bald ihre Lieblingsphrasen, und oft sagten die Gefangenen zu einem der unglücklichen, ungebildeten »Studiengenossen«: »Sehen Sie, sogar ein Ausländer kann sich besser ausdrücken als Sie!«

69 Vgl. Markus 12,17.

Das alles musste mich anklagen. Oft beschuldigte ich mich selbst der Heuchelei und tadelte mich dafür, dass ich meine Fahne nach dem Wind hing und Kompromisse schloss. Ich befand mich die ganze Zeit über in schwerem Kampf, wobei ich immer versuchte, die politische Seite hervorzuheben und zustimmte, wenn sie den Kapitalismus mit seinen Ausschreitungen und Aggressionen verurteilten.

Mein Hauptziel war es, die Frage der persönlichen Lebensauffassung im Zusammenhang mit der geforderten »Reform« aus dem Spiel zu lassen. Von jedem wurde erwartet, dass er Materialist wurde, und wenn man einmal begonnen hatte, so zweigleisig zu fahren, dann wurde das Leben voller Gefahrenklippen und unerträglicher Spannungen, und die Lage verschlimmerte sich. So auch bei mir: Jede Opposition wurde nicht als Zeugnis gewertet, sondern als hartnäckiges Bestehen auf imperialistischem Standpunkt, als mangelnde Bereitschaft, sich zum Standpunkt des Volkes zu bekehren. Meine Seele wurde langsam, aber sicher in eine geistige Zwangsjacke gepresst.

Nachdem mein Gebetsleben auf so hässliche Weise angegriffen worden war, sah ich mich gezwungen, die übliche Form des Betens aufzugeben. Ich stellte mich nun einfach vor Gott hin und schüttete ihm mein Herz aus, ohne ein Wort hervorzubringen. Ich wusste, dass er mein Verhalten verstehen und mich nicht abweisen würde, und ich erfuhr auch weiterhin seine Kraft und seine Hilfe.

Im Oktober begann ein neuer Terror. Am 1. Oktober, dem Nationalfeiertag des Neuen China, versammelte der Gouverneur uns alle. In Peking traten an diesem Tag nahezu eine halbe Million Menschen zu einer Parade vor dem »Tor des himmlischen

Friedens« an, und man rief: »Es lebe Mao Tse-tung!« Auch für uns im Gefängnis wurde eine Feier veranstaltet. Wie zu Neujahr, so wurden auch jetzt Apfelsinen, Süßigkeiten und Zigaretten unter die Gefangenen verteilt und ein Schulungsvortrag gehalten, der die neue Denkweise behandelte. Danach setzte eine umfassende Kampagne zur »Überprüfung unseres Denkens« ein.

Diese Aktion dauerte sechs Wochen. Die Gruppe, der ich zugewiesen wurde, bestand aus etwa zwanzig »Studiengenossen«. Man fing verhältnismäßig milde an und steigerte sich dann zu einem gewaltigen Crescendo. Jeder Einzelne musste der Gruppe eine Darstellung seiner »Gedankenreform« seit seiner Inhaftierung geben und zugleich berichten, welche Wirkung das alles auf ihn ausgeübt und in welchem Maße er sich dem Standpunkt des Volkes genähert hatte. Frühere »überholte« Gedanken über den Kommunismus mussten öffentlich dargestellt und verurteilt werden, und man musste einen wohlgedachten »Plan des Ringens« angeben, nach dem man sich in Zukunft schulen wolle.

Die hervorstechenden Punkte aus jeder Rede und die Kritiken vonseiten derer, die zuhörten, wurden zu Protokoll gebracht, was eine Prozedur für jeden Einzelnen bedeutete. Soweit ich es übersehen konnte, gab es einfach keinen Ausweg aus dem sich anbahnenden Dilemma. Ich sprang daher schnell, bevor die Kampagne ihren Höhepunkt erreicht hatte, auf die Plattform und gab einen sorgfältig durchdachten und abgewogenen Bericht über die Zeit meiner Haft und den damit verbundenen Wandel meiner Eindrücke von der kommunistischen Politik, indem ich das alles dem gegenüberstellte, was ich früher gelesen und gehört hatte.

Einerseits war es mir, als spräche ich unabhängig von Christus, und das schmerzte mich. Andererseits kam ich mir vor wie

ein Mann, der eilig über die Brücke rennt, bevor sie zusammenbricht. Ich streifte die gesamten Grundlehren des Materialismus und brachte am Ende einige Fragen vor, von denen ich behauptete, dass sie immer noch ungelöst seien, wie zum Beispiel das Blutvergießen bei der Revolution oder die Frage des Klassenhasses. Im Blick auf die Zukunft sagte ich nichts. Das Ergebnis dieses äußerlich so lebendigen, aber innerlich umso elenderen Berichtes war besser, als ich erwartet hatte. Trotzdem fühlte ich mich nicht wohl dabei. Im gewissen Sinne hatte ich zwar die Wahrheit gesagt, und doch war alles im Grunde genommen unwahrhaftig, besonders in dem, was ich ausgelassen hatte. Diese ganzen Zeitabschnitte waren in dieser Hinsicht furchtbar für mich, und ich kann heute nur Gott darum bitten, sie in seine Barmherzigkeit einzuschließen und mich zu reinigen.

Was auch immer der »fortschrittliche« Wert meiner Darstellung sein mochte, meine Mitgefangenen begegneten mir sehr nachsichtig, wohl weil sie meinten, dass sie das Ergebnis sorgfältigster Selbstprüfung war. Das milderte ihre Kritik vielleicht mehr als irgendetwas anderes, und nach dreistündiger Diskussion ließ man mich in Ruhe.

Unmittelbar danach steigerte sich die Intensität der Kampagne. Einer nach dem anderen der »Studiengenossen« sah sich außerstande, der durchgreifenden Kritik und den Forderungen der Mitgefangenen vor den Augen der Funktionäre gerecht zu werden, und so wurden sie in Kampfdiskussionen verstrickt, die oft ein furchtbares geistiges Martyrium bedeuteten. Ein Mann wurde fünf Tage lang unter intensives geistiges Sperrfeuer genommen, damit er seine Gedanken klar ausdrücken solle. Ein anderer hielt zwei Tage aus, dann verärgerte er alle Anwesenden,

indem er begann, unsinniges Zeug zu reden. Es handelte sich um einen hochgebildeten Menschen, aber er antwortete wie ein Ignorant. Das war für ihn höchst gefährlich.

Während dieser Kampagne zur »Überprüfung des Denkens« erlebten wir, wie der Verstand dieser Menschen systematisch ruiniert wurde und die Einzelnen in ihrem verzweifelten Bemühen, für »fortschrittlich« gehalten zu werden, auf die wahnwitzigsten Ideen kamen. Einer kritzelte ein reaktionäres Schlagwort an die Wand der Latrinen und meldete es sofort der Leitung als sensationelle Entdeckung. Oft schlossen sich verschiedene Gefangene zu einer Clique zusammen, um einen Leidensgenossen durch heftige Kritik ständig anzugreifen, während sie sich gegenseitig sehr milde beurteilten. Auf diese Weise versuchten sie, den Eindruck zu erwecken, dass der eine oder andere noch sehr rückständig sei, während sie selbst große Fortschritte in der Reform machten. Man handelte nach dem Grundsatz: »Unterdrücke den anderen und erhebe dich selbst.«

Den Zeitungen und Schriften nach zu urteilen, die man uns gab, schien das allerdings nicht nur ein Prinzip reaktionärer Gefängnisinsassen zu sein, sondern man hatte selbst innerhalb der Kommunistischen Partei damit zu tun. Diese Krankheit, die tief in der Verderbtheit des menschlichen Herzens, in seinem Abfall von Gott begründet liegt, konnte man offenbar auch dort nicht ausmerzen. Im Gegenteil, sie schien sich immer mehr breitmachen zu wollen. Mich wunderte das nicht, denn die Tatsache, dass nur jemand, der in Christus ist, eine neue Schöpfung sein kann, hatte für diese Menschen ja keine Geltung.

Eine andere, sehr typische Begebenheit ereignete sich, als einer der Gefangenen einen Asthma-Anfall bekam. An jenem Abend, als

der Kranke den Eindruck erweckte, als müsste er jeden Augenblick sein Leben aushauchen und ersticken, wurde der Funktionär gerufen. Kaum erschien dieser am Zelleneingang, als von den Lippen des Gefangenen, als wäre es eines seiner letzten Worte auf dieser Erde, der durchdringende Schrei kam: »Nieder mit dem Imperialismus! Nieder mit dem Imperialismus!« Das klang sehr überzeugt. Aber am anderen Morgen war der Anfall vorüber, und es ging dem Kranken wesentlich besser – auch in seiner inneren Einstellung. Wie leicht sich doch die menschliche Gesinnung unter solchen physischen Einflüssen drehen und wenden kann! Auch ich suchte in Zeiten, in denen es mir gesundheitlich schlecht ging, stärker nach Mitteln zum Ausweg als in besseren Tagen. Aber Gott will, dass wir uns in jeder Lage vollständig seinen Händen überlassen.

Zu den allgemeinen Schwierigkeiten, die sich aus den Forderungen der »Gedankenreform« ergaben, kamen für viele Gefangene noch mancherlei persönliche Konflikte hinzu. Die Frauen von gegenrevolutionären Häftlingen beantragten bei der Regierung häufig die Scheidung von ihren Männern, da solche Verbindungen soziale Schandflecke für sie bedeuteten. Die Regierung war nur zu gern bereit, solchen Anträgen nachzukommen, da sie ja für die Ehefrauen nur Zeichen des Fortschritts sein konnten. Für den Gefangenen bedeutete das, dass er zu zwei oder drei Sonderverhören vorgeladen wurde, und man erwartete von ihm, dass er die Scheidungsurkunde ohne Murren und ohne Trauer unterschrieb. Darüber hinaus verlangte man auch in solchem Falle von dem Gefangenen, dass er anschließend in der Zelle seine Gedanken und Gefühle vor seinen Mitgefangenen offenbarte, sie beurteilte und kritisierte. Der Inhalt einer solchen Kritik konnte dann etwa so aussehen:

»In meinem vergangenen Leben, als mein Volk gegen die Unterdrückung und Tyrannei der Chiang-Kai-shek-Clique und des Imperialismus kämpfte, beteiligte ich mich aktiv an dem Dienst für die Interessen der herrschenden Klasse. Das ist aber ein großes Verbrechen, und ich kann der Volksregierung nur dafür dankbar sein, dass sie mich eingesperrt hat, bevor ich weitere Verbrechen begehen konnte, und mir damit eine Chance zur Reform bot. Meine Frau ist zweifellos fortschrittlich eingestellt, sie hat sich mit der Sache des Volkes identifiziert und beteiligt sich bei der aktiven Produktion am Wiederaufbau unseres Landes. Ich würde ihr auch nicht einen Augenblick im Wege stehen wollen. Vor ihr liegt eine wunderbare Zukunft, und ihre Verbindung mit mir, einem Reaktionär, konnte ihr nur hinderlich sein. Meine Zuneigung zu ihr hat einen rein feudalen⁷⁰ Charakter und muss aus meinem Herzen gerissen werden. Nachdem ich hier im Gefängnis mithilfe der Funktionäre und meiner Studiengenossen gelernt habe, alle Dinge vom Standpunkt des Volkes aus zu sehen, ist mir klargeworden, dass wahre Liebe zwischen den Geschlechtern auf der Klassenliebe gegründet sein muss. Da meine reaktionäre Einstellung noch nicht vollständig reformiert ist, könnte ich einer Frau wie der meinen, die offenbar die proletarische Einstellung ganz angenommen hat, niemals wahre Partnerschaft bieten. Selbst wenn ich heute entlassen werden sollte, würde ich aufgrund meiner Rückständigkeit im Zusammenleben mit ihr in große Verlegenheit geraten. Ich bin froh, dass sie ungehindert in ihrem neuen Leben vorwärtsschreiten kann. Die Liebe, die wir nun zu pflegen haben, ist die Liebe zum Proletariat,

70 *Feudal*: Im Marxismus: reaktionär, überholt.

und nur auf dieser Basis können wir einen Partner suchen. Meine ganze Aufgabe besteht jetzt darin, danach zu trachten, meine Reform zu vervollständigen und selbst dieses neue Leben zu gewinnen.«

Der Monat November war dem Studium chinesisch-russischer Beziehungen gewidmet, während gleichzeitig eine Gruppe sowjetischer Schauspieler und Wissenschaftler eine groß angelegte Propagandareise durch China machte. Überall wurden Massenversammlungen veranstaltet, um die russischen Gäste willkommen zu heißen, und eine neue volksweite Kampagne für völkerverbindende Erziehung wurde eingeleitet.

Es konnte kein Zweifel darüber herrschen, dass die Sowjetunion in politischer, militärischer, ökonomischer und kultureller Hinsicht als absolut führend angesehen wurde. Von ihr zu lernen, bedeutete höchste Weisheit. Sie zu kritisieren, war die schlimmste Form der Reaktion. »Es lebe der Friede!« bedeutete für die Chinesen ebenso viel wie »Es lebe die UdSSR!«. Sie stellte das Haupt des »Friedenslagers« der Volksdemokratien dar und den Verteidiger aller friedliebenden Völker der Welt. In Lenins Parole »Macht für die Sowjets, Friede für die Völker« sahen die Chinesen den Stein der Weisen. Die angesetzte Kampagne sollte dazu beitragen, alles falsche Denken über Russland zu korrigieren, und zwar nicht nur in den Gefängnissen, sondern im ganzen Volk.

Im Dezember machte ich einen schlimmen Fehler. Ich wurde dabei erwischt, wie ich einen Blick in die Zelle warf, in der ich Ford vermutete. Das war ein unerhörtes Verbrechen. Ich hatte »um die Ecke geschielt« und damit Paragraf 3 übertreten. Da wir beide Engländer waren und in Tibet gefangen genommen wurden, war die Lage noch ernster, und man konnte uns einen Ver-

schwörungsversuch vorwerfen. Sofort wurde eine offizielle Umfrage über mein Verhalten ausgelöst. Ich musste mich neuen Kreuzverhören unterwerfen und alles, auch das Geringste, das mich mit Ford verband, zur Sprache bringen. Ich hatte eine katastrophale Lage heraufbeschworen.

Man hat mich gefragt, was während der ganzen Haft das Zermürbendste war: das ständige Streiten, der Lärm, die peinlichen Untersuchungen oder etwas anderes? Nun, es war die Summe all dieser Umstände, sodass man nicht die geringste Erholung oder Entspannung hatte. Da war zunächst die ständige Bedrohung des Lebens durch öffentliche Hinrichtung oder auch die Möglichkeit zu lebenslänglicher Haft. Aber man durfte in diesem Gedanken nicht zur Ruhe kommen. Es wurde einem versprochen, trotz schwersten Verbrechens begnadigt zu werden, falls man seine Gesinnung von ganzem Herzen änderte und ein umfassendes »Geständnis« ablegte. Dazu kamen die unaufhörlichen Reiz- und Köderversuche, die Angriffe auf die Redlichkeit und Selbstachtung des Gefangenen, das Eindringen in die geheimsten Regungen seiner Gedanken, das ständige Beobachten seines Verhaltens und die Barrikaden der Gefängnisregeln, die ebenfalls zu Marterinstrumenten werden konnten! Vom Morgen bis zum Abend, Tag für Tag, Monat um Monat, Jahr für Jahr ging es immer nur um »Schulung«, gegenseitiges Anpredigen, Kritisieren und Diskutieren in der einen oder anderen Form. Die geringste physische und geistige Regung wurde durch Funktionäre, Wärter oder Mitgefangene untersucht, von denen alle aus Furcht voreinander und vor der eigenen Zukunft hart und unbarmherzig waren. Durch das System der gegenseitigen Bspitzelung war jeder Gedanke an Freundschaft oder vertrauenden Austausch

völlig ausgeschlossen. Diese ständige Atmosphäre von Konflikt, Misstrauen und Mangel an Liebe machte vielen das Leben unerträglich.

Aber das waren die Voraussetzungen, auf denen die weiteren Verhöre aufgebaut wurden. Erst jetzt erwartete man die Früchte der Bemühungen. Man setzte mit neuen bohrenden Fragen ein, der Gefangene musste Rechenschaft über seine Reaktionen und Einstellungen ablegen, wobei man von ihm erwartete, dass er sich auf die geringste Einzelheit jeder Handlung und jedes Ereignisses besann, wenn sie auch noch so weit zurücklagen.

Zu all diesen Bedrängnissen kamen noch andere Druckmittel, so beispielsweise die ungeheure Härte der Disziplin, die ungenügende Verpflegung, die Vitaminarmut, sodass der Körper zusehends schwächer wurde, und zu allem die bedrückende Tatsache, dass man ständig zwischen vier engen Wänden eingeschlossen war. Das alles zielte natürlich nur auf eins: Verstand und Willen zur völligen Unterwerfung unter die marxistische Lebensauffassung zu bringen.

In der Zeit von Januar bis Mai 1953 ließ ich mir in verschiedenen Punkten mehrere kleine Vergehen zuschulden kommen, sodass auch ich hin und wieder einem stärkeren Druck ausgesetzt wurde. Ich machte zum Beispiel unversehens eine »reaktionäre« Bemerkung und löste damit sofort eine Serie von Untersuchungen aus, die sich über mehrere Abende erstreckten. Einmal meinte ich im Laufe einer Diskussion, dass der Krieg in Korea die chinesische Industrie gefördert habe. Sofort wurde ich beschuldigt, ich rechtfertige die amerikanische Aggression mit der Begründung, sie habe dem chinesischen Wiederaufbau geholfen. Das war natürlich völlig absurd, aber diese erneuten Angriffe ge-

gen mich zusätzlich zu all dem, was ich bereits hinter mir hatte, schwächten Körper und Nerven weiter.

Ihre Krönung fanden diese kleinen, aber zermürbenden Zwischenfälle mit dem Tod Stalins. An diesem Tag, als die meisten der Gefangenen fortschrittliche Trauermienen aufsetzten, er tappte man mich dabei, wie ich im Gang vor mich hin summt. Das wurde als eine imperialistische Freude gedeutet. Dieses Vergehen zusammen mit einem von mir abgelegten und etwas scharf und aggressiv formulierten Bekenntnis, dass ich an meinem christlichen Glauben festhalten und auf diesem Gebiet meine Gesinnung niemals ändern würde, veranlassten die Funktionäre, ihren äußerst satanischen, wenn auch teilweise verschleierte n Angriff gegen meinen Glauben an Gott vorzubereiten.

Es war Ende März 1953. Ich befand mich geistig in einem solchen Erschöpfungszustand, dass ich selber darüber erschrocken war. Manchmal schien es mir, als wenn in meinem Kopf ein ungeheurer Knoten gebunden würde, der nicht mehr zu lösen war, oder als wäre ein großer Klumpen dort hingelegt worden, den keiner fortbewegen konnte. Wenn ich sprach oder ausgefragt wurde, errötete mein ganzes Gesicht, und meine Wangen brannten wie Feuer. Ich fühlte mich unfähig, über die Schrift nachzudenken oder zu beten, es sei denn unter allergrößter Anstrengung.

Andere Insassen des Gefängnisses befanden sich auf den verschiedensten Stufen des Irrsinns. Zwei wurden für völlig wahnsinnig gehalten, ein anderer konnte noch als exzentrisch bezeichnet werden, verschiedene weitere standen unmittelbar vor einem Nervenzusammenbruch. Ich traf gelegentlich die beiden Wahnsinnigen. Es war erschütternd, ihnen zu begegnen. Einer

von ihnen war ziemlich gewalttätig und wurde die meiste Zeit über in Ketten gehalten. Er wusch sich nie und lebte ganz allein in dem entferntesten Winkel einer großen Zelle, die mit schmutzigen Lumpen ausgefüllt war. Ständig bat er um seine Hinrichtung. Eines Tages, als der Wärter ihm nicht erlauben wollte, Trinkwasser aus einem Waschbecken zu schöpfen, schrie er: »Ihr wollt mir nicht zu trinken geben, ihr wollt mich nicht hinrichten und ihr erlaubt mir nicht, Selbstmord zu begehen!« Wärter und Funktionäre kamen sofort herbeigerannt und brachten ihn zum Schweigen.

Der Zustand des anderen Wahnsinnigen, der ursprünglich gar nicht so ernst ausgesehen hatte, entpuppte sich von Tag zu Tag als bedenklicher, und der Mann machte den Wärtern das Leben recht sauer. Seine Ausrufe bestanden in äußerst zynischen Bemerkungen über dieses Gefängnis und das ganze System. So stellte er sich zum Beispiel an den Ausgang seiner Zelle und bat, austreten zu dürfen. Dabei sagte er langsam und deutlich: »*Bao Gao!* Mein Kot und mein Urin haben zugenommen. Ich beantrage Reform!«

In dieser Zeit, als ich mich mit allen Kräften dagegen auflehnte, selbst wahnsinnig zu werden, begann der letzte große Angriff, der direkt gegen meinen Glauben gerichtet war. Dies schien notwendig, denn wenn ich ein Imperialist war, musste folgerichtig auch mein Christentum imperialistischen Charakter tragen. Es kamen nun furchtbare Tage mit scheußlichsten Versammlungen, die schon sehr bald die Ausmaße von Kampfdiskussionen annahmen. Wieder und wieder musste ich meine Einstellung als »stolz« bezeichnen, weil ich gewagt hatte zu sagen, dass niemand in meiner Zelle mich von meinem Glauben abbringen könne.

Mir wurde Rassenüberlegenheit vorgeworfen und eine Unzahl von Bemerkungen aufgetischt, die ich in den letzten Wochen gemacht hatte. Auch die Stalin-Frage wurde wieder diskutiert. Schließlich musste ich Aussagen über meinen Glauben an Gott machen. Das hätte ich normalerweise nur zu gern getan, aber nicht unter diesen Umständen, wo die Perlen der göttlichen Wahrheit vor die Säue geworfen wurden und meine Peiniger sich anschließend wieder über mich hermachten.

Die Hauptunterschiede der Auffassungen von Materialismus und christlichem Glauben wurden gründlichst untersucht. Mose und selbst Gott wurden vom Standpunkt der Revolution beurteilt. Wenn es ihnen auch nicht gelang, meinen Glauben zu erschüttern, so war das Ergebnis doch, dass ich versprechen musste, die Ansprüche des Materialismus noch einmal objektiv zu bedenken. Für mich bedeutete das einen Rückzug, da ich bislang eine solche Prüfung rundweg abgelehnt hatte. Aber ich fühlte, dass ich unter diesem Druck keinem weiteren Widerstand gewachsen war, und diese Erkenntnis machte mich erst recht unglücklich. Ich näherte mich einer Stelle, wo ich fürchten musste, von meinem Glauben abzufallen. Mein Verstand schien einfach nicht mehr in der Lage zu sein, mit den Eindrücken und Umständen fertigwerden zu können. Ich sehnte den Tod herbei.

Das war der Zeitpunkt, an dem Gott als Antwort auf die Gebete einer großen Schar seiner Kinder, die bis dahin bereits auf Zehntausende in allen fünf Kontinenten der Erde angewachsen sein musste, von seinem Thron her einschritt. Es schien, als wenn aus den himmlischen Örtern, in denen der große geistliche Kampf ausgetragen wurde, ein mächtiges Kommando erscholl: »Bis hierhin und nicht weiter!« In absoluter Treue gegenüber sei-

nen eigenen Verheißungen konnte er es nicht zulassen, dass ich über mein Vermögen versucht wurde.⁷¹ Drei schlimme Wochen waren zu Ende, und der Druck ließ nach.

Bald darauf wurde mir eine Beschäftigung erlaubt. Ich durfte Bücher einbinden, Pappdeckelschachteln herstellen und Umschläge bemalen. So vergingen die Wochen und Monate bis gegen Mitte Dezember. Da rief mich Funktionär Liu.

»Packen Sie alles zusammen, was Sie bei sich haben!«

Das tat ich, aber ich konnte mir nicht denken, was es auf sich haben sollte. Mein Fall war noch nicht abgeschlossen. Sogar noch in diesem Jahr hatte es mehrere Verhöre gegeben, deren Ergebnisse noch offenlagen, und es war noch gar nicht allzu lange her, da hatte der Leiter eines dieser Verhöre die sarkastische Bemerkung gemacht: »Sie bilden sich ein, wir würden Sie entlassen, aber ich sage Ihnen, dass Sie träumen. Wir werden niemals vor Ihnen kapitulieren. Sie müssen vor uns kapitulieren.« Das waren seine abschließenden Worte. Und nun? Was sollte dieser neue Befehl bedeuten? Wo würde man mich hinbringen?

Draußen vor dem Gefängnis wurde meine ganze Habe, einschließlich meines Bettzeugs und der Pakete, die ich von Gartok und Batang mitgebracht hatte und die inzwischen von den Moten zerfressen und verschimmelt war, aufgestapelt. Ich kam auf einen Lastwagen und wurde nach Chongqing gefahren.

Was für eine Fülle von Gedanken strömte durch meinen Kopf! Wie viele Vermutungen und Möglichkeiten lösten einander ab! Als das Gefängnis hinter mir verschwand, schien es mir unmöglich, dass es bereits zwei Jahre und zwei Monate her war, dass

71 Vgl. 1. Korinther 10,13.

sich jene Tore hinter mir geschlossen hatten. Da, wo ich damals den Gefangenen in Ketten gesehen hatte, stand nun das große Küchengebäude. Die Schornsteine, die ich gesehen hatte, waren also nicht für Leichenfeuer bestimmt gewesen. Und ringsum auf den Feldern wuchsen Getreide und Gemüse, und auch hier waren Gefangene beschäftigt. Sie hatten zweifellos sehr eifrig »gestrebt«, dass ihnen solche Arbeit gestattet wurde. Ganz in der Ferne, wo die Berge verschwanden, konnte ich die weiten Gewässer des Jialing-Flusses sehen. Es war ein großartiger Anblick für meine hungrigen Augen.

Der Wagen schaukelte weiter bergab und kam auch an der Palme vorbei, die ich von meinem Fenster aus gesehen hatte. Noch wusste ich nicht, ob es eine »Siegespalme« war oder nicht. Auch die Kalksteinbrüche, die ich noch in Erinnerung hatte, waren in den beiden Jahren enorm entwickelt worden. Bald erreichten wir wieder die Hauptstraße, und es ging weiter nach Chongqing. Die Menschen auf der Straße schienen besser gekleidet zu sein als früher, auch gab es keine Bettler mehr. Die Straße war in gutem Zustand und rechts und links von Bäumen eingesäumt. Unterwegs begegneten uns schöne moderne Autobusse. Ein umfangreiches Bauprogramm war im Gange, und ich konnte einen Blick auf den Volkskulturpalast und einige neue Arbeitersiedlungen werfen. China machte große Fortschritte in seinem Wiederaufbau. Wie gut doch die Revolution in mancher Hinsicht gewesen war!

Aber ich konnte die Fülle der Eindrücke noch nicht verarbeiten. Ich war noch zu schwach zum Denken. Wie ein Film zogen die Bilder an mir vorüber, und ich nahm den Anblick frei sich bewegender Menschen und lange nicht mehr gesehener Dinge gie-

rig in mich auf und begann allmählich, gegen alle Vernunft auf das Wunder der Freiheit zu hoffen.

In Chongqing hielten wir unter dem Vordach eines dunklen Gebäudes an. Instinktiv sah ich nach den Fenstern, und es war, als wollte sich diese ganze, bunte, farbenfreudige Welt mit einem Schlag wieder verdunkeln – die Fenster waren vergittert.

»Kommen Sie hierher!«, herrschte mich eine barsche Stimme an, ganz wie im Gefängnis vorher auch. Ich stolperte mit einem Stück meines Gepäcks eine lange Flucht von Stufen hinauf und wurde auf der zweiten Etage des dreistöckigen Gebäudes in eine sehr spärlich beleuchtete Zelle gestoßen.

Ich setzte mich und wagte nicht, mich zu bewegen. Sehr bald erkannte ich, dass in diesem Gefängnis manches anders war. Nicht die geringste Bewegung war ohne die Erlaubnis des Wärters gestattet, und ich war zutiefst erschrocken über diese Verschlechterung meiner Lage. Die Wachtposten hier schienen außergewöhnlich streng. Unmittelbar nach meinem Eintritt musste ich mich mit der Gefängnisordnung vertraut machen. Es erleichterte mich immerhin ein wenig, als ich sah, dass die Anordnungen im Allgemeinen nicht wesentlich anders waren als die bisherigen auch.

Für die nächsten Monate befand ich mich praktisch wieder in Einzelhaft. Zwar wurde mir ein weiterer Gefangener zugeteilt, ein Chinese, aber nur, um mich zu beobachten. Abgesehen von kurzen Zeiten der Erholung saß ich gewöhnlich von sechs Uhr morgens bis zehn Uhr abends mit gekreuzten Beinen auf meinem Bett oder auf dem Boden. Es war meinem Mitgefangenen und mir nicht gestattet, miteinander zu reden. Nur das absolut Notwendigste wurde uns zugebilligt, und selbst dabei unterbrach

uns der Posten oft genug und brüllte uns an, dass wir schweigen sollten.

Was meine Kost betraf, so wurde der Verpflegungssatz zum zweiten Mal herabgesetzt, und ich erhielt nun das Gleiche wie alle anderen chinesischen Gefangenen auch: einmal im Monat Fleisch statt wie bisher zweimal pro Woche, und an den übrigen Tagen einfach Reis und Gemüse.

Zunächst empfand ich es als sehr lästig, mich überhaupt nicht bewegen zu dürfen, aber mit der Zeit gewöhnte ich mich daran und fing sogar an, mich über die Stille und das Fehlen jeglichen Drucks vonseiten der anderen Mitgefangenen zu freuen.

Am zweiten Tag nach meiner Ankunft wurde mir eine Zusammenfassung sämtlicher Verhöre überreicht, die ich unterschreiben sollte. Das gab mir Hoffnung, dass mein Fall nun langsam zu Ende kommen würde.

In dieser wohltuenden Stille überprüfte ich mich selbst hinsichtlich meines Glaubens. Viele Wogen und Wellen waren während der letzten drei Jahre über mich hinweggegangen. Satan hatte nichts unversucht gelassen, um mir mein Gottvertrauen zu nehmen oder zumindest empfindlich zu schwächen. Mein Verstand hatte derart gelitten und war so erschöpft, dass ich kaum wusste, wie ich noch denken sollte. Aber wahrscheinlich sollte ich auch gar nicht mehr festhalten als das, dass der Sohn Gottes lebte und mein Erlöser war, dass er sein Blut für mich vergossen hatte. Ich war innerlich und äußerlich zerrissen und zerschunden worden, aber immer noch war ich mir bewusst: Ich war getragen von seinen ewigen Armen.⁷² In meinem Herzen befand sich auch jetzt noch das Zeugnis seines Geistes, immer noch

72 Vgl. 5. Mose 33,27.

triumphierend und immer den Angriffen des Feindes gewachsen. Ich wusste: Ich stand mit beiden Füßen auf dem uneinnehmbaren und unerschütterlichen Fels der Zeiten, Jesus Christus, meinem Gott und meinem Herrn. Und während ich so dasaß, quollen aus dem Brunnenquell meiner Seele jene Worte, die Gott über alle anderen Äußerungen der Menschen stellt: *Ich glaube!*

WENN EISERNE TORE NACHGEBEN



*»Petrus nun wurde in dem Gefängnis bewacht;
aber von der Versammlung wurde anhaltend
für ihn zu Gott gebetet.*

*Als sie aber durch die erste und
die zweite Wache hindurchgegangen waren,
kamen sie an das eiserne Tor, ...
das sich ihnen von selbst öffnete.*

*Und als Petrus zu sich selbst kam,
sprach er: Nun weiß ich in Wahrheit,
dass der Herr seinen Engel gesandt und
mich gerettet hat aus ...
aller Erwartung des Volkes der Juden.«*

APOSTELGESCHICHTE 12,5.10.11

Das Schulungsprogramm der Gefangenen in dem Chongqing-Gefängnis war noch intensiver als das des Gefängnisses in den Bergen. Unaufhörlich waren die Funktionäre am Werk, und die einzelnen Kurse dauerten von morgens bis abends. Die Wachsamkeit der Posten hätte nicht überboten werden können, und jede geringste Bewegung wurde kontrolliert. Unsere Zelle machte zwar einen recht trübseligen Eindruck, war im Gro-

ßen und Ganzen aber doch friedlich. In allen anderen Zellen unseres Blocks wogte ein ununterbrochener Kampf gegen das »reaktionäre Denken«, besonders in der Nachbarzelle, die einen typischen »Diktator« zum Leiter hatte. Einer der armen Kerle, die ihm unterstanden, war halb wahnsinnig und wurde unbarmherzigen Vorwürfen ausgesetzt.

Für die meisten der Gefangenen gab es tagsüber kaum eine Ruhepause, und in der Nacht weckte sie der Wärter oft auf, weil sie die Bettdecke zu weit über ihr Gesicht gezogen oder sich zu heftig auf die andere Seite gedreht hatten. Auch ich wurde oft angebrüllt, während ich schlief. Ich fand das empörend, aber mein Mitgefangener flüsterte mir zu: »Bis vor wenigen Monaten durften wir unsere Lage nachts im Bett überhaupt nicht ändern, außer wenn wir ›*Bao Gao!*‹ riefen!«

Obwohl das Licht so erbärmlich war, dass uns beim Lesen die Augen schmerzten, steckten wir um unserer »Selbsterziehung« willen doch immer wieder unsere Nasen in die Bücher, denn wenn wir es nicht taten, fielen wir der Ungnade des Wärters anheim.

Nach der zweiten Mahlzeit war uns, wie auch in dem anderen Gefängnis, eine kurze Erholungspause gestattet, und wir durften Schach spielen. Für diese Abwechslung waren wir sehr dankbar.

Tage vergingen, ohne dass sich etwas Besonderes ereignet hätte. Schließlich kam ein Funktionär und fragte mich: »Nun, wie weit ist es mit Ihrer Schulung?«

»Immer noch im Untersuchungsstadium!«, antwortete ich. »Ich habe noch immer nicht Ihren dialektischen Materialismus angenommen.«

Ich war jetzt selbst gespannt, was der Funktionär mir entgegen würde, doch der sah mich nur erstaunt an und sagte: »Sie sollten mehr lernen, mein Lieber!«

Ich spürte, dass die Äußerung, die ich getan hatte, sich sehr negativ auf meine Haft auswirken musste, aber ich hätte sie um keinen Preis zurückgenommen, wenn mir die Gelegenheit dazu geboten worden wäre.

Später hatte ich wieder eine Unterredung mit einem der Funktionäre. Wir unterhielten uns über das mögliche Maß meiner Bestrafung. Ich sagte ihm, dass ich mit einer baldigen Verkündigung meines Urteils rechnete, und wurde doch sehr unruhig, als ich der Haltung und den Worten dieses Mannes entnehmen musste, dass ich nicht eher mit meinem Urteil zu rechnen hätte, bevor ich nicht die Hintergründe meiner politischen Tätigkeit aufhellen würde.

»Aber wenn das geschehen ist, werden Sie mit Ihrem Urteil zufrieden sein«, ergänzte er und fuhr dann fort: »Sie haben einen anderen Glauben als wir. Dennoch hoffen wir sehr, dass Sie eines Tages, wenn Sie schließlich nach England zurückkehren, die Kommunistische Partei und das Neue China in guter Erinnerung behalten.«

Am 11. November, ich erinnere mich noch gut an den Tag, denn es war der europäische Feiertag für die Beendigung des Ersten Weltkrieges, rief mich ein Funktionär in den Gerichtssaal und verkündigte mir nach einer sehr ernsten Lektion über meinen unveränderten kapitalistischen Standpunkt, dass nun etwas geschehen würde. »Wir werden Sie aus Südwestchina fortschicken«, sagte er.

Ich versuchte mir darüber klarzuwerden, was diese Ankündigung für mich bedeutete.

»Sie werden etwas Geld brauchen für Ihre Eisenbahnfahrt, und am besten machen Sie sich auch Gedanken darüber, was mit Ihrem Gepäck geschehen soll.«

Ich traute meinen Ohren nicht, aber nach meiner mühsam eingeübten Gewohnheit saß ich da, ohne mit der Wimper zu zucken, um nur ja nicht zu verraten, was in mir vorging. In einem Gerichtssaal handelte es sich immer um ein zähes psychologisches Gefecht. Der Funktionär, der zu mir sprach, war der gleiche, der zuvor gesagt hatte, dass die Regierung niemals vor mir kapitulieren würde. Ich spürte, wie sehr er sich darum bemühte, diesen Eindruck nicht zu verwischen.

Wohin diese Eisenbahnfahrt mich bringen würde, wusste ich allerdings noch nicht. Es konnte nach Peking gehen, und eine Wiederaufnahme meines Falles in der chinesischen Hauptstadt konnte furchtbar werden. Aber was nun auch folgen würde, es zeigte doch, dass mein Verhältnis zur Regierung irgendeinen Wechsel erfahren hatte. Ich wagte nicht, mich irgendwelchen Vorstellungen über die Art dieses Wechsels hinzugeben. In meiner gegenwärtigen überspannten Verfassung konnte eine Enttäuschung leicht meinen Zusammenbruch herbeiführen.

Am 13. November wurde ich erneut aus meiner Zelle geholt. Der Chefdolmetscher und ein weiterer Funktionär saßen auf der anderen Seite des schwarz verhängten Verhandlungstisches, und der Dolmetscher donnerte mich an: »Wir haben alle Unterlagen über Sie. Wir haben Material in unseren Händen, das beweist, dass Sie in den Untersuchungen etwas vor der Regierung verborgen haben. Wenn Sie dies nicht zugeben, gibt es keine Hoffnung, Ihren Fall zu Ende zu bringen.«

Diese Taktik traf mich nicht unvorbereitet. Sie war typisch, und ich antwortete sofort, indem ich meine Position klarstellte: »Wenn es sich um die Frage einer angeblichen Verbindung zur britischen Regierung handelt, so besteht keine Hoffnung, dass ich irgendeine weitere Aussage mache. Handelt es sich dagegen um irgendeinen Punkt meiner Tätigkeit in China, so bin ich bereit, neu darüber nachzudenken und über alle meine Handlungen erneut Auskunft zu geben.«

Ich hatte ruhig und gleichmütig gesprochen. Diese Art zu reden hatte mir den Spitznamen »Indischer Gummi« eingebracht und wurde oft als »negativer Widerstand« bezeichnet. Aber sie brachte die Vorgesetzten in eine schwierige Lage, da sie nicht »die Tür verschloss« – ein anderer Ausdruck, der oft gebraucht wurde, wenn ein Gefangener jede Möglichkeit weiterer Geständnisse ablehnte. Ich hatte ihnen nun beides gegeben: eine geschlossene und eine offene Tür.

Die Antwort des Dolmetschers zeugte nicht gerade von Überlegenheit, als er sagte, ich müsse über den ersten Punkt noch nachdenken, außerdem sei etwas über meine Verbindungen in Chongqing zu klären.

Am nächsten Tag wurde ich wieder verhört, und sie prüften meine Reaktion dieser neuen Entwicklung gegenüber. Es folgte ein weiteres Duell, aber ich zeigte mich unbekümmert, um ihnen zu beweisen, dass ich keine Verbrechen verbarg und dass ich die noch ungelöste Frage für einen sehr unbedeutenden Punkt hielt, den ich vielleicht übersehen hatte. Ich zeigte mich aber doch insoweit interessiert, als diese Frage ja geklärt werden musste, bevor mein ganzer Fall abgeschlossen werden konnte.

Sie konzentrierten sich auf mein Verhältnis zu John Ting, und Gott selbst half mir, ihnen zu beweisen, dass dies nicht die geringste politische Bedeutung hatte. Er schenkte mir große Geistesschärfe, und ich spürte, wie die zwingende Logik dessen, was ich sagte, sie überzeugte. Schließlich wurde ich in meine Zelle zurückgeschickt.

Während die Zeit weiterschritt und der Dezember 1953 nahte, erinnerte ich mich an den Bibelabschnitt aus dem Buch Josua auf jenem Dach in Batang, und ich sagte mir, dass bald irgendetwas geschehen müsse, denn ich war nach wie vor überzeugt von der Verheißung, die Gott mir damals hatte geben wollen. Ich wartete mit großer Spannung.

Am 2. Dezember rief mich ein Funktionär. Drei Jahre auf den Tag genau, und die Hand Gottes, die die Ewigkeiten umspannt, bewegte sich zugunsten eines seiner hart geprüften Kinder. »Nicht ein Mensch ist Gott, dass er lüge.«⁷³

Der Funktionär besprach mit mir Fragen hinsichtlich meines Gepäcks und sagte dann: »Die Regierung ist, was Ihren Fall betrifft, zu einer Entscheidung gekommen. Denken Sie nun an nichts anderes. Fahren Sie einfach fort zu lernen!«

Wie die Umstände nun lagen, konnte es kaum noch Zweifel darüber geben, dass sie mich auf meine Entlassung vorbereiteten. Während ich auf das Morgengrauen des langersehnten Tages wartete, bekam ich Besuch von einem Vertreter des kommunistischen Geheimdienstes. Es war ein Mann, der einen hohen Posten als Dolmetscher innehatte und damit beauftragt war, die offiziellen Berichte über Gefangene der westlichen Welt auf

73 4. Mose 23,19.

Englisch niederzuschreiben. Er sprach sehr freundlich zu mir und erklärte, dass Yang, der Funktionär, der mir so ernsthaft mit meiner Hinrichtung gedroht habe, nicht länger als Vertreter der Kommunistischen Partei angesehen werden könne. Er müsse selbst noch erzogen werden.

Am frühen Nachmittag des 11. Dezember kam der Gouverneur des Gefängnisses persönlich in meine Zelle. Er winkte mir. Ich trat nach vorn und wurde von einem Posten mit Maschinenpistole grob auf die äußere Veranda geschoben. Ich ging an dem starken hölzernen Geländer vorbei, als plötzlich ein Fotograf eine Aufnahme von mir machte. Dann wurde ich nach oben gedrängt. Hier waren noch mehr Posten, und wieder wurden Aufnahmen gemacht. Mit einem bewaffneten Posten direkt vor mir wurde ich in den Gerichtssaal geführt.

Hinter dem schwarz verhängten Tisch saßen zwei Funktionäre, die ich bisher noch nie gesehen hatte, dazu einer, der meine Verhöre bisher geleitet hatte. Offenbar sollte mein Urteil jetzt verkündet werden. Ich war mir sicher, dass das Ergebnis Sieg bedeuten würde, und trotzdem konnte ich dem heimlichen Gedanken nicht wehren: *Du wärest durch und durch erschüttert, wenn sie jetzt dein Todesurteil aussprechen!*

Die Anklageschrift wurde verlesen: Verschwörung mit Verrätern Chinas. Verbreitung von Gerüchten und Fotografieren militärischer Anlagen. Ich wurde nicht aufgefordert, die Anklageschrift zu unterschreiben, dafür aber ein anderes Dokument, dass diese Anklage als Tatsache bestätigte. Unter dem Einfluss der kommunistischen Doktrin war ich zu einer entsprechenden Auslegung ihrer Terminologie gekommen. Unter »Tatsachen« waren die Dinge zu verstehen, wie sie vom proletarischen Stand-

punkt aus gesehen wurden. »Verbrechen« bedeutete eine Übertretung *ihrer* Gesetzes. Entsprechend *ihrer* Terminologie und als ein Verurteilter in *ihrer* Gerichtshof unter *ihrer* Gesetz entsprach die Anklageschrift völlig der Situation.

Ich unterschrieb, ohne viel nachzudenken. Wieder klickten Fotoapparate. Der Hauptfunktionär, der als Richter fungierte, verlas mit ernster Stimme das Urteil: »Der Oberste Volksgerichtshof der Provinz Xikang in der Volksrepublik China verurteilt Sie aufgrund Ihrer gegen die Bürger der Republik begangenen Verbrechen zur sofortigen und unwiderruflichen Ausweisung aus den Grenzen dieses Landes.«

Ein raues Kommando, und ich marschierte an den regungslosen Gesichtern vorbei und hinab in meine Zelle. Ein Funktionär folgte mir, der mir befahl, mein Bettzeug und die übrigen Privatgegenstände sofort zusammenzupacken und hinauszugehen. Ich rief mein »*Bao Gao!*« zum letzten Mal und erhielt die Erlaubnis, mich zum unteren Hof zu begeben. Mein Bettzeug und meine Tasche wurden untersucht. Jedes Kleidungs- oder Wäschestück wurde hervorgezerrt und zur letzten Durchsuchung auf einen großen Haufen geworfen. Mit größter Sorgfalt beschäftigte man sich dann mit mir selbst und allen Kleidungsstücken, die ich trug. Was sie nach diesen drei Jahren noch bei mir zu finden glaubten, konnte ich mir nicht vorstellen. Zwei weitere Gefangene, beides Chinesen, mussten sich zur gleichen Zeit derselben Prozedur unterwerfen. Dann wurden Stricke gebracht, und die beiden Chinesen wurden an Oberarmen und Rücken festgebunden. Ihren Armen verblieb ein kleiner Spielraum, und das Ende des Strickes führte nach hinten, wo die Wachtposten es festhalten konnten. Als alles fertig war, gingen wir mit unserem Gepäck

zu einem Lastwagen, der am Eingang des Gefängnisses auf uns wartete. Auf diesem ganzen Weg wurden wir von bewaffneten Posten begleitet. Die beiden Chinesen wurden mit Handschellen versehen, was mir erspart blieb.

Ich kam mir vor wie im Traum. Es muss sehr seltsam ausgesehen haben, wie ich so daherwankte. Ich trug eine alte blaue Sportjacke, die George gehört hatte und die an den Ellbogen durchgeschlissen war, einen braunen Pullover mit Reißverschluss bis hinauf zum Hals, eine große zurechtgeflickte Infanteriehose und grobe, ungewaschene tibetanische Wollstrümpfe, die bis zu meinen Knien reichten. An den Füßen trug ich ein paar Schuhe, die im Begriff standen, sich in sämtliche Bestandteile aufzulösen. Außerdem war ich unrasiert.

Endlich waren wir auf dem Lastwagen. Es ging los. Ich war gespannt, wo wir wohl am Abend übernachten würden. Da ich Chongqing von früheren Reisen her schon ein wenig kannte, hatte ich den Eindruck, als würden wir in Richtung des Flusses fahren. Und so war es auch. Unentwegt ging es auf den Fluss zu, bis wir schließlich die Fährstelle erreichten.

Als wir den Lastwagen verließen und an Bord der alten Dschunke⁷⁴ gingen, boten wir ein ganz nettes Schauspiel. Ein alter Mann, der nicht aufpasste, wo er hinging, stieß fast mit uns zusammen. Als er uns bemerkte, und besonders, als er die Handschellen erblickte, sprang er, als ginge es um sein Leben, über die Straße, wobei er recht lächerlich wirkende Bewegungen machte.

Zunächst dachte ich, dass die Dschunke uns flussabwärts bringen sollte, aber sie bildete nur eine Art Zubringer für die

74 *Dschunke*: Flaches chinesisches Segelschiff mit rechteckigen Segeln.

größere Fähre, die sehr bald anlegte und uns zum Südufer des Jangtse fuhr. Hier warteten wir an der sandigen Küste bis zur Dämmerung. Über den Klippen und Hügeln der Halbinsel, auf der die Stadt gebaut war, leuchtete nun ein Licht nach dem anderen auf und spiegelte sich in dem schnell strömenden Wasser. Kleine Kinder scharten sich um uns und wurden sofort von dem Wachtposten, der uns jetzt noch begleitete, weggescheucht.

Was für eine Nacht war das, die ich nun wieder erleben durfte! Mir schien es, als wenn ich lediglich die Figur in einem großen Schauspiel wäre und nun eine neue Rolle in dem neuen Akt meines Stückes zu spielen hätte.

Auf dem Oberdeck des Schiffes war ein Stück des Ganges für uns reserviert worden, und wir legten unser Bettzeug auf den Boden. Jedem von uns stand Platz von etwa einem Quadratmeter zur Verfügung. Der Posten war sehr freundlich zu mir und sagte: »Sie wissen bereits das Ergebnis Ihres Falles?«

»Ja«, meinte ich.

»Nun«, riet er mir, »dann verhalten Sie sich besonnen, und alles wird in Ordnung gehen. Sie sehen, dass wir Ihnen keine Handschellen angelegt haben. Ob das so bleibt, liegt ganz bei Ihnen.«

Am nächsten Morgen wachte ich sehr früh auf. Wir glitten stromabwärts. Es war Winter und ziemlich kalt, aber mir konnte das nichts mehr anhaben, außerdem hatte ich genügend Decken bei mir. Der Wind ging stark, und die Mannschaft zog die Segel ein, wodurch mir der freie Blick entzogen wurde. Doch in den nächsten Tagen besserte sich das Wetter, und die Segel wurden wieder aufgesetzt. Ich genoss das Fest des Jahres – eine Reise durch die Jangtse-Schluchten. Als ich so das Werk meines Got-

tes, meines Schöpfers und Erlösers, bewunderte, während ich auf dem Deck des Dampfers lag und jeden Augenblick der Freiheit näher gebracht wurde, begann sich in mir etwas zu lösen, zunächst nur ein klein wenig, aber dann Tag für Tag mehr: ein unsagbares Gefühl der Erleichterung. Dennoch tauchte auch jetzt noch manchmal ein warnender Schatten auf: *Noch bist du nicht frei!* Und damit geriet ich wieder in neue Spannung.

Am 15. Dezember landeten wir in Hankou. Es war ein kalter, unfreundlicher Morgen. Wir wurden sofort in ein großes Regierungsgebäude gebracht, und ich fragte mich ängstlich: *Werde ich wieder in ein Gefängnis gesteckt?*

Doch nach der Mahlzeit, die wir in einer Art Warteraum einnahmen, wurden wir auf einen Lastwagen geladen und in einen Vorort von Hankou gebracht. Hohe rote Mauern tauchten vor uns auf. Ich wusste, was das zu bedeuten hatte, und sah voller Entsetzen auf dieses Gebäude.

Der Posten sprang von dem haltenden Wagen, lief nach hinten und nötigte die beiden gefesselten Chinesen: »Los, ihr beiden, kommt herunter!« Dann, indem er auf mich zeigte, sagte er: »Bleiben Sie, wo Sie sind.« Mein Herz wollte vor Freude zerspringen.

Ich saß im Wagen und beobachtete meine beiden Mitgefangenen, wie sie durch die scharf bewachten Tore geführt wurden. Ob sie wohl jemals wieder das Licht der Freiheit gesehen haben?

Der Wagen fuhr wieder an, und es ging hinein in die Stadt, wo wir in einem Eisenbahnhotel untergebracht wurden, obwohl es kaum Mittag war, als wir ankamen.

Welch ein wunderbares Gefühl war es doch, am Nachmittag schon ins Bett gehen zu dürfen! Der Posten veränderte nun sein

Verhalten mir gegenüber und behandelte mich mehr oder weniger als einen freien Mann. Er händigte mir mein gesamtes Hab und Gut aus, darunter meine Armbanduhr, meine Kameras und Füllfederhalter. Gottes Gnade mir gegenüber war wirklich unermesslich!

Ich packte mein Gepäck neu und zog eine etwas ansehnlichere Hose an, die allerdings auch schon sehr stark geflickt war. In der Handtasche befand sich auch meine Bibel.

»Ob ich wohl hineinschauen darf?«, fragte ich mich, denn in einem sehr konkreten Sinn war ich noch nicht ein freier Mann, und der Posten sprach mit mir immer noch über Fragen der Indoktrinierung. Ich hielt es für besser, allen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen und lieber zu warten, bis ich an jenem kostbaren Tag der Freiheit und Stille ihre Seiten nach dreijähriger Unterbrechung neu wieder aufschlagen konnte.

Am nächsten Tag schliefen wir uns gründlich aus. Zu Mittag gab es ein Schmorgericht mit Kartoffeln und Mantou, dann ging es zum Bahnhof, der auf der anderen Flussseite lag. Der Zug ging um sechs Uhr. Der Posten schritt mit mir auf der Plattform auf und ab. Auf dem Schiff hatte ich ihn nach meinem Pass gefragt, doch er hatte nur geantwortet: »Überlassen Sie das getrost mir!« Ich hoffte, dass ich keine Schwierigkeiten bekommen würde.

Auf einmal steuerten zwei Polizisten auf uns zu. Sie wollten wissen, wer ich sei. Mein Begleiter zog einen Brief und andere Papiere hervor, die sie mit sich nahmen. Schließlich, nach einer halben Stunde, kamen sie wieder zurück. Alles war in Ordnung. Schon fauchte auch die Lokomotive heran, die erste, die ich seit sechs Jahren wiedersah.

Unsere Plätze befanden sich in einem schönen modernen Wagen, in dem durch eine sehr geschickte Konstruktion zwei Plätze und zwei Gepäckablagen während der Nacht in sechs Schlafstellen verwandelt werden konnten. Es tat außerordentlich gut, nach all den Jahren zwischen vier Wänden wieder das Rattern der Räder unter mir zu hören und die Felder draußen vorbeifliegen zu sehen. Etwa gegen zehn Uhr legten wir uns zur Ruhe, und ich erwachte erst wieder im Morgengrauen. Aus meiner Koje sah ich über das frische, erwachende Land. Die ganze Nacht über waren wir in südlicher Richtung gefahren, und es war hier schon viel wärmer. Wir fuhren jetzt durch das Tee-Land. Für kurze Zeit hielten wir an der Hengyang-Abzweigung, und dann fuhren wir den ganzen Tag über in Richtung Guangzhou. Als die Sonne unterging, kamen wir durch Guangdong.

Es schien, als habe an diesem letzten Abend das gute, alte China sich extra für mich herausgeputzt. In seiner ganzen Pracht lag es vor mir, eine goldene Landschaft von Bergen und Tälern, Gießbächen und kleinen, von den Bauern angelegten Feldern. Ich war überwältigt von dieser Schönheit. Gott erschuf auch jeden Klumpen dieser chinesischen Erde, und er liebt jeden einzelnen von Chinas Kindern, wie er auch uns liebt. Zu seiner Ehre konnte ich sagen, dass auch ich sie immer noch liebte. Ich hatte dort gelebt und gelitten als einer der Ihrigen. Ich hatte mit ihnen geweint während der Zeit ihrer Revolution und verließ Land und Leute jetzt mit dem sehnlichen Wunsch, dass sie zu seiner Gnade finden möchten.

Um zehn Uhr abends verließen wir den Zug. Schweigend gingen wir durch die bereits menschenleeren Straßen Cantons und kamen durch verschiedene Stadtviertel mit großen, modernen Gebäuden bis zu einer Polizeistation. Wir mussten lange warten,

bis alle Formalitäten erledigt waren, und konnten uns dann ein kleines Hotel aussuchen.

Schon früh brachen wir zur Weiterreise auf. Der Zug war sehr besetzt und hielt oft. Das Klima hier war schon fast tropisch, überall sah man Papua, Ananaspflanzen und Bananenpalmen. Mit jeder Station kam ich meinem Ziele näher, jenem großen Augenblick, auf den ich Jahr für Jahr gewartet hatte. Gott allein weiß, wozu das alles nötig war, und doch bestand schließlich der letzte Triumph nicht darin, dass ich an *ihm* festhielt, sondern dass er *mich* hielt. Seine Liebe konnte mich niemals fallen lassen.

Um kurz vor zwei erreichten wir die Grenze. Ein Beamter führte uns zur Zollschranke. Erneut wurde mein ärmliches Hab und Gut durchsucht. Ich bat um meinen Pass.

»Ich habe keinen Pass für Sie«, wurde mir zur Antwort gegeben.

Das war der letzte Betrug der Regierung. Es gab genug, worüber ich mich hätte ärgern können. Ich besaß an Geld lumpige 15 Schillinge und 5 Pence, die mich auf meinem ganzen Weg durch China begleitet hatten. Das war natürlich völlig unzureichend selbst für die notwendigsten Bedürfnisse. Ich konnte auch kaum auf die Unterstützung irgendwelcher Freunde oder Missionare rechnen, denn solche würden hier nicht mehr anzutreffen sein. Aber auch das lag alles in Gottes Händen.

Mein Name wurde auf ein Stück Papier gekritzelt und den britischen Behörden gesandt. Nun wartete ich auf die Einreise-Erlaubnis. Während ich wartete, wurde neben mir eine beklagenswerte Chinesin abgefertigt. Es sah so aus, als sei irgendetwas mit ihren Papieren nicht in Ordnung, denn sie weinte bitterlich.

Ich wandte mich zu meinem Begleiter um, der mir ein Zeichen gab. Jetzt stand ich drei Meter von dem Stacheldrahtverhau ent-

fernt und konnte auf der anderen Seite das blendend weiße Gebäude der britischen Grenzstation sehen. Darüber wehte der Union Jack⁷⁵ in strahlendem Sonnenschein. Ein oder zwei Leute bewegten sich vor dem Haus, dann plötzlich kam ein Mann auf den schmalen Durchgang im Drahtverhau zugeeilt und winkte mir, hinüberzukommen – Volks-China hatte sein Opfer herausgegeben.

Ein liebenswürdiger Herr streckte mir seine feste, starke Hand entgegen und begrüßte mich mit den unvergesslichen Worten: »Willkommen in der Freiheit!« In der anderen Hand hielt er eine Visitenkarte. »Kennen Sie diesen Mann?«, fragte er mich. Ich warf einen Blick auf den Namen: Raymond J. Guyatt. Wie groß doch unser Gott ist! Dieser Mann war niemand anders als ein Christ aus meiner eigenen Gemeinde bei London, ein junger Mann, mit dem ich seit meiner Kindheit aufgewachsen und seit vielen Jahren eng befreundet war! »Er befindet sich in Hongkong und wartet darauf, Sie zu empfangen.«

Ich versuchte zu sprechen, aber nachdem ich vier Jahre lang nicht mehr mit einem Landsmann gesprochen hatte, waren meine ersten Sätze völlig durchmischt mit Chinesisch. Mir war sehr zum Weinen zumute, aber Gott schenkte mir Kraft, und ich brach nicht zusammen. Doch ich brauchte etwa eine Viertelstunde, um wieder die Herrschaft über mich selbst zu bekommen.

Ich war verwirrt und überwältigt ob der mir erwiesenen Freundlichkeit. Seit Jahren hatte ich keine menschliche Liebe mehr erfahren. Nun saß ich im Einwanderungsbüro.

»Haben Sie einen Pass?«

75 *Union Jack*: Nationalflagge des Vereinigten Königreichs.

»Nein, er ist eingezogen worden.«

Bereitwillig wurde ein Formular für mich ausgefüllt.

Der Einwanderungsoffizier lächelte, als ich das Formular unterzeichnete und sagte: »Gehen Sie am Montag nur zum Einwanderungsamt in Hongkong.«

»Kommen Sie und essen Sie etwas!«, lud mich der Mann, der mich empfangen hatte, ein katholischer Pater, freundlich ein.

Wir ließen uns in einem kühlen, luftigen Café nieder, und er bestellte die großartigsten Spiegeleier, die ich je gesehen hatte. Dazu gab es ein Glas Limonade. Ich aß mein erstes Brot seit 1949.

Nach einer halben Stunde saß ich in einem Zug, begleitet von einem anderen katholischen Pater, der es übernommen hatte, mich nach Hongkong zu bringen. In etwa 45 Minuten erreichten wir Kowloon. Im Zug befanden sich viele Soldaten. Ich drückte mich zurück in meine Ecke. Plötzlich eine solche Schar englischer Jungen um mich zu sehen, gab mir das Gefühl, als wenn ich nicht mehr zu ihnen gehörte. Ihre Gesichter sahen so frisch aus, und ihre Kleidung war so sauber und nett.

In Kowloon besorgte mir der Pater schnell eine Fahrkarte, und dann überquerten wir die Straße von Hongkong. Die Tausende von Menschen, der Hafen, der ungeheure Berggipfel und die große Stadt fesselten mich ungemein.

Nachdem wir am Landeplatz angekommen waren, befand ich mich plötzlich, bevor ich noch recht wusste, wie alles geschehen war, in einem Taxi, mit dem wir durch einige sehr belebte Straßen fuhren. Nach zehn Minuten kamen wir an einen Häuserblock. Hier hielt der Wagen, und wir stiegen aus. In der dritten Etage öffnete uns eine junge Engländerin vorsichtig die Tür, er-

staunt, einen Landstreicher in Begleitung eines katholischen Paters zu erblicken.

Es folgte ein Augenblick der Verlegenheit, denn wir waren uns persönlich völlig unbekannt. Dann sagte sie: »Jawohl, ich bin Mrs. Guyatt.«

»Ich bin Geoff Bull«, war meine einfache Antwort, und damit überschritt ich die Schwelle jenes kleinen Heimes, indem so anhaltend für mich gebetet worden war.

Ich war gerade im Badezimmer, als Raymond kurze Zeit darauf aus der Stadt zurückkehrte. Unsere Augen begegneten sich auf dem Flur. Nur zwei Worte kamen über unsere Lippen: »Geoff!« – »Ray!« Weiter konnten wir nichts sagen. Wir wussten, dass das Gebet gesiegt hatte. Gott hatte mich durchgebracht.



Der 24 000-Tonnen-Dampfer »R. M. S. Chusan« lichtete seine Anker und bewegte sich langsam und majestätisch aus dem großen Hafen. Am Kai stand eine Gruppe von Christen, und die Leute winkten und winkten, während das Wasser zwischen uns weiter und weiter zunahm. Jetzt konnte ich nur noch ein paar weiße Handtücher erkennen, und die Berge Chinas traten langsam zurück.

Ich stand oben auf einem der Decks und starrte in die Ferne. Hinter mir lag das Erlebnis der ersten sechs Wochen in Freiheit. Es hatte Nächte gegeben, da hätte ich nur auf meinen Kissen liegen und hinausschreien können – ich weiß nicht, was. Ich hatte jene erste Schriftlesung erlebt mit den Worten aus dem Korintherbrief: »Ich will die Weisheit der Weisen vernichten, und

den Verstand der Verständigen will ich wegtun.«⁷⁶ Ich hatte jenen ersten Spaziergang in die Berge erlebt und jenen Tag, als ich die Blumen betrachtete und nicht wusste, dass ich sie pflücken durfte, als ich nach einem Blatt griff und anfang zu weinen. Dann war ich am Ufer einer der Inseln entlanggepaddelt und hatte mit Freunden über einem offenen Lagerfeuer an der Küste Würste gekocht. Auch am Tisch des Herrn hatte ich gegessen und das Brot gebrochen zum Gedächtnis an ihn, der seinen Leib für mich gegeben hatte. Da hatte ich gestanden und mit meinen chinesischen Brüdern und Schwestern in Christus gesungen: »*All hail the power of Jesus' Name!*«

Diese Erlebnisse, kostbarer für mich, als Worte es ausdrücken können, taten ihre heilende und stärkende Wirkung, und doch war meine Seele noch ruhelos. Eine Stunde verging, und das Land verschwand am Horizont. Nun gab es nur noch den großen, unbegrenzten Dom des Himmels und überall um uns her die mächtige See, ungewöhnlich ruhig und still. Keine Stimme der Kampfdiskussionen mehr, keine barschen Befehle von Wärtern oder Posten, selbst das Geräusch der Stadt lag weit zurück ...

Erneut erfüllte der Friede Gottes mein Herz, um es ganz in Beschlag zu nehmen. Als die Nacht hereinbrach, sah ich noch einmal die uferlose Ferne. Es schien mir alles wie das Ende eines Buches, und doch – war es nicht vielleicht ein neuer Anfang?

76 1. Korinther 1,19.